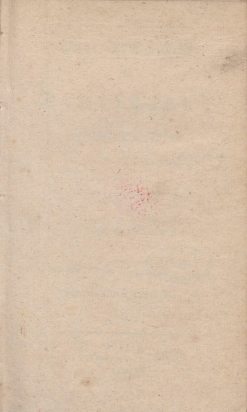


D685





Neue Monatschrift
für
Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

LLg

herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neumann,



Vier und dreißigster Band.

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1831.

SECRET

TOP SECRET

CONFIDENTIAL

CONFIDENTIAL



SECRET



Inhalt des vier und dreißigsten Bandes.

	S. 11.
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des preussischen Staats. (Fortsetzung)	1
Allgemeiner Charakter der Regierung des Kaiserthums Friedrich Wilhelm.	
Staatsoekonomischelche Aphorismen. (Fortsetzung)	32
Was kann zur Milderung und Vermeidung der Ge- fahren geschehen, welche in großen Städten der reichste Volkstheil oder Pöbel erzeugt?	51
Ueber eine vor Kurzem erschienene Zeitschrift politi- schen Inhalts.	63
Ein Vorschlag, betreffend das Intelligenzwesen im Preussischen Staat.	90
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des preussischen Staats. (Fortsetzung)	103
Was von den Leistungen des Kaiserthums Friedrich Wil- helm, des Brandenburgischen Kaiser Reichthums die wichtige Einheit zu geben, und von seinem Über- flusse gegen die Herausforderungen Zeitschrift des Vor- gehens.	
Staatsoekonomischelche Aphorismen. (Fortsetzung)	141
Ueber die Unschädlichkeit und den Werth arbeitender Maschinen.	158
Nachtrag zu den freimüthigen Bemerkungen eines Ep- ikuri.	177
Ueber den Verfall der Wissenschaften in England.	201
(Aus Quarterly Review No. LXXXVI.)	

	Seite
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des preussischen Staats. (Fortsetzung.)	225
Die acht letzten Regierungsjahre des grossen Kurfürsten; sein Hinstell und Charakter.	
Staatswirtschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) .	256
Ueber den Verfall der Wissenschaften in England. (Fortsetzung.)	267
Ueber schriftliche Verfassungsentwürfen, politische Mündigkeit des Zeitalters und getheilte Initiative. .	283
Ein Entschreiben an den Herrn Hofrath A. L. D. Völk.	
Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Errichtung höherer Bürger Schulen und über ihr Verhältniß zu dem jetzt bestehenden Gymnasien	309
Untersuchungen über die allmähliche Entwicklung des preussischen Staats. (Fortsetzung.)	341
Regierung Friedrichs des Dritten, ersten Königs von Preussen.	
Staatswirtschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) .	375
Ueber den Verfall der Wissenschaften in England. (Schluß.)	391
Ueber das Geschrei nach Garantien	408
Ueber die nachtheiligen Folgen des neuen französischen Wahlgesetzes.	425
St. Simons Leher	443

U n t e r s u c h u n g e n

über

die allmähliche Entwicklung des preussischen
Staats.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Allgemeiner Charakter der Regierung des Kurfür-
sten Friedrich Wilhelm.

W ill man gründlicher, als es bisher geschehen ist, er-
forschen, auf welchem Wege Friedrich Wilhelm, während
seiner acht und vierzigjährigen Regierung, den Beinamen
des Großen erwarb: so muß man, vor allen Dingen,
Rücksicht nehmen auf die Nothwendigkeit, worin sich die
europäische Welt nach dem Abschluß des westphälischen
Friedens befand, die gesellschaftliche Ordnung durch eine
neue Kraft zu sichern, die ihren Charakter nur im Physi-
kismus haben konnte.

Wenn in einer früheren Periode des Mittelalters die
Beherrschung der Gesellschaft hauptsächlich dem Priester-
stande zu Theil geworden war: so hatte dies seinen an-

den Grund gehabt, als daß, bei der geringen Theilung der gesellschaftlichen Arbeit und bei dem Mangel an beweglichen Reichthümern, verbunden mit unbedeutenden Fortschritten in den geistlichen Wissenschaften, eine andere Art der Beherrschung nicht wohl möglich gewesen war. Hätte man selbst im fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert stehende Poete unterhalten wollen: so würde es dazu an den nöthigen Mitteln gefehlt haben. Diese konnten, nach allem, was die Erfahrung darüber aufzeigt, nur sehr allmählig erwecken werden; namentlich dadurch, daß der Geizdrang aufhörte, alleiniger Reichthum zu sein. Erfindungen und Entdeckungen kamen dabei zu Hülfe. Wie die Erfindung des Schießpulvers dahin wirkte, das Ansehen der Priesterschaft zu vermindern, ist an andern Orten erklärt worden. Die Entdeckung einer neuen Welt, in Folge der Anwendung der Magnetnadel auf die Navigation, gestörte alle bis dahin bestandenen gesellschaftlichen Verhältnisse. Jene Kirchenverbesserung, die ihr auf dem Fuße folgte — was war sie ihrem Wesen nach? Ein Bestreben, der Welt in ihrem erhöhten Kultur-Grade die Lehre zu geben, deren sie bedurfte, um mit sich selbst in Harmonie zu kommen. Nichts ist indeß schwieriger, als die Verdeutlichung einer Lehre, die viele Jahrhunderte hindurch gelehrt hat, und eben so sehr durch eine gut berechnete Abflusung der Autorität, als durch kraftvolle Institutionen und machtvollende Ausstattungen unterstützt ist. Daher der lange Kampf des Protestantismus gegen den Katholicismus. Dieser Kampf hatte bereits ein Jahrhundert gedauert, als es der Mühe noch schien, einen letzten Versuch zur Wiederherstellung der alten Lehre zu machen. Daß er schiedlich, hatte seinen

legten Grund in dem Umstande, daß sich weder die Zeit, noch die Entwicklung, welche sich an dieselbe knüpfte, zurückstellen lassen. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich auf allen Punkten, wo dieser Versuch gemacht wurde, wenn gleich mit verschiedenen Modifikationen. Es blieb demnach nichts Anderes übrig, als die verbessernde Lehre neben der nicht zu verbessernden (denn dafür wollte die katholische gelten) bestehen zu lassen. Da nun auf diese Weise die Einheit der Lehre für die europäische Welt verloren gegangen war: so mußte man darauf bedacht seyn, den gesellschaftlichen Frieden, so weit er bisher durch die Lehre bewahrt worden war, durch ein anderweitiges Mittel zu beschützen. Dies Mittel aber fand sich, wie von selbst, durch den dreißigjährigen Krieg und durch die wesentlichen Veränderungen, welche der westphälische Friede in den Besitzstand gebracht hatte. Schmedraus, wie Frankreichs Erwerbungen in Deutschland wollten beschützt seyn. Gab es dazu ein anderes Mittel, als stehende Heere? Gustav Adolf's Schöpfung — die vollkommenste, die es in diesen Zeiten gab — wurde von Ludwig dem Viertheen angenommen und weiter ausgebildet. Wer aber hätte zurückbleiben mögen! Und so ist demnach die Einführung der stehenden Heere in Europa nach der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die natürliche Nachgeburt eines nur allzu langen Kampfes um die gelten sollende Lehre, und, als solche, das Surrogat derselben, mit der Bestimmung, so lange fortzudauern, bis die Einheit der Lehre wieder hergestellt ist.

Für den Kurfürsten Friedrich Wilhelm war die Ausforderung zur Bildung eines stehenden Heeres, welchem ge-

ringen Umfang dieses auch für den Augenblick erhalten mochte, nur allzu dringend. Was der Kurfürst während des dreißigjährigen Krieges gelitten hatte, das verkannte er hauptsächlich dem Mangel eines solchen Herrsch. Ihn waren diese Zeiten zwar vorüber; doch was verbürgte die Nicht-Wiederkehr derselben? Hinsichtlich der Erhaltung des innern Friedens, der Wirksamkeit einer protestantischen Gesellschaft vertrauen, würde von Seiten des Staats-Oberh. unverantwortlich gewesen seyn; denn diese Gesellschaft, wesentlich im Keimzustand lebend, war nur allzu streitsüchtig, und eben dadurch nur allzu geneigt, die öffentliche Ruhe ihren Leidenschaften aufzuopfern. Die Vergrößerung, welche dem Kurfürsten durch den westphälischen Frieden zu Theil geworden war, schloß keine Verwundung in sich; und sollte die Autorität des Fürsten eine Art von Allgegenwart gewinnen, so gab es dazu kein anderes Mittel, als — Aufstellung von Kräften, die seine Gewalt vermittelten. Noch mehr forderten die äußeren Verhältnisse zu der genannten Schöpfung auf. Durch den langen Kampf, von Karl dem Fünften an bis zum Uebergang desselben im westphälischen Frieden, war es deutlich geworden, daß sich in Europa ein Staaten-System gebildet hatte, wodurch dem deutschen Reiche seine Erhaltung gesichert wurde; fremde Staaten hatten den Schutz desselben feierlich übernommen, sein Heil hing also nicht mehr, wie ehemals, gänzlich von der kaiserlichen Lehn, einem früheren Mittelpunkte, ab. Wenn demnach Treue gegen den Kaiser bis zum Eintritt des sechszehnten Jahrhunderts eine Tugend, oder wohl gar eine Pflicht deutscher Fürstenthümer gewesen war: so hatten die Ereignisse des dreißigjährigen Krieges diese Tugend oder

diese Pflicht in den Hintergrund gestellt. Der Kurfürst hatte durch die Verbindung des römischen Hofes mit dem österreichischen allzu sehr gelitten, als daß er die fast persönliche Zuneigung seines Hauses gegen das habsburgische hätte in sich fortsetzen können. Man sieht endlich noch die Lage des Kurstaats in Betrachtung, um zu begreifen, wie hart die Einlösung war, in weit getriebener Unabhängigkeit vom Reiche und von dem Kaiser zu bestehen.

Wen ließ sich diese Aufgabe immer nur durch die Schöpfung eines stehenden Heeres. Doch, wie diese Schöpfung zu Stande bringen in einem Lande, das unter den Soldaten des dreißigjährigen Krieges so stark gelitten hatte? Nicht unglaublich wird versichert, daß das ganze Staatseinkommen in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm nicht über 400,000 Thaler betragen habe. Mit einer so mäßigen Summe, auch wenn sie den doppelten, ja den dreifachen Werth, den sie in unseren Zeiten repräsentirt, in sich geschlossen hätte, nicht bloß den Zivil-, sondern auch den Militär-Etat zu bestreiten, im Fall der letztere noch mehr umfassen sollte, als einige Compagnien Hausenuppen, die als bloße Söldneren gedacht werden konnten, war schlechthin unmöglich. Der Kurfürst mußte demnach, vor allen Dingen, auf die Vermehrung des öffentlichen Einkommens bedacht sein. Zu diesem Endzweck gab es kein wirksameres Mittel, als Wiederbesiedelung des Kurstaats; denn im sechzehnten Jahrhundert, wo die Macht des Maschinen-Wesens noch unbekannt war, entfiel die Hälfte der arbeitenden Hände über die Hälfte des Productes, auf dessen Vermehrung es ankam. Die Verbindung nun, worin der Kurfürst, von Jugend an, mit dem Hause Oe-

nien gefunden hatte, vornehmlich aber seine Vermählung mit der lebenswüthigen Louise Henriette, ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, scheint die Erregung, deren es bedurfte, am wirksamsten gefördert zu haben; zum vereinigen waren Holländer die ersten Einwanderer. Was aber auch von dieser Seite geküßt werden mochte: immer bedurfte es solcher Einrichtungen, wodurch der Kurfürst unabhängiger wurde von den Bewilligungen der Stände. Die Louise hatte blüht zu den Steuern gehört, welche nur von Zeit zu Zeit von den Ständen bewilligt waren. Mit guten Ständen drang der Kurfürst auf eine bleibende Bewilligung, und er erhielt dieselbe trotz den Warnungen des Herrn Kurt von Burgsdorf, der eine längere Zeit lang sein Vertrauen gehabt hatte, und, zurückgekehrt, sich dadurch zu rächen suchte, daß er den Adel des Landes aufmerksam machte auf den ihm drohenden Verluſt seiner Privilegien, wenn er in die Forderung des Kurfürsten willigte. Eine andere Quelle vermehrten Einkommens war die Einführung des sogenannten Hinterpfandes, d. h. einer Summe von 40 Thälern zum Ersatz für den Lehndienst, wozu der Adel verpflichtet war, und der nun nicht länger gefordert wurde.

Es versteht sich wohl von selbst, daß auf einer so schwachen Grundlage, wie der Kurfürst beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms dachet, kein stehendes Heer von größerem Umfange errichtet werden konnte; auch waren 6000 Mann der erste Keim, aus welchem sich nach und nach die zahlreichen Schaaſen der preussischen Armee entwickelten. Jenem Keime Weiz und Heum zu geben, sah Friedrich Wilhelm sich genöthigt, gekür Generale ins Land

zu sehen; denn, was man nicht selbst erlangen kann, das muß man auf der Fremde beziehen.

Die vorzüglichsten seiner Generale waren Georg von Derslinger, der Herzog von Schomberg, Otto Christoph von Sparr und Christoph von Rannenberg. Unter diesen verdient Georg von Derslinger unstreitig die meiste Aufmerksamkeit, weil er sein Glück nur seinen ursprünglichen Anlagen und seinen Verdiensten verdankte. Als Obersterreichischer Kaserthum von armen Eltern geboren, und für das Schneiderhandwerk erzogen, trat er zuerst in sächsische Kriegsdienste, wo er gemeiner Reiter wurde. Die Natur, welche bei Vertheilung ihrer Gaben keinen Stand besonders begünstigt, hatte ihm indeß die Anlage zu einem Soldaten in einem so hohen Maße verliehen, daß er, nach verschiedenen Proben von Tapferkeit und Geschicklichkeit, zum Offizier-Ränge erhoben wurde. Als Offizier trat er in schwedische Dienste, und grüdete sich unter Gustav Adolph so aus, daß dieser ihn zum Oberstlieutenant ernannte. Unter der Königin Christine erhielt er Generaladjutant-Rang; und als diese Königin niederlag — eine Begebenheit, deren weiter unten ausführlicher gedacht werden wird — trat er in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg. Was er diesem leistete, war so bedeutend, daß Friedrich Wilhelm sich bei dem Kaiser für ihn um den Reichsfürstenthumsrang bewarb. Bei dem allen war sein Verdienst nicht abgeschlossen in Tapferkeit. Ist das Höchste, was die menschliche Natur erreichen kann, darin wiederzufinden, daß ein Einzelter unter den Tapfern für weise, und unter den Weisen für tapfer gilt, so war dies Höchste in dem Feldmarschall Derslinger angetroffen. Ohne An-

maßung, ohne Feld, verfolgte er immer nur den Weg, der ihm der geradeste schien; und indem sein Rath für alle Vorkommnisse des Lebens ausreichte, erniederte er eines Tages den Hengst von Helsingborg, als dieser ihn auf eine ungarte Weise an seine Abkunft erinnerte: „Es ist wahr, daß meine Eltern mich für die Elbe bestimmten; doch die Verfassung hatte mich für den Degen bestimmt, und mit diesem verleihe ich alle Dingen zu messen, die mich beleidigen möchten.“ Wir haben diesen Zug aus keinem andern Grunde wieder angeführt, als weil er beweiset, daß, da in jedem ächten Soldaten Ideal und Leben eins sind, auch Gleichmuth und Gefühlsgegenwart nicht von ihnen weichen.

Durch die rastlosen Bemühungen dieser Männer wurde das brandenburgische Heer in dem kurzen Zeitraum von 10 Jahren bis auf 25,000 Mann verstärkt. Der Flächenraum des Fürstenthums betrug, nach dem Abschluß des westphälischen Friedens, 2046 Quadratmeilen; nämlich durch das Hingekommen von Halberstadt mit Verden, Rheinfein und Hohnstein zu 40, von Magdeburg mit Mansfeld zu 104, von Minden zu 31, von Hinterpommern mit Jauerburg, Stettin und Kammin zu 419 und von dem Schwedischer Kreis zu 8 Quadratmeilen. Wie stark die Bevölkerung dieser Theile war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Nur mit ihr und mit der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes konnte indeß die Vermehrung des stehenden Heeres erfolgen. Die Organisation desselben entsprach der schwedischen. Jedes Bataillon faßte sich aus 4 Kompagnien, und jede Kompagnie aus 150 Mann. Die Reiterei theilte sich in Schwadronen, von welchen

jede 120 Mann zählte. Zwei Dritttheile des Fußvolks trugen Kuckstern, welche in dieser Zeit noch mit Hunden abgefrumt wurden; diese wurden Kuckstierre genannt. Das übrige Dritttheil führte Pistolen und die Benennung der Pikinier.

Die Infanterie war aus beiden Waffenarten zusammengesetzt. Nach übriggebliebenen Berichten war ihre Kleidung sehr vollständig; denn zu jedem Rock wurden — fast unglaublich — sechs Ellen Tuch und sechs Ellen Zeug zum Unterfutter gegeben. Die Zahl der Kuckstiere an diesem Rocke belief sich auf 3 Duzend große, und auf anderthalb Duzend kleine; beide waren von Fenn. Die übrigen Uniformstücke bestanden aus einem Koller, einem Wamms und Ärmeln von Hirsch- oder Elend-Haut. Ein breites Bandelirt von Leder, an welchem die Patronen nebst Zantzen befestigt waren, wurde von der einen Schulter getragen; die andere trug ein Wehrgehäuf mit einem Degen. Den Kopf der Kuckstiere bedeckte ein Hut mit einem Federbusch. Die weiten Hosen derselben, so wie ihre Schuhe, waren mit Bandtschloffen versehen. Die Pikinier unterschieden sich von den Kuckstieren im Anzuge durch ein Koller. Beide Waffengattungen hatten Mäntel, die bei Kälte aufgewickelt wurden. Der Offiziersstand war ausgezeichnet durch Ringfragen, Schärpe, Achselband auf der rechten Schulter und schönes Wehrgehäuf; Unterscheidungen die sich lange erhalten haben und zum Theil noch fortbauern. Die Reiterei trug lederne Kollets, einen Zeugharnisch und um den Leib eine Schärpe. Der Fess wurde in diesen Zeiten noch nicht zur Zierde des Soldaten gerechnet; man trug das Haar frei; nur Offiziere erschienen

in Perücken, stüßten diese von Brautreich und Mode geworden waren. Die Perücken wurden gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms abgeschafft; und mit dem Wackelstein ging in sofern eine Veränderung vor, als sie gelöst wurden, aus freier Hand, d. h. ohne die bis dahin gebrachten Sabeln, zu schießen, wiewohl noch immer die Lunten gebraucht wurden.

Neben diesen kaiserlichen Truppen gab es noch eine längere Zeit eine Art von Land-Miliz. Sie führte die Benennung der Wibrangen: eine Benennung, deren Ursprung gewisshast ist. Zusammengebracht von den Städten, trugen die Wibrangen linne Knie, und führten Piken. Wie viel Muthsucht ihnen eigen war, und was sie in einem Krieg-Expiren zu leisten vernachlässen, dessen Hauptmorce des Feuersgewehr getrieben war, läßt sich ohne Mühe errathen. Sie verschwanden aus der neuen Ordnung der Dinge in demselben Maße, wein diese an Größe und Umfang gewann.

Raum verdient bemerkt zu werden, daß das Geschützwesen je mehr und mehr emporkam. Wie es scheint, hatten die Kurfürsten diese Waffe, mit welcher sie sich zuerst Bahn brachen, nie vernachlässigt. Es fällt zum wenigsten auf, daß Friedrich Wilhelm bei der Belagerung Stettin's achtzig Stücke schwerer Geschützes gebrauchte, ohne daß sich sagen läßt, sein Vorrath sei dadurch erschöpft worden.

Die Schöpfung eines stehenden Heeres konnte übrigens nicht verschlen, den ganzen gesellschaftlichen Zustand des Kurfürstentums zu verwandeln. Am stärksten wurde der Adel dadurch in seinen Verrichten erschütert. Früher gewohnt, sich dem Landesherrn mit dem einzigen Unterschiede,

den der größte Reichthum des letztern bildete, gleichzustellen, und mit dem spanischen Edelmann des sechzehnten Jahrhunderts zu sagen: „ich bin ein eben so guter Edelmann, als der König, nur daß dieser reicher ist, als ich.“ sah er sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts zur Anerkennung einer ihm unwiderrstlichen Aueracht genöthigt. Das Land, ehemals ein zusammengestopft aus Schollen, deren Eigenthümer fast unumschränkte Gewalt übten, verwandelte sich in einen Staat, d. h. in eine geordnete Gesellschaft, deren Bestandtheile die Kraft der Gesetze zu fühlen begannen. Die Leibeigenschaft mußte in demselben Maße verschwinden, als dem Bearbeiter jeder einzelnen Scholle ein Vaterland dargeboten wurde, zu dessen Vertheidigung er sein Blut versprechen konnte. Der Unterschied zwischen Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit stellte sich also dadurch fest, daß der Grundeigenthümer das Recht verlor, seinen Leibeigenen an der Theilnahme zu verhindern, so oft es eine Vertheidigung des großen Ganzen der Gesellschaft galt. Was darin noch mangelhaft blieb, konnte nur durch die Fortschritte der Kultur vervollständigt werden. Inzwischen hatte der Grundbesitzer in dem sichenden Meer einen Absatz für seine Nachkommenschaft gefunden: einen Absatz, der ihm, wenn er sich durch Theilungen nicht zu Grunde richten wollte, unentbehrlich war, indem er ihn in dem verbesserten Reichthum verloren hatte. Ihn bezeugend, besaß er in einer Periode, wo der bewegliche Reichthum noch nicht den Ausschlag über den unbeweglichen gegeben hatte, den Offiziersstand mit seinen Eöhnen; und indem diese Unterwerfung und unbedingten Gehorsam lernten, erfolgte eine Verwandlung der Gesinnungen, deren

ligtes Ergebniß Liebe und Vergebung für denjenigen war, welchem trosten zu dürfen bis dahin ausschließend für Ludwig gegolten hatte. Kurz: die Monarchen, die, bis zur zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, kaum noch etwas mehr, als bloße Benennung gewesen war, bekam Bestand und Wirklichkeit durch die stehenden Herrn.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war in der Organisation seines stehenden Heeres noch nicht weit vorgeschritten, als sich ihm eine dringende Veranlassung zur Ausrückung desselben bot. Damit verhielt es sich, wie folgt.

Zwischen dem Kurfürsten und dem Herzoge von Pfalz-Neuburg war im Jahre 1647 ein neuer Vergleich zu Stande gebracht worden, nach welchem dem Kurfürsten Rheine, Mark und Ravensberg, dem Herzoge oder vielmehr dem Pfalzgrafen, Jülich, Berg und Ravenshein zugesichert, und den Protestanten in den neuburgischen Ländern die Religions-Freiheit gewährleistet war. Die Zahl der letzteren belief sich auf nicht weniger, als 60,000. Da nun die Katholiken seit dem Jahre 1624 in dem Gebiete des Pfalzgrafen die Oberhand gehabt hatten, und da der westphälische Friede der, in dem eben genannten Jahre herrschenden Partei erlaubte, keine andere Partei neben sich zu dulden: so thate der Pfalzgraf, er sei nicht gebunden durch den mit dem Kurfürsten geschlossenen Vergleich. Eine heftige Verfolgung der Protestanten war die Folge dieses Wahns: ihre Prediger wurden verjagt, ihre Kirchen geschlossen, die Einkünfte der letztern in Beschlagnahme genommen, und auch hiermit noch nicht zufrieden, sahen die Verfolger sich genöthigt, bei vorkommenden Processionen die Straßen mit Stroh und Blasen zu bestreuen, und vor der

vorübergehenden Hesse niederzulegen. Man sieht hieraus, wie wenig die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges zum Nachdenken über die wahre Ursache desselben eingeladen hatten.

Der Kurfürst konnte aus einem doppelten Grunde nicht gleichgültig bleiben gegen ein so aberschmafftes Verfahren: einmal mußte der Nachhabe des Vergleichs erfüllt werden, wenn dieser überall einen Werth haben sollte; zweitens war der ihm entzogene Theil der rheinischen Erbschaft dem Pfalzgrafen nur für's Erste zugesprochen, und das Ganze dem Hause Brandenburg vorbehalten worden. Aus diesen Gründen, und weil alle gütliche Vorstellungen fruchtlos blieben, entschloß sich Friedrich Wilhelm zur Anwendung von Gewaltmitteln. Er sendete also den in seine Dienste getretenen General Sparr mit einem hinreichenden Truppen-Korps ins Bergische, ließ dasselb verschiedene Dörfer besetzen und machte bekannt, daß er die Unterthanen des Pfalzgrafen als Rebellen bestrafen würde, wessern sie ihrem Landesherren nicht den Gehorsam aufrichteten. Was in der letztern Maßregel zu viel war, hatte seinen Grund unstreilig in der Schwäche der von ihm angewendeten Gewaltmittel. Wie es sich auch damit verhalten mochte: ganz Deutschland gerieth darüber in Angst und Bewegung. Unmittelbar nach dem Abschluß des westphälischen Friedens die Flamme des Krieges von neuem ausbrechen zu sehen, war eine Erscheinung, welche um so stärker beunruhigte, je weniger man darauf vorbereitet war. Von allen Seiten drang man in den Kurfürsten, daß er den Streit durch eine friedliche Unterhandlung beilegen möchte. Dieser war dazu erbötig; doch fast in demselben Augenblicke, wo eine per-

Söuliche Zusammenkunft zwischen ihm und dem Pfalzgrafen
 Statt finden sollte, erhielt dieser des Reichs Raths des
 Wirten, Herzogs von Lothringen, welcher, durch Frank-
 reich aus seinen Staaten vertrieben, wie Friedrich der
 Zweite in seinen brandenburgischen Denkschriften sich
 darüber ausdrückt, „mit einem kleinen Truppen-Korps in
 Deutschland das Leben eines Tartaren führte.“ Die per-
 sönliche Zusammenkunft fiel also weg; und welche Brügnis
 Friedrich Wilhelm immer zu einer friedlichen Beilegung des
 Streits haben mochte: so blieb ihm doch nichts anderes
 übrig, als seinem General zu befehlen, daß er vertheidig-
 ungswise zu Werke gehen möchte. So blieben die Dinge
 im Gleichgewicht, bis gegen das Ende des Jahres 1651
 kaiserliche Bevollmächtigte erschienen, welche es im Oktober
 des eben genannten Jahres zu dem Beschluß brachten: daß
 beide Fürsten ihre Truppen aus einander gehen und die
 Streitigkeiten durch unparteiische Schiedsrichter beilegen
 lassen sollten. Es versprachen von jetzt an noch 15 Jahre,
 ehe der lange Streit — er hatte ein volles halbes Jahr-
 hundert gedauert — auf eine definitive Weise durch einen den
 6. Septbr. 1666 geschlossenen Vergleich beigelegt wurde:
 durch einen Vergleich, nach welchem das Herzogthum Riene
 mit den Herrschaften Mark und Ravensstein dem Kurfür-
 sten, die Herzogthümer Jülich und Bergen und die beiden
 Herrschaften Winzenhal und Verloren dem Pfalzgrafen
 verblieben. Die Herrschaft Ravensstein blieb für den Augen-
 blick noch freilig. Schiedsrichter, mit beider Fürsten Ge-
 nehmigung ernannt, sollten ihr Schicksal bestimmen; doch
 ehe es dazu kam, überließ der Kurfürst dem Pfalzgrafen
 diese Herrschaft, im Jahre 1671, gegen eine Entschädigung

von 50,000 Thalern und gegen den Besitz der Grafschaft Wörrö, welche jedoch bis zum Jahre 1702 in der Gewalt des Erbstatthalters blieb.

So verhielt es sich mit dem ersten Gebrauche, den der Kurfürst von seinem schweben Heere machte. Ein zweites konnte nicht lange ausbleiben; der dreißigjährige Krieg hatte Heigungen und Geschickheiten zurückgelassen, welche nicht sogleich verdrängt werden konnten. Die Resignation einer Königin von Schweden wurde die fruchtbare Veranlassung zu einer Bewegung, die den europäischen Norden umfaßte, und folglich auch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu neuen Anstrengungen aufregte.

Christine, die einzige Tochter Gustav Welfs, hatte kaum ein Alter von sechs Jahren zurückgelegt, als sie zur Nachfolge ihres großen Vaters auf den schwedischen Thron ernannt wurde. Diesen Anstand anzuführen, heißt zu erkennen geben, daß das schwedische Reich, wenn gleich in ihrem Namen, ohne ihre Mitwirkung regiert wurde. Wenn eben diese Königin in einem Alter von 28 Jahren abhandte, so darf man annehmen, daß der Adel der Staatsgeschäften ihr Hospitienweggrund war. Nicht unglaublich wird berichtet, daß sich mit demselben eine entschiedene Abneigung von der Person des Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken verbunden habe: einem nahen Verwandten, den die Reichshöfde zu ihrem Gemahl chosen hatten. Dieser Fürst wurde an ihrer Stelle König von Schweden, nachdem er ein Alter von 32 Jahren zurückgelegt hatte. Aufgewachsen im Kriege und unter Schwedens Fahnen für den Militär-Ruhm erzogen, ließ er, gleich bei seiner Thronbestiegung, erwarten, daß er jede Bekymmer, Schwedens

Ansehen in der europäischen Welt ausstrahlt zu erhalten, mit Begierde ergriffen würde.

Den geheimen Wunsch seines Herzens zu befriedigen, gab Johann Kasimir, König von Polen, ihm die nächste Veranlassung dadurch, daß er die Ansprüche seiner Vorfahren auf die schwebische Krone erneuerte; eine Art von Herausforderung, welche Karl Gustav zur Erweiterung seines eigenen Reichthums zu benutzen gedachte. Sobald nun der Krieg gegen Polen von ihm beschlossen war, bewarb er sich um ein Bündniß mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dessen Zustand ihm in jeder Beziehung vortheilhaft war; am meisten durch die Lage der preussischen Häfen. Der Kurfürst hatte im Betracht zu sehen, daß er, als Herzog von Preussen, Schutzbürger der polnischen Krone war. Sofern nun der König von Schweden verlangte, daß die Häfen von Pillau und Memel ihm geöffnet werden sollten, verwarf Friedrich Wilhelm diese Forderung ganz unbedingt, mit dem Einwürfe, „daß, wenn die Absicht des Königs von Schweden gegen die Russen gerichtet wäre (welche sich um eben diese Zeit eines Theils von Ruckhausen bemächtigt hatten) er selbst 8000 Mann zur Vertheidigung derselben ins Feld zu stellen.“ Gleichzeitig warnte der Kurfürst die polnische Republik vor der ihr drohenden Gefahr. Die gegenseitige Stimmung der Gemüther machte jedoch den letztern Schritt vergeblich; dochend auf die gute Einsinnung des Lehnvassallen, bat Johann Kasimir um die Unterstützung des Kurfürsten mit Geld und Truppen, durch eine private Gesandtschaft sogar um Hülfselder zur Befreiung der Kriegskosten. Hierauf eingegangen verbot dem Kurfürsten seine genaue Kenntniß des Innern der polnischen Republik,

die, zumal wenn sie in ihrem Verstande, unerschütterlich in ihren Gesinnungen, ohne organischen Zusammenhang, und folglich auch ohne Vaterlandsliebe, nur allzu geringt war, die ganze Last des Krieges einem Bundesgenossen aufzubürden, welcher für alle dargebrachten Opfer sich zuletzt mit der Ehre, als Beherrscher seine Pflicht gethan zu haben, begnügen sollte. Des Kurfürsten Antwort war also: „unvermeidlich, das von ihm befürchtete Unglück abzuwenden, würde er wider seine Regenten-Pflicht handeln, wenn er das Wohl seiner Freuden eine Republik aufopfern wollte, die seine Dienste mit Unlauf belohnen würde.“

Friedrich Wilhelm vorherrschender Gedanke war, in dem unvermeidlich bevorstehenden Kriege neutral zu bleiben. Doch Neutralität ist nur selten dem schwächeren Theile gestattet. Ohne irgend eine Nachfrage zu thun, brach der General von Wittberg mit einem sächsischen Corps, von Pommeren aus, durch die Heumark nach der polnischen Gegend auf; und kaum war dies erreicht, als zwei Palasinate von Grosspolen sich dem General Seinhof ergaben. Hierüber blieb dem Kurfürsten keine andere Wahl, als die Sicherheit des Herzogthums Preussen wahrzunehmen. Mit einem Corps von 8000 Mann glaubte er diese Aufgabe lösen zu können. Er machte jedoch nur allzu bald die Erfahrung, daß dieses schwache Mittel dazu nicht ausreichte.

Während sich die Schweden Groß- und Klein-Polen bemächtigen, und sich, nach der Besetzung Warschens, den russischen Grenzen näherten, um in diesem Lande ihre Winter-Quartiere aufzuschlagen, schloß Friedrich Wilhelm zwar ein Bündniß mit den polnisch-preussischen Feinden, allein, indes Johann Kasimir verstarb, handelte Karl Gustav,



Nach der nur allzu leichten Eroberung des polnischen Preussens, brach er mit einer Macht, welcher das schwache Oer des Kurfürsten nicht gewachsen war, nach Kleinpolen auf, wo Friedrich Wilhelm, abgeschnitten von seinen deutschen Ländern, verlassen von Holland, nicht unterstützt von Polen, gegen seinen Willen in eine Friedensunterhandlung einzugetreten genöthigt war. Johann Kasimir hatte, um den Kurfürsten an sich zu fesseln, ihm und seinen männlichen Nachkommen die Souveränität des Herzogthums Preussen, außerdem aber noch verschiedene andere, nicht unerhebliche Vortheile versprochen. So freigebig war Karl Gustav freilich nicht. Polen als eine Eroberung betrachtend, über welche zu verfügen er das Recht erworben hatte, zerriß er das Bündniß, wodurch der Kurfürst bisher an dies Reich geknüpft gewesen war, machte das herzogliche Preussen zu einem schwedischen Lehn und bedung sich dafür den freien Durchzug schwedischer Truppen durch die Länder des Kurfürsten, so wie den freien Eingang schwedischer Schiffe in preussische Häfen, außerdem aber noch einen Beistand von 1000 Mann Fußvolk und 500 Mann Reiterei in dem gegenwärtigen Kriege.

Ein Vertrag dieses Inhalts wurde zu Anfang d. J. 1656 zu Königsberg geschlossen und in einem besondern Artikel festgesetzt, „daß, nach Eröfchung der Kurlinie Brandenburg, das Herzogthum Preussen an Schweden zu rückfallen soll.“ Man sieht, wie viel der Kurfürst sich in seiner künftigen Lage gefallen lassen mußte! Die einzige Entschädigung, welche er für so viele Opfer erhielt, bestand darin, daß das Bisthum Ermland als ein weltliches Bisthum zum herzoglichen Preussen geschlagen wurde...

Die Wendungen des angefangenen Krieges erweiterten den Kurfürsten aus dem Bedrängniß, worin er durch sein Neutralitäts-System gerathen war; denn während Karl Gustav mit seiner Hauptmacht in Preußen verweilte, sandt Johann Kasimir, von dem Kaiserthum des deutschen Kaisers unterstützt, das Reich die Schweden aus Polen zu verjagen. In einem Lande, dem es täglich an festen Plätzen fehlte, mußte eine zahlreiche Heitere, kosten es auf Beförderung ankam, wunderbare Dienste leisten; und Johann Kasimir sandt diese in den Tartaren und Polen, die er für Geld und gute Worte auf die Seine brachte. Hier-gegenüber Mann starb, säuberten sie das Land so, daß auch Warschau für die Schweden verloren ging. Walter zum Karl Gustav nicht alle errungenen Vortheile einbüssen: so mußte er dem Kurfürsten bessere Bedingungen gemachen. Dies geschah in einem am 13. Juni 1656 zu War-rienburg geschlossenen Bündnisse, worin Friedrich Wilhelm sich verpflichtete, dem Könige von Schweden bei jedem Angriff, der auf ihn gemacht werden würde, mit 4000 Mann beizustehen, und dagegen die Zusage eines Heerhaufens von 6000 Mann im gleichen Falle erhielt. Beide Fürsten hatten hierauf eine Zusammenkunft in Polen, in welcher ein Angriff auf Johann Kasimir verabredet wurde, der sich mit seinem 40,000 Tartaren und Polen bei Warschau verschanzt hatte; beide brachen etwa 30,000 Mann zusammen, mit welchen sie nach der Hauptstadt des Reichs vorzogen: der Kurfürst über Masuren, um, am Zusammenflusse des Vistula und der Weichsel, zu den Schweden zu stoßen.

Da die bevorstehende Schlacht die erste war, welcher

der Kurfürst beabsichtigte: so ist es wohl kein Wunder, wenn er mit einiger Jagdbastigkeit in dieselbe ging. Zwei französische Minister (der Baron von Mangoust und von Lemercier) besaßen sich mit einer Vertheilung der Esterházy's, doch ohne das Mindeste auszurichten. Stolz auf die numerische Ueberlegenheit seiner Truppen, erwiderte ihnen Johann Kasimir: „es könne nicht die Absicht ihres Königs seyn, ihm einen Sieg zu entreißen; dem genehmten Herzoge von Preussen, dessen Organe sie ihm zu seyn schienen, möchten sie sagen, daß er nie werde zu Gnaden aufgezogen werden, auch wenn er Feind um Vergebung seines Verbrechens bäte.“ Johann Kasimir ging in seinem Vertrauen noch weiter; denn als die französischen Minister nicht aufhörten, ihn mit ihren Vorstellungen zu belästigen, brach er die Unterredung mit den Worten ab: „ich habe nur einmal die Schweden zum Frühstük für meine Tartaren bestimmt, und was den Kurfürsten betrifft, so werde ich ihn nach einem Orte bringen lassen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen sollen.“

Sobald die Verbündeten über den Weg, die Polen und Tartaren über den Weichselstrom gegangen waren, waren die wesentlichsten Hindernisse einer entscheidenden Schlacht hinweggeräumt. Die Polen und Tartaren fanden in einem verhangenen Lager; ihr rechter Flügel dehnte sich nach einem Morast hin, während die Weichsel ihrem Lauf nach. Auf der Weichselbrücke hatten sich die Gemahlin Johann Kasimirs und die versammelten Polanen versammelt, um Zeuginnen der Niederlage und Flucht der Genuegenen zu seyn, welche es wagten, die Vertheidiger Warschaus in ihren Verhängungen anzugreifen. Den 28. Juli erfolgte die

Angriff. Der erste Aufmarsch war mit großen Schwierigkeiten verbunden, sofern der enge Raum nicht gestattete, anders als regimentenweise, unter kleinen Befehlen und unter Aufsichtung des Befehlshabers in Schlachtreihen zu treten. Der erste Schlachtag verlief unter diesen Anstrengungen, welche durchaus fruchtlos geblieben sein würden, wenn die Reingebirg der Polen und Tartaren entbehrlicher gewesen wä. Beide Heere blieben die nächste Nacht unter dem Schutze. Mit dem Ausbruch des nächsten Tages hob der Kampf von Neuem an. Der Kurfürst beorderte sich einer Anhöhe zu seiner Linken, von wo aus er eine Ebene bemerkte, worin er seinen Truppen Anordnungen geben konnte. Als dies bemerkt wurde, und zwar dergestalt, daß sechs Schwadronen die Flanke deckten, griffen die Tartaren den Kurfürsten von allen Seiten an; allein sie wurden zurückgeschlagen, und die Truppen des Kurfürsten behielten sich je mehr und mehr in der Ebene aus, trotz dem Widerstande, den die Tartaren leisteten. Inzwischen hatte sich der König von Schweden, überzeugt von der Unmöglichkeit, die Verschanzungen des Feindes von der Weichselseite mit Erfolg anzugreifen, hinter den Truppen des Kurfürsten weg, durch einen Wald gezogen, der ihn in einer bequemern Richtung auf die polnischen Verschanzungen geführt hatte. Eine gegen die Öffnung dieser Verschanzungen angebrachte Batterie brachte eine so gute Wirkung hervor, daß, so oft die polnischen Truppen ihre Schutzeichen verlassen wollten, Verwundung erlitten: ein Vortheil, den Karl Gustav benutzte, um seine Annähernden Truppen in der Ebene zur Flanke des Kurfürsten aufzustellen. Die Polen traten jetzt auf ihrem rechten Flügel auf

ihren Verschanzungen, und es erhob sich ein Kampf, der, Muth durch gegenseitige Erbitterung, auch an diesem Tage unentschieden blieb. Am folgenden Tage erzwang der General von Sparr das Treffen durch einen Angriff auf den linken Flügel der Polen, den er aus dem ihn bedeckenden Walde vertrieb. Gleichzeitig fiel der Kurfürst diesem Flügel an und brachte die Reiterei desselben zum Weichen. Die Schweden unterstützten ihn. Das polnische Fußvolk, von der Reiterei gesondert, ergriff die Flucht mit Zurücklassung seines Geschützes; und da es sich in seinen Verschanzungen nicht länger gesichert glaubte, so verließ es auch diese und rettete sich über die Weichsel auf einer Schiffsbrücke, die es sogleich zerstörte. Die Flucht des linken Flügels zog sehr bald die des rechten nach sich. Hundert und fünfzig Kanonen, die Bagage, die Kriegskasse und das Lagergeräth blieben den Eigern, und die Wiederverbreitung Warschaus war das letzte Ergebniß ihrer Anstrengungen, weil die Ermattung nach einem dreitägigen Kampfe keine Verfolgung gestattete.

Nicht lange nach diesem wichtigen Ereignisse trennte sich der Kurfürst von dem Könige von Schweden, um den Besatzern des Herzogthums Preußen zu Hülfe zu eilen. Ein Heer von 10,000 Polen und Lituaniern war in dies Herzogthum eingedrungen, um Rache zu nehmen wegen des Beislandes, welches der Kurfürst den Schweden geleistet hatte; Verwüstungen bezeichnen seine Bahn. Ihm folgte ein eben so starkes Heer, das von dem Kaiserlichen Majorität, dem Grafen von Waldeck und dem schwedischen General Wiedersheim angeführt wurde. Am 4. Sept. kam es zur Schlacht; diese lief jedoch so nachtheilig für die Verbün-

betrug ab, daß von ihm nur 3000 übrig blieben, und Katysöl und Niederhieseln gefangen genommen wurden. Die ganze Provinz sah sich jetzt von dem Tartaren überfluthet, welche Städte und Dörfer in Brand steckten, 30,000 Einwohner ermordeten und die gleiche Zahl als Gefangene mit sich fortführten. Wie hätte der Kurfürst dabei gleichgültig bleiben können! Der König von Schweden, besorgend, daß diese Drangsale seinen Verbündeten zum Abfall bewegen könnten, begab sich in einem, am 10. Okt. 1656 zu Lubau in Ermeland geschlossenen Vergleich der Schutzheer- schaft über Preußen und Ermeland, und behielt sich nur, im Erfolgsfalle der männlich-brandenburgischen Linie, die Erbfolge vor. Dies geschah am Vortage einer Schlacht, welche der schwedische General Stenbock dem Feinde be- setzte; nur daß dieser nicht so vollständig geschlagen wurde, daß er gänzlich aufgehört hätte, Preußen zu beunruhigen und selbst in die Baumark einzudringen, wo er zwei Städte und fünfzig Dörfer in Schutthaufen verwandelte.

Die Trennung Friedrich Wilhelm von Karl Gustav war unter so widerwärtigen Umständen ihrer Vollendung nahe. Kaiser Ferdinand der Dritte, dem der Kurfürst den Ausgang der Schlacht bei Warschau gemeldet hatte, war davon nichts weniger, als erfreut. In seiner Antwort beschränkte er sich darauf, daß er bedauerte, daß die Polen es mit zwei so tapferen Helden zu thun gehabt hätten. Weiter richtete seine Absicht. Im Frieden mit allen seinen Nachbarn, und noch immer glänzend auf die Schweden, welche ihm so starken Abbruch gethan hatten, hielt er es für seiner Würde gemäß, sich in die polnischen Kruken zu mischen, sei es um dies Königreich zu vertheidigen, oder

um den König von Schweden zu demüthigen, oder um für sich selbst Vortheile zu ziehen. In diesem Endzweck sendete er den Grafen von Dapfelö an der Spitze von 16,000 Mann dem König Johann Kasimir zur Hülfe, indem er zugleich Dänemark und Holland für dieselbe Sache gewann.

Ein so mächtiges Bündniß gab den Dingen eine unvorhergesehene Wendung. Im eigenen Königreich bedröht, konnte Karl Gustaf seine Entwürfe gegen Polen nicht weiter verfolgen. Für Friedrich Wilhelm entstand die Frage, ob er noch länger der Bundesgenosse des Schweden-Königs bleiben konnte. Gefahr war im Umrage: eine um so größere Gefahr, weil die Bestandtheile des Reichthums zerstreut lagen, hier also nur um so verwundlicher war. Es fehlte nicht an Aufforderungen zu einer Forderung von dem schwedischen Bündniß; die dringendsten kamen von dem kaiserlichen Hof. Ehe der Kurfürst darauf einging, bewarb er sich um die Genehmigung Karl Gustafs. Dieser, bereits im Kampfe mit den Dänen, die er aus dem Herzogthum Bremen wieder vertrieben hatte, war billig genug, dem Hedersheim eine Friedensunterhandlung mit den Polen zu gestatten; doch drang er darauf, daß nichts zum Nachtheil Schwedens stipulirt werden sollte: eine Bedingung, welche schwer zu erfüllen war. Die Unterhandlungen wurden zu Weßlau eröffnet; und hier war es, wo der Kurfürst, unter Vermittlung der Gemahlin Johann Kasimirs, die eine vertraute Freundin der Mutter Friedrich Wilhelms war, für sich und seine männliche Nachkommen Preußen als ein unabhängiges Herzogthum, welches mit der gedoppelten Bedingung erhielt, nämlich, daß, nach Erlösung der männlichen Linie des Kurfürstenthums, zwar die

marktgeflücht Linie in Franken succediren, doch in das alte Schadverhältniß zurücktreten sollte; gestand, daß der Kurfürst dem Bisthum Ermland entsagen, und hinsichtlich der Kirche und der Verrechte des Bisths alles beim Alten lassen sollte. Dieser Vertrag wurde den 6. Nov. 1656 zu Bromberg bestätigt, wo Friedrich Wilhelm und Johann Kasimir eine Zusammenkunft hielten. Zur Entschädigung für das Bisthum Ermland erhielt der Kurfürst die Herrschaften Lauenburg und Ratow. Die Stadt Elbing wurde ihm gegen eine gewisse Summe verpfändet; doch sollte er sie an Polen zurückgeben, sobald ihm 400,000 Thaler dafür gezahlt würden. Beide Mächte verpflichteten sich endlich zu gegenseitigem Beistand: der Kurfürst mit 4000 Mann, die Kron: Polen mit 8000.

Man sieht, daß Friedrich Wilhelm in diesem Vertrage über die Gränze hinausgegangen war, welche der König von Schweden ihm gesetzt hatte. In dem Fieberfries, der sich hiernach entwickelte, rechtfertigte der Kurfürst sein Verfahren durch das Gesetz der Nothwendigkeit, daß ihm keine andere Wahl gelassen habe. Wäre es nicht Friedrich Wilhelm, welcher auch im Uebrigen seine Bestimmung sehr mochte, als Fürst dem schwedischen Bündniß nicht getreu bleiben, ohne das Wohl seiner Unterthanen auf eine Probe zu stellen, welche acht Jahre nach dem westphälischen Frieden allzu hart gewesen seyn würde, um nicht in großes Verderben in sich zu schließen.

Inpreußen verfolgte Karl Gustav seine Gabe in dem Kriege gegen Dänemark. Nicht zufrieden mit der Vertreibung der Dänen aus dem Herzogthum Fernen, eroberte er, i. J. 1657, Pommern, Schleßwig und Jütland; und als

im Anfange des folgenden Jahres, bei sehr strenger Kälte, die Eisre pflöten, führte er sein hehrgeacht Heer über die Eiben nach den Inseln Gähnen, Fahlund, Sangelund und Falsit. Von hier aus betrat er Seeland mit seiner ganzen Macht, und nöthigte den König von Dänemark, Friedrich den Dritten, zur Unterzeichnung verschiedener Verfügungen in dem Frieden von Roschchild.

Karl Gustav hatte hienächst seinen Hochpunkt erreicht. Furchtbar durch seine Entschlossenheit, noch furchtbarer durch seinen umfassenden Verstand, schloß er die Besorgniß ein, daß er Noth zu nehmen werde an Polen, wie an Brandenburg. Es wurde demnach zwischen Polen, Dänemark, Holland und Brandenburg ein enges Bündniß gegen Schweden geschlossen, wovon die nächste Folge war, daß der König von Dänemark die Bedingungen des Roschchilder Vertrages brach. Karl Gustav, ohne einen Augenblick zu verlieren, fing da an, wo er aufgehört hatte, d. h. er landete in Seeland mit dem Entschloß, durch die Eroberung Kopenhagens sich den Weg zu geöffneten Unternehmungen zu bahnen.

Es ist behauptet worden, und die That, welche dem Zeitalter eigen war, spricht für die Wahrscheinlichkeit der Sache, daß der kriegerische König von Schweden damit umgegangen sei, Kopenhagen, nachdem er es erobert haben würde, zu schleifen, das ganze Königreich Dänemark, als feindlich, zu vernichten und seine Residenz in der Provinz Schonen aufzuschlagen, um die Herrschaft im Norden und über das baltische Meer mit besserem Erfolge auszuüben. Entschlüsse dieser Art konnten in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts um so leichter gefaßt werden, weil

in dem Zustande der Gesellschaft so wenig enthalten war, was sich ihnen widersteht hätte. Karl Gustav's Plan scheiterte indeß zunächst an dem Muth, den die Dänischer Reperthagen, aufgemuntert durch das Beispiel des Königs und der Königin, entwickelten. Sie hatten die festbare Zeit, welche über die Belagerung von Arensburg verstrichen war, zur Befestigung und Verpflegung ihrer Stadt benutzt. Als nun der entscheidende Augenblick gekommen war, stieß der Belagerer auf lauter unerbergeliche Schwierigkeiten: die ganze Hauptstadt des Königsreichs hatte sich in ein besestigtes Lager verwandelt, und indem jeder Bürger Soldat geworden war, und selbst die Frauen sich den beschwerlichsten Arbeiten unterzogen, versicherte den Schweden die Aussicht, in kurzer Zeit auf Ziel zu gelangen. Indes würden die tapferen Vertheidiger haben unterliegen müssen, wenn die Holländer sich ihrer nicht angenommen hätten. Für diese war es eine wichtige Angelegenheit, zu verhindern, daß nicht eine einzige Wache im holländischen Werte herrsche. In der gerechten Beforgniß, daß ihr Handel dadurch leiden könnte, rüsteten sie eine starke Flotte aus, die sie gegen den Eintritt des Herbstes nach dem Sund schickten. Am 20. Oktober 1659 begranete diese Flotte der Schweden, welche von dem Admiral Weangel befehligt wurde. Der Kampf nahm sogleich seinen Anfang, und den Ausgang desselben entschied nichts so sehr, als die Verwundung des schwedischen Admirals. Die Holländer flohen, und die Trümmern der schwedischen Flotte schwammen nach dem Hafen von Roskilde zurück. Copenhagen war hierdurch von der Besiehung befreit; und mit frischen Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen, sahen die Dänischer

dieser Verlast sich in den Stand gesetzt, die Belagerung noch länger auszuhalten.

Karl Gustav, der sie für einen Augenblick aufgegeben hatte, kehrte zu ihr zurück, sobald Winterstürme die holländische Flotte aus den nordischen Gewässern vertrieben hatten; ihn schreckten weder die Traktate, welche Frankreich, England und Holland zu Anfang des Jahres 1659 für die Erhaltung des Gleichgewichts im Noorden geschlossen hatten, noch die dringenden Vorstellungen seiner Generale, die ihm rothesagten, daß Kopenhagen nicht mit Sturm genommen werden könne, und daß diese, selbst wenn es gelänge, zum Verderben des Heeres gerichten würde. Der Sturm wurde desshalb nicht minder von ihm beschlossen. Um kurz zu seyn: Kopenhagens tapfere Bürger schlugen ihn zurück, und Karl Gustavs Lage war von diesem Augenblick an wesentlich verschlimmert. Während er noch in seinen Linien verweilte, nahmen die Noormänner die Insel Bornholm und Bornheim, die in dem Friedens-Traktat von Roschild an Schweden abgetreten waren. Dies war jedoch der leichteste Unfall, der ihn traf. Das Bündniß, worin der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit Oesterreich und Schweden getreten war, konnte seine Absicht um so weniger verschlei, je thätiger sich der Kurfürst als erster Vollstrecker desselben bewies. Verdracht durch kaiserliche und polnische Truppen, brach er schon im Septbr. 1658 auf, durchs Westlenburg und vertrieb die Schweden aus Holstein, Schleswig und Jütland. Er war hiemit noch beschäftigt, als die über Stralsund hin bewirkte Erscheinung des schwedischen Generals Wrangel in Pommern ihn nöthigte zur Vertheidigung des Reichs nach der Wart

zurückzuführen. Dies geschah jedoch nicht, ohne daß er einen seiner tapfersten Generale, Namens Albrecht Christoph von Quast nach Böhmen abmarschiren ließ. Hier erfolgte den 14. Nov. 1659 bei Nördung seine Schlacht, deren Ausgang dem schwedischen Könige keine andere Wahl ließ, als Repenhausen und Serland aufzugeben und sich gegen Norwegen zu wenden. Kaum war aber so viel Mißgeschick wagt an einem Leben. Er war am Schlusse des Jahres nach Gothenburg zurückgekommen, als er in einem Alter von 36 Jahren starb.

Alles wohl erwegen, war sein Tod eine Wohlthat für Schweden, daß, wenn er länger gelebt hätte, seine letzten Kräfte im Dienste seines Vorgesetzten verzehrt haben würde. Die Jugend seines minderjährigen Nachfolgers — dieser war erst fünf Jahre alt — genöthigte die Aussicht auf einen Frieden von längerer Dauer. Ihn zu demselben zu gelangen, bemühte sich die Regiererschaft, Unterhandlungen mit den gegen Schweden verbündeten Mächten einzuleiten; und diese Bemühungen waren um so wirksamer, je allgemeiner man einen Krieges überdrüssig war, dem nichts Besseres zum Grunde lag, als Ehrgeiz auf der einen, und Furcht auf der andern Seite. In Dänemark nahmen die Unterhandlungen ihren Anfang; und durch den mit diesem Könige geschlossenem Frieden gab Schweden die meisten seiner Eroberungen zurück, indem es sich nur Schonen, Blekingen, Halland und Bohus vorbehielt, und dem Herzog von Mecklenburg den Antheil an der Souveränität von Schlawig sicherte, der ihm durch einen früheren Vertrag zugesprochen war. Den Krieg mit Polen und dessen Verbündeten, dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bran-

denburg, beendigte der Friede von Oliva, geschlossen am 3. Mai 1660; und zwar dergestalt, daß der König von Polen, Michael Koribut (sein Vorgänger hatte fast um dieselbe Zeit umgefaßt, wo Karl Gustav gestorben war) seinen Ansprüchen auf Schweden entsagte, und Västland und Esthland, nebst den dazu gehörigen Inseln, für immer an Schweden abtrat; daß der Herzog von Kurland wieder in seine Staaten eingesetzt wurde, und daß das Land Brandenburg die Souveränität von Preußen erhielt. In dem Frieden, welcher im Jahre 1661 zu Kartis in Esthland zwischen Rußland und Schweden zu Stande gebracht wurde, gab Rußland an Schweden die Orter zurück, die es bis dahin in Västland inne gehabt hatte. Es erlöste sich die meteorische Wirtsamkeit Karl Gustavs: ein Name, den die Geschlechter aufbewahrt, ohne daran eine andere Achtung zu knüpfen, als welche dem entschlossenen Krieger gehört.

Man kann die zwölfsjährige Periode vom westphälischen Frieden bis zum Frieden von Oliva, als denjenigen Zeitraum betrachten, worin der Kurfürst Friedrich Wilhelm unter mannigfaltigen Anstrengungen und Sorgen, alle die Mittel erwarb, deren er bedurfte, um der Wohlthäter seiner Untthanen in einem weit gehörten Umfange zu werden, als irgend einer seiner Vorfahren. Gütern, welche mit ihrer Preisen bezahlt — Gütern, an welchen offenbar wird, daß Noth und Leben für sie eint sind — verschleu wie die Achtung Derer, an deren Spitze sie stehen. Ist nun Noth erloschen, so wird ihnen alles leidlich; und so geschieht es, daß die Menschlichkeit, die schätzbarste aller menschlichen Eigenschaften, sich an die Tapferkeit knüpft und mit dieser Hand in Hand geht. Mit welchem Rechte sagt

also Friedrich der Zweite in seinen brandenburgischen Verdienstlichkeiten von seinem großen Vorne: „Friedrich Wilhelm war noch geblüht durch die Güte seines Charakters und durch seine Sorgfalt für das allgemeine Wohl, als durch seine heldenmüthigen Tugenden und durch seine gemäßigten Politik, welche ihn alles auf eine Weise thun ließen, daß es gelingen mußte, so wie zu einer Zeit, wo es angebracht war: Tapferkeit bildet Helden; Menschlichkeit macht gute Helden.“ Das Einzige, was man an diesem Urtheil tadeln möchte, ist, daß Friedrich geglaubt zu haben scheint, daß Vortz lasse sich in Hürden von der Größe trennen.

Wir werden im nächsten Abschnitt sehen, wie der eigentliche Stifter der preussischen Monarchie sein Werk fortsetzt.

(Fortsetzung folgt)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

„Ist man geneigt, den Bedürfnissen der Zukunft eine Wichtigkeit beizumessen, die sie nicht haben, so verfällt man in den Ewig. Verliert man dagegen die Bedürfnisse der Zukunft gänzlich aus dem Auge, opfert man die Zukunft der Gegenwart auf, so verfällt man in die Verschwendung. Was folgt daraus? Dies, daß die wahre Wirtschaftlichkeit bei Ausgaben oder Verwendungen in einer verständigen Vergleichung des Ruhens besteht, den wir von einer gegebenen Sache ziehen können, je nachdem wir sie auf der Stelle verbrauchen, oder ihren Verbrauch verschoben, d. h. sie für die Zukunft zurücklegen.“

Das Zinswuchsen, von welchem hier die Rede ist, findet seine Anwendung auf alle Arten von Lebensgütern. Man ökonomisirt also nicht bloß mit dem Gelde, oder, wenn man lieber will, mit dem materiellen Reichthum, den man erbt oder erworben hat; sondern man ökonomisirt auch mit seiner Zeit, seiner Gesundheit und seinem Kredit. Kaiser Napoleon-Sohn, der berühmte Octavianus Augustus, ging sanftsam mit der Ausübung seiner Gewalt zu Werke, und hatte davon den großen Vortheil, daß diese sich bis zu das Ziel seiner Laufbahn vermehrte. Napoleon Bonaparte that das Gegentheil, und machte sich dadurch unglücklich. Er verbrauchte das Wohlwollen, das die

Gran-

Franken für ihn gefaßt hatten, bis zur Wurzel desselben; und die Folge davon war, daß er es erschöpft fand, als er es nicht entbehren konnte. Beispiele dieser Art lassen sich in Hülle anführen, wenn es ihrer bedürfte. . . . Zeit erspart oder gewinnt man allerdings dadurch, daß man auf der Stelle vollbringt, was man früher notwendig vollbringen muß; jedes vollbrachte Tagewerk gestattet eine freie Verwendung des folgenden Tages.

Im Oeſten ist hier jedoch nur die Rede von Ersparungen in den Ausgaben. Mit Hülfe einer verständigen Wirtschaft sorgen Familien für die Erziehung, und Ausstattung ihrer Kinder, so wie für die Bequemlichkeiten, welche das höhere Alter nöthig macht. Ohne sie genöthet selbst ein großes Vermögen keine Sicherheit. Dabei aber erfordert sie Eigenschaften, die eben nicht gemein sind. Um sich freiwillig zu einer, von der Vernunft vorgeschriebenen Entbehrung zu bequemen, muß man eine gewisse Herrschaft über sich selbst ausüben — muß man den Versuchungen des Augenblicks widerstehen, um diesem nicht die Zukunft auszuopfern — muß man, im Nothfall, die Kraft haben, den Wünschen der geliebtesten Personen zu widerstehen, um dem Rathe einer bisweilen sehr gestrigen Vernunft zu folgen. Ohne Anstrengung ist man nie ein guter Wirth; jede Anstrengung für einen nützlichen Zweck aber wird zu einer Tugend.

Die Verschwendung kennt keine andere Regel, als die Eingebung des Augenblicks, oder die Laune. Was Klugheit und Vernunft einzuwenden haben, erscheint ihr als Knickerei. Ihr zufolge ist das Geld nur vorhanden, um ausgegeben zu werden, gerade als ob die Verwendung

desselben gleichgültig wider. Was, was von ihr ausgeht, ist das Werk, was nicht des Wahnsinn, doch einer auf fallenden Schwachheit. Kurz, der Verschmeckter hat die größte Behelichkeit mit einem Kinde, das unfähig ist, seinen Einfällen zu widerstehen.

Vergnügungssucht verleitet zu vielen Ausgaben, welche ihrem Zweck nichts weniger als entsprechen. Reiche Leute bilden sich nur allzu leicht ein, daß alle Verlässe für Geld zu haben sind; daß es folglich gar nicht ihrer Sache ist, die Mittel der Unterhaltung und Beschäftigung zu suchen, daß dies vielmehr demüthigen überlassen bleiben muß, welche ihr Geld erwerben wollen. Was geschieht? Gerade die reichen Leute sind am meisten der Hölle der Langeweile preisgegeben. Das Wahre ist, daß, wenn unsere ersten Bedürfnisse befriedigt sind, wir bei weitem weniger durch das gemessen, was und von außen kommt, als durch das, wovon die Quelle in uns selbst ist. Die Natur hat an die Übung unserer physischen und sinnlichen Fähigkeiten ein sehr lebhaftes Vergnügen geknüpft. Wie oft sehen wir im Schauspiel den Zuschauer gähnen! Der Urheber des Stücks, der Schauspiel-Director und der Schauspieler, der seine Rolle durchmacht, gähnen nie.

Um dem Jammer der Langeweile zu entkommen, macht ein reicher Mann, wenn er etwas in sich trägt, sich zu einer handclenden Person, zieht etwa auf dem Theater, noch aber auf der Weltbühne. Es fehlt wahrlich nicht an Charakteren, denen dies gelungen ist. Von dem Herrn von Waldherbes ist bekannt, daß er sich damit beschäftigt, ausländische Pflanzen zu akklimatisiren, um dem Boden seines Vaterlandes damit zu bereichern. Lussurist opfert seine Zeit und sein Vermögen chemischen Versuchen. Herr Ni-

carde, soviel wir wissen, ein reicher Mann, sucht, wie Turgot, seine Unterhaltung in Erforschung der Quellen der allgemeinen Wohlfahrt. Auch unter den Italienern und den Deutschen ließen sich mehrere nennen, die das Bedürfniß gefühlt haben, oder noch fühlen, einen bedeutenden Theil ihres Reichthums auf gemeinnützliche Gegenstände zu verwenden. In jedem Fall spielt der Reiche, der sich in diesem Falle befindet, eine achtungswerthe Rolle, selbst wenn das ihm fehlen sollte, wodurch man die Blide auf sich zieht: ein hervorragendes Talent. Wer, von eigener oder auch von fremder Einsicht geleitet, die Erzeugnisse der Künste und Wissenschaften zu größeren Sammlungen an sich bringt, übt eine Art von abentheuerlichem Usurpator dadurch, daß er Aufmunterungen und Belohnungen zu vertheilen vermag. Wie viel Dienste ist er zu leisten im Stande, es sei durch Einfluß seiner Person oder seines Geldwerts! Freilich bedarf es für ihn der Unterscheidung und der Schonung; jener, um nur das Verdienst zu begünstigen und nicht der Betrugheit zu seyn, dieser, um nicht die Eigenliebe zu verletzen. Doch auch dies giebt Beschäftigung; Beschäftigung aber ist Leben. Der Müßiggang pocht sich nur für Pausen; er ist eine Herabwürdigung der edelsten Fähigkeiten des Menschen.

Vergänglich wendet man ein, daß, um einen guten Gebrauch von einem großen Vermögen zu machen, die Talente nicht fehlen dürfen. Dies bleibt ein elender Vorwand zur Vertheidigung der Faulheit und Trägheit. Um hervorzubringen, um zu gewinnen, bedarf es allerdings besonderer Talente; um auf eine schädliche Weise auszugeben bedarf es der gesunden Beurtheilung und einer rechtschaffenen

Befinnung, verbunden mit Sorgfalt und Umsicht; denn ohne diese gedeiht nichts, was man gut zu nennen be-
rechtigt ist.

Thun noch ein Wort über den Feig!

Er ist eine Schwäche, wie die Verschwendung; und wenn diese dem augenblicklichen Einfall nicht zu wider-
stehen vermag, so kann der Feig nicht hinauskommen über
die Furcht vor zukünftigen Ereignissen.

Wie! der Feigste wäre nicht schwach, wenn er die
Furcht vor Vererbung oder Entblößung so weit treibt, daß
er sich alles versagt? Man wende die größte Vorsicht an,
um sein Vermögen auf eine solide Weise unterzubringen;
man vertheile es so gut man immer kann, um der Ge-
fahr, das Ganze zu verlieren, zu entinnen: dagegen läßt
sich nichts einwenden, weil es der Klugheit gemäß ist.
Hat man aber einmal die nöthigen Sicherheitsmaßregeln
genommen, d. h. diejenigen, welche der gesunde Zustand
der Gesellschaft in sich schließt: so muß man sich gerüst
haben auf die Zufälligkeiten, welche alles Mögliche be-
gleiten. Die Zukunft hat ihre Gefahren, denen man trauen
muß. Was ist der Mensch ohne Entschlossenheit und
Muth? Er hat sich zum Herrn des Erbballs gemacht, in-
dem er den Gefahren des Meeres getreut hat. Und will
man denn vergessen, daß im ruhigsten Laufe der Dinge
unser Leben mit Gefahren aller Art umgeben ist? Ein
Dachstuhl kann und tödten, indem wir sorglos durch die
Straße gehen; ein toller Hund kann uns in einem Augen-
blick beißen, wo wir uns dessen am wenigsten versehen;
in unsere Nahrungsmittel kann durch einen Zufall Gift ge-
mischt werden; und wer steht uns vor einem Erbeben,

vor einer Feuersbrunst, vor dem Doleh eines Völschwerts oder eines Fanatikers, mitten im Schooße unseres häuslichen Glücks? Unter so vielen möglichen Widerwärtigkeiten nicht festen Tritt durch die Lebensbahn zu gehen, ist Seligkeit. Opfert man aber das Wohl seiner Familie, das eigene Wohlsyn und außerdem noch die Gesundheit und die Achtung seiner Nebenmenschen einer Zukunft auf, die vielleicht nie eintreten wird — verlagert man sich alles um nichts zu verlieren: so ist dies bauer Nartheit; denn man stürzt sich dadurch in ein Uebel, das man vermeiden möchte.

Uebrigens darf nicht unbekannt bleiben, daß der Geiz viel seltener gewesen ist, als er in späteren Zeiten war. Nicht als ob mit den menschlichen Anlagen eine wesentliche Veränderung vorgegangen wäre; nichts berechtigt zu einer solchen Voraussetzung. Allein die Umstände, in welchen diese Anlagen sich entwickeln, sind wesentlich verschieden von dem, was sie sonst waren. In den Zeiten der Barbarei, und selbst noch nach denselben, hatte man weit weniger Gelegenheit, Vortheil von seinem Gelde zu ziehen. Die Vertriebsumstände-Untersuchungen waren klein, selten und gefährlich. Keine große Seereisen, keine hehrwürdige Schöpfungen, weder im Ackerbau, noch in der Manufaktur! Dies alles würde unter den Verheerungen des Krieges und unter der Wuth kirchlicher Verfolgungen allzu großen Gefahren ausgesetzt gewesen seyn. Man erlitten wir zwar haben noch die eine und die andere Probe; doch nur vorübergehend, und nur auf dem einen oder dem andern Punkt eines Landes von geringem Umfange. Selbst die ernstlichsten Kriege sind minder gefährlich, als sie es in späteren Zeiten waren; denn Sieger und Besiegte haben

zuletzt gleiche Ursache, nicht bloß den Forderungen eine Bedröge zu setzen, sondern auch alles niederzugeschrien. Man darf hinzufügen, daß durch die Lehren einer geklärten Staatswirthschaft unter andern auch das bewirkt worden ist, daß die Gegenseitigkeit des Vortheils der Fürsten und der Völler noch vollständiger aufgefaßt wird, als ehemals.

Will man sich also in unserm Zeitaler in gute Umstände versetzen, so legt man nicht Schölge an; man gebraucht ein wirksameres Mittel zu diesem Zweck, ohne deshalb aus den Schranken der Nöthigkeit zu treten. Man wird ersichtsam, d. h. man löst die Einbildungskraft ab; man giebt sich Mühe, man vervielfältigt seine Speculationen, man erweitert seinen Geschästskreis; und in allen diesen Dingen ist man begünstigt durch sanftere Sitten und durch eine allgemeinere Wohlhabenheit, welche einerseits Leben gewöhnt haben, mit mehr Aufwand zu leben, und welche andererseits jeden Füll nicht bloß die Nöthigung, sondern auch die Mittel der Verriehnung entgegen. Bei der Mannichfaltigkeit unserer Bedürfnisse hat der Eiz, aufhörem müssen, ein vorherrschendes Laster zu seyn. An seine Stelle ist die Vrgeshlichkeit, die Habsucht getreten. Die Aufgabe würde also für den Moralisten, wie sie den Staatswirthschaftslehre, keine andere seyn, als dieser Vrgeshlichkeit, tiefer Habsucht entgegen zu wirken. Doch wie dies anfangen, so lange die gesellschaftlichen Institutionen von einer solchen Beschaffenheit sind, daß sie auf das Vrgemheil hinarbeiten? . . .

Nach den eigenen Neigungen und Gewohnheiten haben die Geseze und Sitten einen wesentlichen Einfluß auf den Verkehr der Staatsbürger, folglich auch auf die Ausgaben, wodurch dieser bestimmt wird.

Dieser Einfluß ist doppelter Art: direct, wenn er gewisse Verbräuche beschneidet, oder wohl gar gänzlich verbietet, wie dies durch Aufwandsgeseze geschieht; indirect, wenn er die Hervorbringung gewisser Gegenstände erschwert oder leichter macht: zwei Wörter, welche in der Staatswirthschaftslehre sind und dasselbe bezeichnen.

Man hat Aufwands-Geseze gegeben: Geseze, wodurch der Verbrauch der Einzelnen beschneidet werden sollte. Dies ist bei den Alten und bei den Neuern geschehen, und die republikanischen Regierungen haben sich in dieser Hinsicht nicht von den monarchischen unterschieden. Der Zweck solcher Geseze war nie die Wohlfahrt der Gesellschaft: denn man mußte nicht, man konnte sogar noch nicht wissen, welchen Einfluß solche Geseze auf den allgemeinen Wohlstand haben; den Vorurtheilen einer früheren Periode zufolge mußte man sogar glauben, daß sie dem allgemeinen Wohlstande schaden. Ausgehend von der Voraussetzung, daß der Luxus die Sitten verderbe, gab man ihnen zwar die öffentliche Moral zum Verwande; doch war der wirkliche Beweggrund zu allen Zeiten ein anderer. In den Republikern wurden die Aufwandsgeseze den ärmern Klassen zu gefallen gegeben, damit sie sich weniger durch den Luxus der reichern gedemüthigt fühlen möchten. Solcher Art war offenbar der Beweggrund zu jenem Geseze der Römer, welches den Frauen verbot, sich von mehr als einem Sklaven über die Straße begleiten zu lassen; solcher Art war

auch die *lex Orchia* zu Rom, wodurch, auf die Ansetzung eines Gold-*Leximon*, die Zahl der Gäste beschränkt wurde, die man zu Tische laden konnte. In den Monarchien hingegen sind die Aufwands-Gesetze stets das Werk der Großen gewesen, welche ihre Vorrechte vertheidigten, um nicht verdunkelt zu werden durch den Aufwand der Bürgerlichen. So entstand, ohne allen Zweifel, jenes Gesetz, wodurch Heinrich der Dritte seine Kleider und Schuhe für alle verbot, welche nicht Prinzen und Bischöfe trügen.

Hier ist von Aufwands-Gesetzen nur in staatswirthschaftlicher Beziehung die Rede.

Wenngleich es nun scheint, als ob alles, was darauf abzielt, schlecht verstandene Ausgaben zu vermindern, nützlichen Verbräuchen, d. h. solchen, welche sicherer zum Wohlfeyn der Bürger und der Gesellschaft beitragen, zu Statten kommen müsse: so darf man doch daran zweifeln, daß der Gesetzgeber im Stande sei, die Verbräuche besser zu regeln, als er es gewesen ist, die Herüberbringung zu leisten. Die Ursachen, welche den Einzelnen zum Aufwande bestimmen, sind höchst mannichfaltig. Wie kann die Obrigkeit eingehen in alle Beweggründe? Wie kann sie alle Hülfquellen schätzen? Wie alle Entschuldigungen abwenden? Manches gerechtere Haus empfängt zehn Gäste; manches gerechtere zweyzig. Will das Gesetz die Zahl der Gäste auf fünfzehn setzen: so erreicht es im ersten Falle seinen Zweck nicht, und geht im zweiten über denselben hinaus.

Welcher Gesetzgeber ist außerdem weise genug, um zu bestimmen, welchen Verbrauch man als unnütz verhindern, und welchen man begünstigen muß? Wäre es z. B. in

Frankreich gelungen den Verbrauch der Seidenwaaren zu beschränken — was glaubt man, daß allein auf den Städten Lyon, Nîmes, Saint-Etienne, welche gegenwärtig so betriebfam und reichlich zugleich sind, geworden sein würde? Wie kann man sich einbilden, daß, unter der angegebenen Bedingung, die Seidenkultur sich in den mitthäglichen Provinzen so erweitert haben würde, daß sie nicht bloß für die Fabrikaure reicht, sondern sich auch in guten Jahren mit Ausfuhr vermindet? Noch mehr: wer steht dafür ein, daß durch Beschränkung gewisser Verbräuche nicht dem Total-Verbrauche geschadet werde? Bleibt man dabei stehen, daß man nicht verbrauchen muß, um zu verbrauchen, d. h. wenn darauf weder ein Vortheil, noch ein Schuß entspringt: so kann man zugleich darauf rechnen, daß die Wraschen diese Vorschrift ganz von selbst befolgen werden, daß es also für diese Angelegenheit keines Beschlusses bedarf. Was Adam Smith in Beziehung auf die Produktion bemerkt, findet volle Anwendung auf den Verbrauch. Er sagt: „Eine Regierung ist unverständiger, als diejenige, welche von sich glaubt, sie sei weise genug, um in dieser Beziehung mehr zu wissen, als die Privat-Personen, deren Aufgaben sie regeln möchte.“ Derselbe große Schriftsteller sagt an einem andern Orte seines unsterblichen Werks über den National-Reichtum: „Wögen die Regierungen ihrer eigenen Ausgaben regeln, ehe sie sich mit denen der Privat-Personen befassen; wird der Staat nicht zu Grunde gerichtet durch ihrer Verschwendung, so wird er es gewiß nie durch die ihrer Mäntel.“*)

*) Buch II. Kap. 3.

Hinsichtlich der Aufwands-Gesetze will auch das in Anschlag gebracht seyn, daß sie einen Eingriff in die Rechte des Volks in sich schließen. Die Gesellschaft will Eigenthum, weil sie ohne dasselbe als Gesellschaft nicht fort-dauern kann. Nun setzt aber der Begriff des Eigenthums in jedem Besizer das Recht voraus, daß er darüber schalten und walten kann, wie er es für gut befindet. Ver-hindert die Regierung ihn daran, so handelt sie gegen den Vortheil und gegen den Wunsch der Gesellschaft, die von ihr beschützt werden sollte. Vergeblich würde man sich auf das Beispiel der verfaßtmäßigsten Staaten des Alterthums berufen. Dies Beispiel bleibe ohne Kraft, so lange nicht anerkannt werden kann — daß die Alten in der Renatur der Gesellschaft weiter gewesen sind, als die Neuern. Was Condorcet in seinen Notizen zu dem Volsaire von Rehl (Bd. 18. S. 97.) von ihnen sagt, dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Er sagt nämlich: „Die Alten, welche in mehrern ihrer Institutionen einen Tiefblick und einen Scherffinn an den Tag gelegt haben, den wir nur beneyden können, kannten die wahren Prinzipie der Be-förderung so gut als gar nicht, und schätzten die Gerech-tigkeit gering. Sie glaubten, der Staatswille habe das Recht, alles zu fordern und alle Individuen sich zu unterwerfen: eine durchaus falsche und gefährliche Mei-nung, welche den Fortschritten der Zivilisation und Auf-klärung schadet, und sich leider! nur allzu lange behauptet hat.“

Uebrigens giebt es keine Gesetze, die leichter zu um-gehen sind und schneller in Mißachtung gerathen, als die Aufwands-Gesetze; und dies rührt daher, daß die öffent-

liche Naturindut bei ihrer Vervielfachung niemals über Rechnung findet.

Ohne gewisse Verbrauche, die nun einmal für unumgänglich gelten, nicht zu verbieten, begnügen sich die Regierungen nicht selten damit, ihnen, mittelst der Steuer Hindernisse in den Weg zu legen.

Auf diese Weise hat man in England nicht bloß die Russen, sondern auch die Hunde, den Haarpuder und die Taschentüchern einer Abgabe unterworfen.

Sieht man einmal die Nothwendigkeit der Steuer zu, so ist es ohne Zweifel vorzuziehen, daß sie mehr auf den Verbrauch der Reichen, als auf den der Armen gegründet werde — lieber Gegenstände des sogenannten Luxus, als Gegenstände erster und ausschließlicher Nützlichkeit treffe; denn der Vortheil der Befruchtung besteht, daß unumgängliche Bedürfnisse leichter zu befriedigen sind, als diejenigen, welche ihrer Quelle in verfeinerter Sinnlichkeit oder auch in kindischer Eitelkeit haben. Allein man muß nur nicht glauben, daß man das Wohl des Staats befördert, wenn man die sogenannten Luxus-Abgaben verhindert. Dies ist immer nur dann möglich, wenn der Luxus solchen Ausgaben Abbruch thut, durch welche ein allgemeineres Wohlbeyn gewonnen wird. Ehemals reisete ein Krämer, ein Landmann, zu Fuß; höchstens legte er seinen Weg auf einem elenden Reitwagen zurück. Gegenwärtig fahren beide, ohne einen bedeutenden Aufwand zu machen, auf Wagen, die im Federn hängen, d. h. in Postkutschen, und

legen in 24 Stunden eben so viele deutsche Meilen zurück. Hat die Gesellschaft darunter gelitten? Sie hat vielmehr dabei gewonnen. Kraft und Zeit sind erspart worden, und mit der Production hat die Consumption zugenommen.

Wie viel kann man entbehren, wenn Entbehrung nöthig ist? Doch, was entbehren, wenn dazu keine Aufforderung vorhanden ist? Da man sich Jahrtausende lang ohne Kaffee und Taback behelfen hat, so leidet es keinen Zweifel, daß man ohne das eine oder das andere dieser Ingeheimen unseres Wohlsynes fertig werden könne; doch wozu, wenn darauf kein Nachtheil weder für die Gesundheit, noch für die öffentliche Wohlfahrt entfällt? Ein Genuß ist nur dann zu tadeln, wenn er dem, was er leistet, nicht entspricht und durch einen höheren Genuß ersetzt werden kann, der nicht theurer zu stehen kommt. Ein Volk, das jährlich für tausend Millionen Thaler hervorbringt und verzehrt, würde einen Fortschritt gemacht haben, wenn es für fünf Millionen Thaler mehr hervorbrächte, sollten diese auch für Taback darauf gehen, der vielleicht die erste aller Ueberschüssigkeiten ist.

In andern Beziehungen denkt Niemand daran, den Aufwand zu vermindern; er wird vielmehr durch Gesetze und Sitten gefördert. Sind die Freimonien des Kastrat kostspielig, ohne daß es erlaubt ist, sich ihnen zu entziehen; nöthigt eine dankte und verworrene Gesetzgebung die Bürger, ihre Zerstreuung zu dem Verstande der Rechtsgelehrten zu nehmen: so wird das Volk durch Willkür zu einem Aufwand genöthigt, der seinen Gemüthen auch nicht das Mindeste nützt. Freilich fehlt es nicht an Staatsmännern, welche der Meinung sind, Freyheit sey eine Wohlthat,

lesen sie vielen Mühen und Abwechslungen reichlichen Unterhalt verschaffen; allein damit dürfte es sich nicht anders verhalten, als mit der Behauptung, daß Zahndröthen eine Wohlthat seien, weil Zahndröthe dabei zu haben. Der Vortheil der Gesellschaft besteht darin, alle Heilmittel, die sich mögen sich auf das Physische oder auf das Moralische beziehen, von sich zu entfernen, und nur das bei der Hand zu haben, was nöthig ist, um unermüdlichen Uebeln zu begegnen.

Sehen wir von dem Einfluß der Geseze auf die Verbräuche zu dem Einfluß über, welchen die Sitten eines Landes darauf ausüben: so bietet sich uns derselbe Gedanke dar; nämlich, daß diejenigen Sitten die besten sind, welche zu den einfachsten und besten Verbräuchen einladen. Wenn, z. B. in der arbeitenden Klasse die Freuden, die man im Schooße der Familie genießt, mehr Vortheil bringen, als die Gelage in Wirthshäusern: so verdienen die Bewethelungen, welche den erstern günstig sind, den Vorzug vor denen, die die letztern zum Scherzfuß machen, und müssen eben deswegen gepflegt werden von solchen, in deren Hände die Institutionen eines Landes gegeben sind. Die sind arbeitsige Staatsmänner, die, wenn sie sehen, daß das Volk sich dem Trüffiggang, der Genußgier, der Wollerei ergiebt, dies ganz vortreflich finden, und sagen: „es ist gut, daß das Volk sich belustigt.“ Gegen diesen Satz in seiner Allgemeinheit läßt sich freilich nichts einwenden; allein die Frage ist: worin findet das Volk seine Freude,

seine Beschäftigung? in Dingen, welche nicht nur keine nachtheiligen Folgen haben, sondern selbst der Ordnung und dem blüthlichen Wohlstande günstig sind? oder in Dingen, die auf das Gegentheil hinwirken, und die Gesundheit des Körpers, wie des Geistes gefährden? Wie oft hört man sagen: „Völlerei ist dem gemeinen Volke nothwendig, um es gegen seine Feinde zu vertheidigen!“ Würde es denn nicht besser seyn, auf die Verminderung dieser Feinde hinzuwirken?

In einer andern Beziehung vermögen stationäre Sitten, wie man sie wohl in den Bergesländern antrifft, die Civilisation dadurch zum Stillstand zu bringen, daß sie gewisse Genüsse, wie den Wein und das Schweinefleisch, verbieten; denn productiv ist der Mensch immer nur in dem Maße, als er verzehrt, und befreit von den Bedürfnissen, welche zum Verzehre antreiben, würde er weder Hand noch Fuß regen. Wiederum kann er den Modenumwechsel allzu weit treiben; und so oft er in diesen Fehler verfällt, wird es nicht an Verlusten auf der einen oder der andern Seite fehlen. Es giebt Frachtmüßer, die Niemand mehr tragen mag, wenn die Mode darüber ist, und wer alsdann fortfährt dergleichen zu verfertigen, leidet Verlust. Läßt er sich ein anderes Product, das mehr im Schutze ist, über die Gebühr, d. h. über die Productions-Kosten hinaus, bezahlen: so wälzt er seinen Verlust auf den Verbraucher ab, was immer einem Nachtheil in sich schließt. Zur Rechtfertigung eines solchen Verfahrens pflegt man anzuführen, daß ein neuer Gegenstand, wenn er mehr kostet, als er werth ist, zum wenigsten den Verzug habe, dem Reichthum des Lagers zu entsprechen, und der Existenz des Besitzers

zu schändeln. Darin liegt etwas Wahres; allein, indem man diese Art von Befriedigung allzu theuer bezahlt, geräth man in das Gebiet schlecht verstandener Verbräuche, wodurch nicht wirklichen, sondern nur phantastischen Bedürfnissen abgeholfen wird.

Eingenommen von dem alten Vorurtheil, daß aller Verbruch nützlich ist, weil er die Production fördert, haben viele Staatswirthe die rasche Aufeinanderfolge der Moden, als die Quelle des Handels und als eines der reichsten Mittel öffentlicher Wohlfahrt gepriesen. Zu diesen Staatswirthen gehört besonders Montesquieu, welcher die Behauptung aufstellt, „daß man durch Beförderung der Freiheit unablässig die Handelswege vermehrt.“*) Wäre dem wirklich so, so würde sich schwer erklären lassen, wie die Engländer, verglichen aber die Holländer, die Erfolge ihres Handels haben so weit treiben können; denn, was man sogleich einsehen muß, ist, daß die Freiheit ihnen dabei nicht zu Hülfe gekommen ist. Beide haben die europäische Welt immer nur mit Waaren versehen, welche mit der Mode nichts zu schaffen hatten; und wenn sie große Vorteile davon gezogen haben, so läßt sich davon kein anderer Grund angeben, als daß man durch dergleichen Waaren wirkliche und allgemeine Bedürfnisse befriedigt: Bedürfnisse, welche stets wiederkehren und unabhängig sind von allen Faunen. An einem andern Orte zählt Montesquieu den Grad zu den unermesslichen Wohlthaten der Eitelkeit, als ob die Eitelkeit in irgend einem Sinne dieses Wortes nachthätig werden könnte. Wir führen dies

*) *Esprit des Loix*. Liv. 19, chap. 8.

nur an, um Diejenigen zu warnen, die sich durch berühmte Namen bestechen lassen. Montesquieu war ein edler Geist, der die Wahrheit liebte und Dummheit und Despotismus verabscheute; allein er hätte wohl daran gethan, wenn er über Handel und Betribsamkeit geschwiegen hätte.

Viele andere, sonst achtbare Köpfe haben sich in Dingen, welche die Staatswirtschaft angehen, zu den allerschwerlichsten Urtheilen verleben lassen; wie es scheint, aus keinem andern Grunde, als weil es ihnen an den Elementar-Prinzipen dieser Wissenschaft fehlte, welche eine genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Thatfachen voraussetzt: eine Kenntniß, welche nur durch anhaltende Vergleichung erworben werden kann. Es giebt, wie Bacon sehr richtig bemerkt, Verurtheile des Standpunktes, Verurtheile der Gesellschaft und Verurtheile der Tüher; und was die letztern betrifft, so ähnt sie in der Regel eine so große Gewalt, daß man, um von ihnen loszukommen, Aufenthalt und Verhältnisse verändern muß. Herr Deffaut de Tracy's Commentar über Montesquiens Geist der Gesetze würde sicherlich eine so große Zahl von richtigen Anschauungen und Gedanken enthalten, wären diese nicht aus einer anhaltenden Vergleichung der französischen Welt mit der nord-amerikanischen, während eines längeren Aufenthalts in der letztern, hervorgegangen. Auf gleiche Weise sah Benjamin Franklin sich während seines Aufenthalts in Paris zu Combinationen angeregt, welche er schwerlich zu Philadelphia gemacht haben würde. Eine solche steckt in der Berechnung, die er darüber anstellt, wie viel Millionen die Pariser ersparen würden, wenn sie das Sonnenlicht geßädig bemeisterten, d. h. früher aufstehen und frü-

früher zu Werte gehen wollten. Er bringt herauf, daß dadurch nicht weniger als 96 Millionen Franken erspart werden. So theuer also bezahlet die Pariser die Gewohnheit, das Sonnenlicht am Morgen unbenutzt zu lassen, und es am Abend durch ein anderes Licht zu ersetzen, das kostbarer ist, eher jenen im Werthe gleich zu kommen. Gegen die Nichtigkeit des Kalküls läßt sich schwerlich etwas einwenden. Wie geschah es aber, daß ein Nord-Amerikaner, nicht ein Franzose, diesen wirtschaftlichen Gedanken hatte? Völler neuer Staaten erliegen weniger der Macht alter Gewohnheiten und eingetrappter Mißbräuche, als Völker alter Staaten, und sind eben dadurch fähiger für Combinationen, mit welchen man aus dem hergebrachten Gelfe herausdrückt.

Zur Uebrigem soll man nicht allzustreng über Gewohnheiten und Mißbräuche urtheilen. Widem liegt in der Regel eine sehr richtige Idee zum Grunde, die nur den Fehler hat, nicht mehr zu dem zu passen, was sich, im Verlaufe der Zeit, rund um sie her entwickelt hat. Unschätzbare schlägt die Stunde, wo dies in größerer Angemessenheit erkannt wird; und dann ist zugleich die Abstellung nahe.

Der Gesellschaft selbst wehrt eine *vis inertiae* bei, vermöge welcher sie Gewohnheiten und Mißbräuche so lange verteidigt, bis neue Bedürfnisse sie zur Annahme anderer zwingen; dies ist sogar sehr nothwendig, wenn die gesellschaftliche Ordnung nicht unauflöselich leiden soll, sie, welche unter den Lebensgebern den ersten Platz einnimmt. Nichts ist jedoch thörichter, als zu glauben, irgend eine geordnete Form könne sich durch alle Zeiten erhalten; die Geschichte des menschlichen Geschlechtes beweiset das Gegentheil. Welche

Ihm nach einem Jahrhundert vorherrschend werden, läßt sich durch seinen endlichen Verstand vorherbestimmen. Das Einzige, was man mit Sicherheit annehmen kann, ist, daß dasselbe Entwicklungsgesetz, wodurch die Welt auf den gegenwärtig erreichten Punkt geführt worden ist, seine verändernde Kraft nicht einbüßen werde, so lange es ein menschliches Geschlecht giebt, das, von Stufe zu Stufe, seiner seiner Bestimmung — wohin diese sich auch auflösen möge — näher geführt wird. Die Idee einer absoluten Vernunft, welche zukünftige Zivilisationsgrade antizipiren will, ist eine Hypothese, die ihrer Entstehung nur der menschlichen Eitelkeit verdankt und fast täglich durch hinzukommende Erfahrungen über den Haufen geworfen wird. Sie baldigen, heißt, sich einem Wahn ergeben, der von keiner Seite vertheidigt werden kann. Gewohnheiten und Bedürfnisse verändern also nur ihre Gestalt; ihr Wesen haben sie in der Unvollkommenheit des menschlichen Geistes, dessen Schöpferkraft darin abgeschlossen ist, daß er immer nur nach vorhandenen Materialien und nach dem Grade der Einsicht schafft, welche durch Fehlversuche aller Art erworben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Was kann
gar
Minderung und Vermeidung der Gefahren
geschehen,
wobei
in großen Städten
der roheste Volkshaufen oder Pöbel erzeugt?

So lange ein bedeutender Theil des Volkes aus losen, d. h. nicht von Familienbanden gehaltenen, und dabei auch noch rohen Leuten besteht, wird der Staat, in welchem dies der Fall ist, nach Verhältniß der Größe der zu dieser Klasse gehörenden Anzahl und ihrer in großen Städten fast vorhandenen Ansammlung, ferner nach Verhältniß der Höhe des Einkommens, an welchen die Minderthätigkeit und Wohlhabenheit des betreffenden Staates sie gewöhnt hat, und nach Verhältniß der Geringfügigkeit der Bedürfnisse, welche diese niedrigste Volkseklasse zum Arbeiten treibt, in der Gefahr sich befinden, Ruhe und Ordnung durch dieselben von seinen Familienbanden und Rücksichten gehaltene rohe Volk unterbrechen zu sehen.

Minderthätigkeit, Trunksucht und eine gar Lebensstrifung unzureichende Geringfügigkeit des Arbeitslohnes werden dann leicht vergesöhnt werden, um die entstandene Unruhe zu entschuldigen, oder wohl gar zu rechtfertigen; und es ist dann etwas ganz Gewöhnliches, daß, solchen Falls, die Landes-

Regierungen es für nöthig halten, diesem unruhigen Pöbel nähere Beschäftigung zu geben und dazu solche Arbeiten zu wählen, welche zunächst zur Hand liegen und sofort bequem benutzt werden können, obgleich diese schnell erwähnten Arbeiten theils von geringem Nutzen sind, und daneben wohl gar die Anzahl dieser so beschwerlichen als gefährlichen Menschen bedeutend vermehren. Es scheint deshalb die nähere Betrachtung dieses Gegenstandes, besonders in der jetzigen bewegten Zeit, so nöthig als nöthig zu seyn. Die Zerstörung der unruhigen Menschen ist für den Staat gehaben oder drohender Eintritt von Unruhen durch die böswillig getriebenen Pöbelkotten allerdings das Wichtigste; es ist aber diesem Zwecke gerade wider, wenn diesen Leuten an eben den von Unruhen bedrohten Orten die nähere Beschäftigung angewiesen und wohl gar noch daneben so reichlicher Lohn dafür gegeben wird, daß, dadurch gereizt, ihre Menge im Hinsatzen Anderer und zwar solcher sich mehren muß, die mit der bis dahin geübten Thätigkeit sich begnügt haben würden, und dabei hätten verblieben sollen.

Nicht auf die Geldverabreichung an die Arbeitslosen, sondern darauf kommt es an, daß die zu dieser Verwendung bestimmten Gelder dazu benutzt werden, die zahllosen Menschen im Lande möglichst zu gestreuen und daneben auch noch durch solche Arbeiten zu beschäftigen, die dem Staate vornehmlich nöthig sind oder ihm bedeutend nützlich werden.

Diese Regel entspricht es aber gar nicht, wenn in der Hauptstadt, in welcher die Masse des Pöbels die größte ist, oder in deren Nähe neue große Erdbeute, Damm-

pflasterungen, Kunststraßen, Kanäle, Schleusen und Wasserleitungen, Schiffbau-Docks, Werft, Strom-Schleusen, Dampfen-Anlagen, Eindammungen und Entdämperungs-Arbeiten oder wohl gar neue Promenaden, neue Gartenanlagen und andere Verschönerungen ausgeführt werden; sondern es müssen alle diese und alle sonst noch mögliche zu bewirkende Arbeiten von den Hauptstädten möglichst entfernt, an möglichst vielen Orten, gleichzeitig aber nirgends an einem und demselben Orte in solcher Ausdehnung bewirkt werden, daß darüber die Menge der Arbeiter Beforgnisse wegen Unterbrechung der Nahrung tragen kann.

Uebrigens befinden sich die meisten hiesiger Nachbarn und selbst viele Regierungs-Verwalter darüber im Irrthum, daß sie die niedrigste Volksschicht deshalb für der Hilfe am meisten bedürftig halten, weil sie in Lumpen sich hält und elend sich nährt, von Schmutz umgeben ist, und nur durch enge Bekinanderleben der Kälte und Nässe sich zu entziehen sucht. Es wird aber bei Betrachtung dieser elenden Lebensweise unterlassen, sich daran zu erinnern, daß Viele so sehr an diese Lage gewöhnt sind, daß sie sich keine bessere wünschen, und ganz mit ihrem Schicksale zufrieden sind, wenn sie nur bei möglichster Unabhängigkeit Bier und Branntwein trinken und möglichst viel von ihrer Zeit durch Karten- oder Würfelspiel verbringen können. Unter mildem Himmelstriebe findet man diese Klasse von Menschen, die auf der niedrigsten Stufe der Zivilisation oder der bürgerlich-gesellschaftlichen Lebensstufe, am zahlreichsten. Angewöhnt ihren rohen Sinnen und ihrem nicht sehr entwickelten, als je einfachen Leben, sind natürlicher Weise auch ihre Sorgen geschloß und zu jeder That genügt, die ihnen ho-

ihm sehr für leichte Arbeit verspricht. Dieser niedrigsten Klasse von Menschen Almosen zu verabreichen, oder ihnen Arbeiten bloß zu dem Zwecke zuweisen, ihnen dadurch Gelegenheit zum Verdienst zu gestatten, das bringt, wie ich schon gesagt, gewöhnlich mehr Uebels als Gutes hervor; denn man mehrt nicht bloß dadurch ihre Anzahl, sondern man erhöht dadurch auch den für die Verwendung der rehesten Körperkraft zu zahlenden Tagelohn, und steigert auf diesem Wege ganz allgemein, nicht, wie es zu wünschen wäre, die Bedürfnisse in ihrer Menge und dadurch die Genuße und die Thätigkeit, sondern man erhöht die Preise des Tagelohns und vertheuert dadurch alle Waaren, welche, für den Zweck des im Handel mit andern Völkern zu machenden Gewinns, in möglichst geringen Preisen stehen, und die, wenn es zum Anreiz der Thätigkeit nöthig wird, stets minder steigen müssen, als die Menge der Bedürfnisse und Wünsche der arbeitenden Klasse; denn diese Bedürfnisse und Wünsche sind es, welche den Verkehr der für einander thätigen Menschen schaffen. Zugleich muß aber auch die Zivilisation durch mehr zu Ordnung, Keilichkeit und guten Einrichtungen erhöht, und dabei zu einer klugen Sparsamkeit im Verzehren und Verbrauchen gewirkt werden; denn durch diese kluge und vernünftig gemäßigte Sparsamkeit wird die Wohlhabenheit am meisten gefördert, die nur allein in demjenigen, was übrig bleibt, ihr Entstehen und ihre Erhaltung findet, während ein rasches Steigen des Arbeitslohns und der Preise derjenigen Dinge, in denen dieser Lohn enthalten ist, zur Entspannung der Thätigkeit, also zur Trägheit, zum unthätigen Verzehren und Verthan, also zum Verschwendung,

verleitet, welches ein Verfliegen der Wohlhabenheit bewirkt, und deshalb überall bekämpft werden sollte.

Dagegen aber muß auch, und zwar mit größerem Nachdruck, dahin gestrebt werden, der geringsten Volksklasse ihre Subsistenz möglichst zu erleichtern; denn dieses wird, als Gegensatz zur Steigerung des Lebens, zur Wohlthatigkeit der Arbeit und der Thätigkeit führen und daneben auch dahin wirken, daß auch die geringste Volksklasse etwas wird erdriegen können, um dann damit besser als jetzt sich einzurichten und daraus kräftiger als jetzt sich zu nähren. Es muß dann aber auch diese Erleichterung in Verbindung mit andern guten Maßregeln dazu benutzt werden, die unterste Volksklasse aus ihrem sinkenden Elende zu erheben, das heißt, es muß gleichzeitig dieser untersten Volksklasse Neigung zur Ordnung, Reinlichkeit und möglichst guten Wohnungs-Einrichtung eingebläht und auf Vernichtung nicht bloß der Bettel, sondern auch des entehrenden und schmerzlichen Unheerreibens ernsthaft und unablässig gewirkt werden.

Das Bestehen der Mittel, durch welche die Erreichung des Zwecks, der untersten Volksklasse Erleichterung zu beschaffen sein wird, kann nur sehr schwer werden; denn Jedermann muß darauf fallen, daß dieser Zweck einzeln durch Verschönerung der untersten Volksklasse mit Wägen und sonstigen Regierungsbelästigungen und andererseits durch Wohlthatmachung der ersten Lebensbedürfnisse, das ist, des Brodes, der unentbehrlichsten Getränke und des Gleichen, der Bekleidungsmitel, der Wohnungen und der Erleuchtungs- und Beheizungsmitel, zu erreichen ist.

Indes sind aber die meisten Staatseinkünfte der Meinung, daß diejenigen Steuern, zu welchen Alle ohne Unterschied beitragen müssen, die eintträglichsten und zuverlässigsten wären, und sie halten sie deswegen auch für die besten. Es würde aber diese Behauptung, bei gehöriger Ermäßigung des darin eigentlich liegenden Sinnes, nur mit dem Vorbehalte ausgesprochen werden, daß diese Alle gleichmäßig belastenden Abgaben ihrer Unentbehrlichkeit wegen beibehalten werden müßten, indem der Staat mit der Erhaltung des Regirungs-Geld-Bedarfs, bei Verzichtung auf diejenigen Abgaben, von denen alle Staats-Einwohner ohne Unterschied betroffen werden, in unabweisliche Verlegenheiten gerathen würden.

Über auch mit diesem Vorbehalte kann vor ganz genügender Untersuchung dessen, was sich unter Anwendung eines gerechten und guten Steuersystems leisten läßt, jene Behauptung nicht für richtig erlannt werden.

Von Steuersystemen wird aberdem in allen Ländern nur gesprochen; denn ein Abgabensystem, welches, unter Benützung aller nur erdenklichen Wege, im höchsten, irgend erzwingbaren Maße getrieben wird, kann im Grunde ein systematisches nur in so fern genannt werden, als man sich nicht schämt, zu bekennen, daß der Zweck der Erhebung in der Erpressung der möglich höchsten Summe liegt. Dieses Verhältniß kann jedoch da nicht gedacht werden, wo, wie im preussischen Staate, der Geldbedarf der Regierung das Maß der zu erhebenden Abgabe bestimmt, und wo, wie im preussischen Staate, die Absicht möglichst zu genügender Abgaben-Erleichterung feierlichst landesherrlich

verheissen worden ist, und man diese Verheissung auch schon in Erfüllung zu bringen angefangen hat.

Ein gerechtes und also allein annehmbares Abgabensystem kann nur da als bestehend anerkannt werden, wo in Betreff der Gerechtigkeit die Abgaben-Vertheilung in möglichst treffendem Verhältnisse zum Vermögen-Ertrage regulirt und keine Steuer angeordnet ist, die nicht als diesem Zwecke entsprechend gerechtfertigt werden kann.

Wenn nun alles besteuerbare Vermögen entweder aus dinglichen Besitzthümern und Nutzungs-Berechtigungen oder aus persönlichen Kräften besteht, und wenn es wahr ist, daß gerechtemaße nur der Ertrags-Ueberschuß, der aus diesen verschiedenen Vermögens-Objekten, nach Deduktion der Kosten aller dem Stande und den Verhältnissen der zu besteuenden Klassen angemessen zu bestimmenden Nothwendigkeiten, verbleibt, als Maassstab zur Steuerentheilung benutzet werden sollte: so ergibt sich hienaus, daß von der untersten Volksklasse, die nur von demjenigen Handlohn lebt, den allein die reibste Körperkraft zu erlangen vermag, besonders in entwickelten Ländern, gar Nichts erhoben werden sollte; das ist da, wo die Kunstfertigkeiten, ferner die Kenntnisse, so wie der Besitz und die Hülfe guter Geräthe und Maschinen und die Erleichterung der Vertheilungen und Transporte, das Gedeihen und die Nutzung der Ertrag gewöhnlichen Besitzungen sehr gewinnreich gemacht haben, indem in diesen Ländern die rehen, mit hinreichend ausreichenden Fertigkeiten begabten Hände der Regel nach gar nichts erübrigen, sondern noch nicht einmal so viel erwarten, als ihnen und ihren Familien billigerweise gebührt werden muß.

Wüßte man nur genau berechnen, wie wenig das beträgt, was von der geringsten Volkseklasse und zumal von denen derselben, die auf dem Lande leben, unmittelbar eingezogen werden kann, und möchte man dabei ermögen, wie viel, selbst bei Aufhebung dieser unmittelbaren Besteuerung der untersten Volkseklasse, dieselbe doch noch an mittelbaren Steuern bei ihrer Bezeichnung zu tragen bräuh, so würde der hier ausgesprochene Rath: die auf dem Lande lebende unterste Volkseklasse von allen unmittelbaren Staatslasten zu befreien, wenig oder gar keinen Widerspruch finden.

Es würde aber leider hienmit für den Zweck derjenigen Erleichterung der untersten Volkseklasse, welche die Erigerung des Hantlohn und der Waarenpreise zurückhalten, und den Zufluß der Tagelöhner nach den großen Städten hin vermindern soll, zu wenig erreicht werden; und es muß deswegen noch auf andere Erleichterungsmittel für die auf dem Lande lebenden Tagelöhner Bedacht genommen werden.

Im Nachdenken über die Erreichung dieses Zweckes wird hoffentlich das vom Verfasser dieser Schrift in Vorschlag gebrachte Schaffen eines eignen ländlichen Gewerbetriebs als das beste Mittel zur Hingehung der den Städten lästigen Ueberflutung auf das Land und zur zureichenden Ernährung derselben erkannt werden.

Zu den wirksamsten Förderungsmitteln dieses Vorschlages gehört nun aber auch der Erlaß der Gewerbesteuer für die mit eigener Hand auf dem Lande zu treibende Arbeitthätigkeit, so daß der Vorschlag des Abgaben-Erlasses auch auf diejenige geringe Gewerbesteuer aus-

gebeht werden muß, die von der auf dem Lande mit eigenen Händen zu treibenden Werthbätigkeit würde können verlangt werden.

Die Erleichterung der untersten Volksschaffe wird jedoch, wenn sie dem höchst wichtigen Zwecke der Erhebung dieser Klasse aus ihrer jetzigen zu großen Beschränkung, so wie auch der Vermeidung einer Tagelohn-Erhöhung entsprechen soll, sogar auf völlig abgabenfreie Eröffnung der Landesgrenzen für die Einbringung solcher ausländischen Produkte ausgedehnt werden müssen, die zu den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen gehören, nämlich des Getreides, des Schlachtrindes, des Salzes und der Fische, so wie der Feuerungs-Materialien und selbst der gemeinsten Erleuchtungs-Materialien, nämlich des Oels und des Theers.

So bedenklich und so ungenüßbar dieß hier eben gedachter Vorschlag in manchem Staate und besonders in England und Frankreich klingen und scheinen mag, so wird er doch völlig zu rechtfertigen und als selbst der Landwirthschaft nützlich, als dem Einkommen der Landwirthe nicht entgegen und als dem Handel höchst förderlich zu betrachten seyn, wie solches in einem besondern Aufsatze überprüfst nachgewiesen werden soll.

Es wird ferner dem in Rede stehenden Zwecke entsprechen, wenn durch möglichste Verbreitung und Erleichterung des Kleinhandels über das ganze offene Land diejenigen Gegenstände möglichst theilhaftig gemacht würden, welche die geringste Volksschaffe bediegen in den kleinsten Quantitäten zum täglichen Bedarfe kauft, weil ihr die Kosten größerer Quantitäten unerschwinglich sind

und weil ihr die Mäune zur guten Aufbeahrung derselben fehlen. Diese Erleichterung kann aber nur dadurch beschafft werden, daß der Verbreitung des Detailhandels mit allen den Dingen, welche der Landmann braucht, gar keine Hemmungen entgegengelegt werden.

Anders Ernst ist es aber auch höchst nöthig, die Anzahl der jetzt in den großen Städten ohne feste Dienst-Übernahme, bloß für Tagelohn arbeitenden Leute möglichst zu vermindern, das heißt solcher, welche dem gelegentlich sich findenden Verdienste auf den Straßen abwarten pflegen und in dieser Lage beim geringsten Anlasse zum Zusammenlaufen der Raubegierigen, dem dann entstehenden Volkshaufen ein Gefahr drohendes Wesen geben, — indem diese Tagelöhner die roheste, körperlich kräftigste und beweglichste Volksschicht ausmachen —; zur Verminderung dieser Menschenanzahl wird es sehr wirken, wenn sie, zur Förderung ihres Entschlusses, die großen Städte zu verlassen und auf dem Lande zu leben, in allen großen Städten unter eine ihnen schwer fallende, genaue und strenge Polizei-Aufsicht genommen werden, wozu die jetzt in Berlin zu Stande gebrachte Einrichtung sehr be-
 hülfflich ist, nach welcher jeder zur Arbeit sich ausstellende Tagelöhner eine Nummer um den Arm gebunden trägt, die ihm nur dann gegeben wird, wenn er sich durch gute Zeugnisse als dazu qualificirt ausgemiesen hat.

Wird einem bedroutenden Theile dieser gefährlichen Menschen durch Benutzung der so eben angegebenen Mittel der Aufenthalt in großen Städten verhindert und dagegen das Leben auf dem Lande bedeutend erleichtert: so werden sie und ihre Kinder auf dem Lande moralisch gebessert und

in ihrer Kraftverwendung dem Staate dort auch viel nützlicher als in den Städten werden; und wenn darüber unter diesen Leuten der untersten Volksschicht dann auch viel mehr Verschönerungen als bisher Statt finden und dadurch die Menge dieser sich stark fortsetzenden Volksmasse rascher noch als bisher sich mehren würde: so wird auch darin etwas Gutes liegen. Denn man kann diese Vermehrung der untersten Volksschicht nur dann für ein wirkliches Uebel halten, wenn sie am unsichern Orte und in verderblicher und gefährlicher Lage Statt hat; ist aber auf dem angegebenen Wege dem Eintritte dieser Noththeile vorgebeugt, und bestehen überall nur gerechte, von allem unnützen Zwange befreite bürgerliche Verhältnisse im Staate, so muß mit einer über das ganze Land auf alle im Begehr stehende Einrichtungen sich dann passend vertheilenden Volksmenge die Kraft und auch die Wohlthaten und selbst die Ausbildung und Civilisation, ja sogar auch die Moralität des Volkes, zunehmen.

Es werden nämlich dann aus der geringsten Volksschicht sich ungleich weniger Menschen, wie jetzt, als lose und ledige Leute umhertreiben; sie werden gegenwärtig dann in ausdauerlicher Familienlage häusliche Tugenden ehren und pflegen, ja sogar bedeutend dazu beitragen, daß auf dem Lande für den gelagen Landmann, für das ländliche Handwerksleute und für die ländlichen Tagelöhnerfamilien der Bedarf an Bekleidung und an Wirtschaftsgütern und Hausgeräthen in genügender Einfachheit und in angemessener Wohlfeilheit wird verfertigt werden.

Bei Vertheilung der ärmsten und geringsten Volksschicht über das ganze Land wird diese dann der Verderb-

nist durch das städtische Leben, und dem Verstand entgegen
 sey, in welchem das Laster deshalb am schnellsten sich ver-
 breitet und emporwächst, weil dessen Unthaten im städtischen
 Gewerbetreiben größtentheils ganz unbemerkt und noch
 größeren Theils ganz unbestraft bleiben.

Auf diesem milden Wege wird es demächst auch da-
 hin kommen, daß Lieder zur Heilichkeit, Ordnung, Bequem-
 lichkeit und Vollständigkeit des häuslichen Gefuges wie der
 Gewerbeschönung, ja selbst, ein Wunsch, anständig zu er-
 scheinen und eine gewisse Beachtung zu genießen, bis in
 die unterste Volksschasse bringen und sie dazu antreiben wird,
 lieber für die Befriedigung dieser Neigungen, als für den
 jenen Genuss thöng zu seyn, welcher in den bisher so
 verderblich gewesenen, hässlichen Schenksitten der unter-
 sten Volksschasse als einzige Lebensfreude sich darbot.

Dampfen und Schmutz werden dann Allen ein Schand
 seyn, und je schöner sie werden, um so mehr wird auch
 die unterste Volksschasse ihren sich schämen.

Wie so ganz anders ist es jetzt!

Das zur Schon getragene Kleid macht die Wahr-
 nehmer desselben zum Witkeid und zur Almosen-Ertheilung
 geneigt, und es wird hierdurch die geringste Volksschasse ganz
 eigentlich dazu belehrt, daß sie sich, mit Schmutz bedeckt,
 in Dampfen steckt und, der Verachtung der Welt sich preis
 gebend, dem Ehrgefühl die letzte Wurzel abschneidet.

In der Vertheilung der geringsten Volksschasse über
 das ganze Land kann ferner unter den dazu gehörenden
 Menschen kein solcher Zusammenhang bestehen, wie derselbe
 besonders in den größten Städten Statt hat und daselbst
 Selbsteigenschaft zu Verabredungen giebt, die auf Diebstahl, Raub

und Brandstiftung führen, und auf deren Fortsetzung demnachst in den Gefängnissen mit großem Erfolge weiter fortgesetzt wird, in welchem Stadium es dann nicht lange unerkannt bleibt, daß Tumulte oder Feuers- und Wasserschaden zum Stehlen, Rauben und Plündern die günstigsten Momente liefern.

Denn sind es nicht die der untersten Volksschicht angehörigen Leute und Untrüben, durch welche die Unordnungen und Nothden ganz eigentlich erzeugt werden, sondern es geschieht dieses in so bewegter Zeit, als die unsere jetzt ist, durch Menschen aus den gebildeten Klassen des Volkes, die für gewisse Ideen leidenschaftlich eintreten oder mit Plänen zur Erlangung ihres alleinigen besseren Glückes erfüllt sind, als ruhige Zeiten und geordnete feste Verhältnisse ihnen geschehen können. Wäre aber nur nicht eine große Menge leiser Volks der niedrigsten Klassen in großen Städten versammelt vorhanden, so würden jene Phantasten und die durch Egreiz, Herrschsucht und Habsucht, oder gar durch Rachsucht leidenschaftlich aufgereigten Menschen auch in den größten Städten sich nicht sichtbar machen können. Es bleibt daher die Hauptregel zur Verhütung großer Unordnungen nur dahin zu richten, daß die geringsten Tagelöhner und neben diesen auch die Handwerksgesellen der am zahlreichsten besetzten Metiers möglichst aus den großen Städten entfernt, über das ganze Land vertheilt und dort außer Zusammenhang mit einander gehalten, dabei aber in eine solche Nahrungs-Erwerbs-Lage versetzt werden, die ihr Versehen und selbst ihr Wohlfeyn sichert, und in der sie sich deswegen sogar gefallen und zufrieden fühlen können.

Zu diesem großen Zweck muß aber, nächst den schon gedachten Mitteln, auch noch diejenige Regierungsfürsorge heilsam wirken helfen, welche dem Verfasser in einem besondern Aufsatze „über die Nothwendigkeit derjenigen höchsten Verschiedenheit im Vermögensbesitz (welcher überall, wo Freiheit im Verkehr Statt hat, eintreten wird) und über das allein der Abhülfe bedürftende Elend“ angetroffen werden ist; es muß nämlich der Vereitungs-Gleiß stets dem bestehenden Begehre angemessen bleiben, und also kein Fabrikat in solchem Ueberflusse gemacht werden, welcher dessen Vorfertigung erwerblos machen, oder gar den auskömmlichen Lohn, in großem Betrage den damit beschäftigten Massen entziehen kann.

Es wird ferner aber auch in großen Städten dafür zu sorgen seyn, daß der verderbliche Hang zum Spielen nicht gepflegt, sondern gegenheils möglichst unterdrückt werde, so wie auch rathlich dafür, daß die dienende Klasse männlichen Geschlechts auf alle nur mögliche Weise vermindert werde; gleichzeitig kann auch die Anzahl der losen Gesellen und Gehälfen möglichst zu vermindern gesucht werden, wie solches einem Theile durch unbeschränkte Konjunkturung unglücklicher Weiber, die dann Familiensteter werden, und andern Theile durch Zulassung des weiblichen Geschlechts zu allen für das selbe sich schickenden Gewerbebetrieben, erreichbar seyn wird.

Nach wird es rathsam seyn, die Gesellen in ihre Gewerks-Herbergen nach Stadtbezirken und nicht nach Gewerks-Abtheilungen zu versammeln, dort aber sie mit allen erforderlichen Nachseihen und Hülfen

lösung von Amtsbürgen vollständig versehen zu lassen, so daß sie dieser den Einwandern gleich beim Eintritte in die Stadt zuweisenden Herbergen sich besser, als bisher, bedienen können und daß dann die ein- oder durchwandern- den Gesellen in geringerer Anzahl und im vollen Bewußt: eines lebendigen Verkehrs, ohne Rücksicht auf Zünftigkeit oder freie Erkennung, und ohne absonderliches, corporationsartiges Ueineanderschließen in kurzer Mischung neben einander sich in den Herbergen der verschiedenen Stadtviertel vertheilt befinden werden.

Die Ruhe der großen Städte wäre dann auch hierdurch viel besser als jetzt gesichert, und dabei würde der Verkehr durch die vorgeschlagene Ueberbringung der Einwandern in viele kleine Gesammtherbergen, als die Gesellen aller Gewerke und Nahrungswege mehr und besser, als jetzt, nach Jedes Bedürfnis bedient und gefördert werden.

In Betreff der vielen lohn mündlichen Dienstboten, von welchen große Städte erfüllt zu seyn pflegen, muß vor Vernehmung dieses Vorfalles noch Folgendes nachgesehen werden.

Aus den mündlichen Dienern erwächst dem Staat deswegen große Last und wenig Hülfe, weil diese Menschen keinem solchen Geschäftsbetriebe geteignet sind, durch welchen die Masse der bürgerlichen Dinge eine Vermehrung oder Verbesserung erhalten kann; weil ferner diese Klasse, aus dem geringeren Volkstheile schnell in das ärmliche Leben der höhern Stände versetzt, darin leicht verfaulend und dann übermüthig und aufgeschlossen, ja sogar um so leichter schlecht werden kann, als sie mit den Räuden, Rabalen und verfaulten Niederträchtigkeiten bekannt wird, welche sich nicht selten im Innern der Familien und des Haushaltes

vornehmer Brute wahrnehmen lassen, und welche am ersten von denen wahrgenommen werden, die Zeit und Gelegenheit genug zum Beobachten haben, und zu diesen Erforschungen durch die Vortheile getrieben werden, welche sich auf den Schwächen und Fehlern ihrer Herrschaften zeigen lassen.

Jede Herrschaft ist ebenfalls leider, zur Steigerung der hier in Rede stehenden Gefahr, nur zur Annahme unverschämter Diener genügt, und verlangt von ihnen ein ununterbrochenes Bedienen aller momentanen Launen und Einfälle, wodurch die Diener zur Unthätigkeit geübt und veranlaßt werden, die ausloßtesten Unterhaltungsschriften zu lesen, unter welchen es leider sehr schlechte gibt, deren Lesung durch die Bibliothekarien sehr erleichtert ist.

Sanz natürlich wird dann, wenn Unruhen entstehen, die Klasse der Diener, je nachdem sie am betreffenden Orte groß ist, die Rascheßen, Bettelgeizigen, Eitrigsten und Unverschämtesten des in Aufregung gerathenen Volks seyn, und dabei von leichtsinnigen Hoffnungen am meisten erfüllt, durch Achtungslosigkeit — welche ihre vorgeschaltete Lage auf's Höchste nützt — am berüßtesten gemacht, sich dazu drängen, die ersten und gefährlichsten Rollen der Anführung des Pöbels zu übernehmen.

Es würde daher in jedem Betracht gut seyn, wenn auf's Kräftigste dahin gewirkt werden möchte, daß zur Zeit ganz allgemein die Anzahl der Dienerschaft möglichst vermindert würde.

In diesem Zwecke scheint man eine gut regulirte Besteuerung der Dienerschaft das beste Mittel zu seyn, welche Besteuerung nach Klassen wird Statt finden

kleinen, so daß der einzelne Diener milder als mehrere, der junge mehr als der alte, der untergeordnete mehr als der vorstehende, und besonders die für den Freyde vornehmten Auszeichnung in die Farben ihrer Herren gekleideten und geschmückten Diener, nach dem Grade dieses Schmuckes, mehr als die einfach gekleideten, besteuert würden. Auf diesem Wege wird das Halten junger, in die Farben des Herrn gekleideter und mit besteuertem Schmucke bedeckter Diener ein Gegenstand auszeichnender Ostentation werden, und als solcher dem Staate ein Einkommen gewähren, welches mit dem Reichthume Einzelner sich mehren, und diese nach dem Maße ihres Einkommens und ihres Hochmuths zur Steuer geben würde; und im Ganzen würde auch durch diese Maßregel die Anzahl männlicher Diener sehr vermindert, dagegen aber der Gebrauch weiblicher Bedienung, die der öffentlichen Ruhe nicht gefährlich werden kann, allgemeiner werden, als dieses jetzt der Fall ist.

Die auf allen diesen Wegen dem Ueberflusse an Unthätigen und unnützen Menschen besitzten großen Einnahme werden, wenn diese Maßschläge benutzet werden, nicht fern, wie jetzt, die die Pflegsstellen aller Schleichgeldern und schändlicher Tasler setzen; die Verbrechen werden besondres klein, wenn die Gesetzaufseher und die Strafgesetze nach besseren Grundsätzen und Regeln, als bisher, eingerichtet werden, nicht mehr so, wie bisher, flüchtiglich nachkommen, sondern sich mindern, und der Glanz der Wohlhabenheit großer Städte wird — wenn vornehmlich der Betrieb des größeren Handels und der künstlichsten und feinsten Verfertigungen sie füllt, und wenn sie die Sammelplätze der Künste und Wissenschaften, so wie des Reichthums und derjenigen

höheren und anständigen Genüsse theilhaft werden, die Reichthum an Gabe und an gutem Talenten gewährt —, dann ungetrübter und das Fortschreiten in der Civilisation viel begünstigender erscheinen; ja, es wird dann die zunehmende und über das ganze offene Land in freier und gut geleiteter Wahl auf alle Einrichtungen nach Bedarf vertheilte Bevölkerung nicht mehr gefährdet, sondern ganz allgemein die Ueberzeugung davon herrschend und zu allem Guten wirksam werden, daß mit der Zunahme der Bevölkerung und nach dem Maße des Fortschreitens ihrer Bildung, der Wohlstand, die Einsicht und die Moralität, das Geschick und das Leben der Menschen, oder, mit einem Worte gesagt, das Glück der Welt, gewinnen muß, indem durch die Menge die Bildung und durch diese die Civilisation, das heißt die Gerechtigkeit für alle Verhältnisse der im Staate mit einander vereint lebenden Menge, sichergestellt und sicher erhalten werden wird, als dieses unter den besten Staats-Regierungs-Formen und Behandlungs-Verfahren zu erreichen steht, welche jemals erdacht werden mögen.

E. L. E. v. Knobloch.

Ueber

eine vor Kurzem erschienene Streitschrift
politischen Inhalts.

Der vollständige Titel dieser Streitschrift ist:

„Ueber das Bedürfniß der Intelligenz unserer Zeit und die Möglichkeit, mit einer liberalen Monarchie einen Staat zu regieren. — In Erwiderung auf des Herrn Friedrich Buchholz Aufsatz „über den flauen Akt der französischen Ummantlung, im vierzehnten Heft der französischen Ummantlung, im vierzehnten Heft seiner Monatschrift für Deutschland.“ — Leipzig, 1830. Verlag von Joh. Ambrosius Barth.“

Der Leser sieht, daß diese Streitschrift gegen mich, als den Herausgeber der *Krumm* Monatschrift für Deutschland, gerichtet ist. . . .

Der Gegenstand, um welchen es sich handelt, ist von ausnehmender Wichtigkeit, sofern er eine gesellschaftliche Frage betrifft, die nie genügend beantwortet worden ist, nämlich die Frage: in welcher Form erfüllt die Regierung am besten ihre Bestimmung, und in wiefern verträgt sich die Monarchie mit einer Theilung der Gewalt? Mein Gegner wählet die Uebersetzung, daß Theilung der Gewalt erseignlich sei, und behauptet demnach die Möglichkeit, mit einer liberalen Monarchie zu regieren. Was mich betrifft, so hab' ich mich gegen die Theilung der Gewalt erklärt und jene Möglichkeit bestritten.

Dies wäre demnach der status controversiae politischen und Rechts; und in der gegenseitigen Erörterung hab' ich nur zu zeigen: ob die Gründe, welche mein Antagonist für seine Behauptung beibringt, ausreichen, d. h. ob sich mit diesen Gründen die Behauptung in einen Beweis verwandeln lasse. Ehe ich jedoch auf die Sache selbst eingehe, muß noch das Eine und das Andere zwischen mir und diesem Antagonisten berichtigt werden, damit das lesende Publikum ihm nicht Alles auf sein Wort glaube.

Bekanntlich hat die gelehrten-Republik, wie jede andere, ihre — Polifond, denen sich nie ganz antreuen läßt, was man auch zu diesem Zwecke thun möge. Was nun unsern Gegner anlangt: so rechnen wir ihn aus einem doppelten Grunde zu diesen Polifonden: einmal, weil er seinen Namen nicht genannt hat, der, wie wir glauben, unter dem Titel einer Streifschrift am wenigsten fehlen dürfte; zweitens, weil er in einem Tone spricht, der zwar den Polifonden charakterisirt, doch nicht den besonnenen Schriftstellers, der, seiner Sache gewiß, sich nicht in Vermuthungen und vage Vermuthungen einläßt.

Dieser Unsignatur nennt uns gütlich einen Pamphletschreiber. Mit welchem Rechte? Die Renardschrift für Deutschland, deren Hefte seit sechzehn Jahren monatlich erscheinen, beträgt jährlich drei Bände hiftorischen und staatswissenschaftlichen Inhalts, von welchen jeder zwischen 4. und 500 Seiten enthält. Ist diese Renardschrift ein Pamphlet? Welcher Verstandige wird dies zugeben, wenn er weiß (was in jedem englisch-deutschen Lexikon zu finden), daß unter Pamphlet eine Schrift von wenigen Bogen verstanden wird, welche ungebunden oder nur gefch-

ter verkauft wird: überhaupt eine kleine Schrift, „das Trafs-
süßlein“? Nicht also der Herausgeber der Monatschrift
für Deutschland ist der Pamphletschreiber, den der Unan-
mud herabwürdigen möchte, wohl aber ist er selbst ein
Pamphletschreiber, wenn man bei dem Kopfstabe stehen
bleiben kann, den seine Streichschrift an die Hand giebt.

Mein Gegner ist ferner der Meinung, daß die Neue
Monatschrift f. D. sehr oft das Organ der Regierung gewe-
sen, wodurch diese dem Publikum ihre Ansichten und Beschlüsse
verlegt habe. . . . Ich versichere hiermit öffentlich, daß
dies niemals der Fall gewesen ist, obwohl mehrere ange-
sehene Beamten, wenngleich nicht als solche, sondern als
Privatmänner, die Neue Monatschrift für Deutschland mit
ihren Beiträgen beehrt haben. In der preussischen Monar-
chie geboren und erzogen, hab' ich, seit etwas dreißig Jah-
ren, mir selbst den Beruf gegeben, meinem Vaterlande
durch das, was ich mein Talent und meine Wissenschaft
nennen darf, möglich zu werden, ohne mich auf etwas An-
dres einzulassen. Wie sehr hab' ich in einem, von der
Regierung betreffenden Auftrage Gedanken verberdet; mein
Wirkungsfeld ist immer ganz frei gewesen, und was ich
in demselben auch geleistet haben möchte, immer bin ich
ganz allein dafür verantwortlich geblieben.

Wenn endlich mein Antagonist sein Urtheil über mich
 dahin abgibt, „daß ich nicht zu den glücklichen Schrift-
stellern gehöre, deren gewantter Feder es jeder Zeit gelingt,
das von ihnen verhandelte Gegenstandes Meister zu wer-
den,“ und wenn er hinzusetzt, „daß ich in meiner mehr-
jährigen Praxis als Journalist und Pamphletist keine Pro-
ben wissenschaftlicher Tiefe und Konsequenz abgelegt habe“:

so muß ich mir ein solches Urtheil freilich gefallen lassen, weil sich vergleichen in einer Verleheten-Republic, wo der Strauch nur allzu viel ist, nicht vermeiden läßt; allein um mich diesem Urtheil zu unterwerfen, müßte ich vor allen Dingen irgend eine Achtung für meinen Gegner haben: eine Achtung, die mir, die volle Wahrheit zu gesehen, einem Marcopaulus gegenüber gänzlich fehlt.

Mein Gegner erklart sich meine Vorliebe für die absolute Monarchie aus meiner unbedingten Verehrung für Friedrich den Großen, und macht mir dabei zum Vorwurf, nicht zu wissen, daß die Zeit gekommen sei, wo Friedrichs Ziel, „daß jeder Bauer Regit inne habe“, gekommen ist. . . . Wie ironisch! Weher weiß denn aber mein Gegner, daß mir eine Vorliebe für das, was man absolute Monarchie nennt, bezeugt? Und was hat ihm zu der Entdeckung verhelfen, daß meine Verehrung für Friedrich den Großen eine unbedingte sei? Ich leugne Beides, und leugne es nach meinen klaren Anschauungen von dem allgemeinen Entwicklungs-Geist, das über der menschlichen Gesellschaft waltet. Was die Zeit betrifft, wo, nach Friedrichs Wünsche, jeder Bauer Regit inne haben soll: so wünscht ich, daß diese Zeit niemals kommen möge, weil sie ganz offenbar eine Zeit gänzlichster Verwirrung sein würde; denn, wenn unter Regit nur das verstanden werden darf, was auf philosophischen Befehälen dafür aufgegeben wird, so dürfte die natürliche Regit, an welcher es dem Bauer bisher zu keiner Zeit gefehlt hat — jene Regit, welche die unmittelbare Ansehung der menschlichen Organisation ist — leicht für alle Zeiten den Vorrang verdienen.

Damit nun mein Gegner sich weniger den Kopf über die Frage zerbrache, wie ich in einer Abhandlung „über den fünften Akt der französischen Umwälzung“ zu einem Urtheile gekommen sei, das ihn so sehr verlege, so wenig betrübte: so will ich ihm einen Aufschluß geben, wodurch mehr erklärt wird, als durch seine Hypothesen. Es ist folgender:

Seit fast dreißig Jahren beschäftige ich mich mit der französischen Umwälzung, als mit einer geistlich-ästhetischen Erscheinung, die sich nach sehr bestimmten Gesetzen entwickelt und fortgebildet hat. Die Resultate, zu welchen ich gelangt bin, liegen vor in meiner „Geschichte Napoleons Bonaparte's“; und irrte ich nicht, so sind darin die Uebergänge von einer Haupt-Periode zur andern sehr bestimmt und deutlich ausgesprochen. Diese Geschichte umfaßt jedoch nur die drei ersten Akte der französischen Umwälzung. Was den vierten dieser Akte betrifft, so konnte er Keinem weniger unbekannt seyn, als dem Verfasser „der europäischen Staatsgeschichte seit dem Frieden von Wien.“ Da ich nun selbst dieser Verfasser bin; da es, behaupte ich ferner, unmöglich war, die Thatfachen der letzten 16 Jahre, sofern sie sich auf Frankreich beziehen, aufzufassen und darzustellen, ohne deren Ursachen und Triebfedern nachzuspüren; da endlich schmerzlich Jemand von den Erscheinungen im August des abgewichenen Jahres weniger überrascht werden ist, als ich, auch Jener, so viel ich weiß, sie bestimmter angekündigt hat, als es von mir im April-Jest der Renard'schen Schrift f. Deutschland von 1830 geschehen ist: so glaubte ich durch alle diese Arbeiten die Berechtigung zu der, den Liberalen so ansehnlichen Abhandlung „über den fünften Akt

der französischen Revolution⁴⁴ mehr als jeder Andere zu haben, dem die Thatfachen mit ihrem Tricksedem minder bekannt und geklärt waren.

An meinem Urtheil über den süßsten Miß der französischen Ummeldung hat also mein Patriotismus, meine Verehrung für Friedrich den Großen, und was man sonst noch anführen mag, um mein Preußenthum zu bezeichnen, nicht den allgeringsten Antheil; hätte ich als Schwede, oder Britte, oder Spanier, oder Italiäner dieselben Studien gemacht, so würde das Resultat derselben (mein Urtheil über den fraglichen Gegenstand) nicht anders ausgefallen seyn, als es während meines bleibenden Aufenthaltes in Berlin, Wallstraße Nr. 21, ausgefallen ist.

Dabei darf ich mit Wahrheit behaupten, daß dies Urtheil mit allen den Anschauungen in Verbindung steht, zu welchen ich durch ein, wie ich glaube tiefes Studium der Geschichte, d. h. der gesellschaftlichen Erscheinungen, so weit sich das Andenken an dieselben erhalten hat, gelangt bin. Hierüber könnte ich mich sehr ausführlich ausweisen, wenn dies erforderlich wäre. Nur Einiges zur Erklärung. Was ist das Resultat meiner „philosophischen Untersuchungen über die Römer“? Der Leser kommt dadurch zu einer sichern Kenntniß der Ursachen, aus welchen Antimonarchie und Monarchie hervorgehen, so wie zu einer sichern Kenntniß dessen, was durch beide Regierungsformen geleistet wird. Wer so etwas nicht in den Thatfachen selbst angeschaut hat und über die Erscheinungen nur nach den unbestimmten Begriffen urtheilt, die er davon hat, der mag sich einbilden, die Wahrheit erkennen zu können: sein Urtheil wird nie einen Werth haben. Als der verstorbene Johann

Benjamin Erhard im Jahr 1821 eine Abhandlung, betitelt: „Ueber freiwillige Knechtschaft und Meinherrschaft“ in Berlin wieder auslegen ließ, kam es zwischen uns beiden zu einem Streite über die Trennung und Theilung der Gewalten: ein Princip, dem auch nicht viele Deutscher zustimmte. Ich sprach darüber meine Meinung öffentlich aus; und es sei mir erlaubt, sie hier im Auftrage zu wiederholen, um zu beweisen, daß ich vor etwa 10 Jahren über diesen wichtigen Gegenstand nicht anders dachte, als gegenwärtig, wo man glaubt, mein Urtheil über den fünften Akt der französischen Revolution habe einen politischen Zweck.

Ich sagte damals:

„Wir halten uns nicht dabei auf, von dem Ubergange des Naturzustandes zu einem gesellschaftlichen oder bürgerlichen zu reden; denn, in unserer Ansicht ist Alles, was man Naturzustand, in Gegensatz von Gesellschaft oder Völkergesamtheit, nennt, eine unhaltbare Hypothese. Für den Menschen gibt es keinen andern Naturzustand, als den gesellschaftlichen oder bürgerlichen; dafür sprechen nicht nur alle Erfahrungen, die jemals gemacht sind, sondern es läßt sich auch allensfalls beweisen, daß, wenn der Zustand der Vereinigung der natürlichen für den Menschen wäre, er zugleich die Unmöglichkeit eines Uebereinkommens in den gesellschaftlichen, oder bürgerlichen in sich schließen würde. Was hieraus folgt, bedarf keiner Erörterung.

Man kann, ja man muß sagen, daß die Fällung eines glüklichen Urtheils über Recht und Unrecht die äussere Form der Regierung gebieterisch bestimmt, und daß hier nach die Functionen des Gesetzgebens, des Richtens und des Organisirens desamlich von einander getrennt werden muß.

fen. Allein werden diese Zustände richtig dargestellt, wenn man sie als besondere Gewalten bezeichnet, die von einander unabhängig sein müssen, und wenn man die Beschickung als eine vierte Gewalt hinzusetzt, die von ihnen ganz verschieden ist?

„Dies ist die Frage, welche beantwortet sein will; und wie begreift nicht, daß sie mit Erfolg nur dann beantwortet werden kann, wenn man sich vorher klar gemacht hat, was Gewalt ist? Dem Verfasser (der Schrift über freiwillige Knechtschaft und Unfreiheit) möchte ich den Vorwurf machen, daß er dies verstanden habe und daß hiernach alles Entscheidende in seiner Darstellung enthalten ist.

„Doch zur Sache!

„Gewalt, worauf sie sich auch beziehen möge, ist eine Vereinigung von Willen und von Kraft, dem Willen zu gehorchen. Hiernach aber darf man den Willen nie von der ihm gehorchenden Kraft trennen, wenn Gewalt Gewalt bleiben soll. In Wahrheit, was ist Willen ohne Kraft? Ohnmacht. Und was ist Kraft ohne Willen? Schwere. Da nun weder Ohnmacht, noch Schwere Gewalt genannt werden kann: so folgt daraus, daß nur die Vereinigung des Willens mit der Kraft diese Benennung verdient.

„Dies angewendet auf die Regierung, kann ihre Gewalt durchaus nicht als etwas gedacht werden, das als bloß gesetzgebend, oder als bloß richtend, oder als bloß organisirend erscheint; kann, wenn dem so sein sollte, werden alle Wirkungen der Regierung in sich selbst gesammelt, aus keinem andern Grunde, als weil es unmöglich

sein würde, aus Ohnmacht Macht zu bilden. Wie jedes Einzelwesen nur durch die Vereinigung des Willens mit der Kraft dahin gelangt, eine Macht ausüben zu können: so gelangt auch das Kollektiv-Weesen, Regierung genannt, nur auf diesem Wege zur Ausübung der Gewalt; und darum ist es notwendig, daß die Volkshaltung sich überall an die Funktionen des Befehlgebens, des Richtens und Organisirens anschließe, daß also diese Funktionen nie als besondere Gewalten erscheinen.

„Befehl aber die Gewalt zum Wesen der Regierung: so gehört die Einheit zum Wesen der Gewalt. Wie die Gewalt vernichtet wird, wenn man den Willen von der Kraft sondert: dies glauben wir oben gezeigt zu haben. Man geschieht zwar nicht dasselbe, wenn man eine einzelne Funktion, wie das Befehlgeben, das Richten u. (w.), in eine Gewalt verwandelt; allein es entwickelt sich daraus ein Nachtheil, der nicht größer gedacht werden kann. Denn, wo mehrer Gewalten wirksam sind, da muß nothwendig ein Streit unter ihnen entstehen; und wenn es dann an einer Obergewalt fehlt, die sie in Harmonie erhält: so wird jeder Streit mit Schörungen verbunden sein, deren Opfer die Gesellschaft wird. Alles Glückseligen der der Gewalten aber ist, streng genommen, nichts Anderes, als ein vergessliches Bemühen, weil Gewalten nur dadurch Gewalten sind, daß sie sich bekämpfen. Entweder es giebt alsdann eine Obergewalt, oder nicht. Im ersten Fall nimmt sie den Gewalten ihren Charakter, indem sie dieselben in bloße Fakultäten ihres eigenen Wesens verwandelt. In dem letztern ist alle gesellschaftliche Ordnung aufgeho-

ben und die Regierung unfähig, ihrer Bestimmung zu erfüllen. Es darf daher in der Gesellschaft immer nur eine Gewalt geben — wie sie auch benannt werden mag.

„Dies nun ist von der höchsten Wichtigkeit für die Organisation der Regierung. Obgleich ihrer Natur nach ein Kollektiv-Weesen, kann sie doch den Charakter der Einheit nicht erheben, weil darauf ihre ganze Wirksamkeit beruht; und da sie ihre Einheit in dem hat, was ihre Gewalt genannt wird, so darf sie nicht in mehrer Gewalten zerfallen, wofern sie nicht in sich selbst vernichtet werden soll. Was man auch dagegen einwenden möge: verschiedene Gewalten sind eben so viele mit Kraft ausgerüstete Willen, die sich unter einander bekämpfen müssen, bis die einzige Gewalt vorhanden ist, welche die Natur der Gesellschaft heischt. Es darf daher keine besondere gesetzgebende Gewalt geben; denn wenn die vollziehende nicht mit ihr einverstanden wäre, so würden beide sich den Krieg ankündigen müssen, und dieser würde fort dauern, bis zum Untergange der einen in der andern. Eben so in Beziehung auf eine besondere richterliche und eine besondere organisirende Gewalt. Alles also, was wir gesetzgebende, oder richterliche, oder organisirende Gewalt nennen, ist in sich nichts Andern, als verschiedene Aeußerung einer und derselben Gewalt, die ihrer Bestimmung in mehr als Einer Richtung erfüllt.

„Der übliche Sprachgebrauch ist falsch; und er ist es blieb deswegen, weil man es von jeher vernachlässigt hat, sich einen deutlichen Begriff von der Monarchie zu machen. In diesem politischen System ist der Monarch dasjenige Wesen, wodurch die ideelle Einheit der Regierung

zu einer wirklichen wird. Dieses Wesen nun hat, an und für sich, nicht das geringste Interesse, weder daß die öffentlichen Willen, Gesetze genannt, minder vollkommen seien, als der Grad vorhandener Ausbildung sie fordert, noch daß ungerichte Richterprüche erfolgen, noch daß die gesellschaftliche Ordnung leicht gestört werde. Nichts entscheidet über sein Verfahren so sehr, als seine Stellung. Ist diese die rechte, so wird der Monarch, nicht bloß ohne allen Nachtheil für das Ganze, an dessen Spitze er steht, sondern sogar zu seinem persönlichen Vortheil, eine (mehr oder minder) öffentliche Gesetzgebung, eine unparteiische Rechtspflege und ein freies Wahlrecht gestalten können; ja, er wird sich sogar aufgefordert fühlen, dies Alles, wenn es fehlen sollte, herbeizuführen, weil sein Ansehen und seine Sicherheit dabei nur gewinnen können. Das Einzige, was er nie gestatten darf, wenn er den Vortheil seiner Stellung nicht unthätig aufopfern will, ist — die Ersetzung einer freien, von der königen verschiedenen Gewalt, weil er dadurch aufhören würde, die Seele sowohl der Gesetzgebung als der Rechtspflege und des Wahlrechts zu sein. Ueber die richtige Stellung der Monarchen aber entscheidet, in letzter Instanz, nichts noch mehr, als die Größe der Gesellschaft, an deren Spitze er steht. Hätte es niemals sehr kleine oder auch sehr große Staaten gegeben: so würden der Klagen über Despotismus und Tyrannien weniger sein, und die Leiden von der Theilung der Gewalten und deren Gleichnügung schmerzlich jemals das Licht der Welt erblickt haben.

... „Was erforderlich ist, damit die verschiedenen Functionen einer Regierung im Uebereinstimmung mit sich

selbst, d. h. zur Einheit, hingeleitet werden: dies auseinander zu setzen, würde eine besondere Abhandlung erfordern. Genug, wenn bewiesen worden ist, daß nicht von Gewalten die Rede seyn darf, und daß in der Abhandlung „über freiwillige Knechtschaft und Abknechtschaft“ Alles ist, wie es seyn muß, wenn man an die Stelle von Gewalten, die, als solche, nicht in Uebereinklangung gebracht werden können, in Gedanken Funktionen setzt, bei welchen dies sehr wohl möglich ist. Weiter es sich noch um etwas mehr, als um den richtigen Ausdruck handeln, so müßte man sagen: der Verfasser habe zwar das Princip aller Staatsorganisation sehr richtig angegeben, aber aus demselben sehr falsche, d. h. die Natur der Gesellschaft verletzende Folgerungen gezogen.“

So viel zum Beweise, daß mein Urtheil über den fünften Akt der französischen Revolution nicht das Werk einer augenblicklichen Eingebung ist, sondern seit dem Sommer des Jahres 1821 für alle Diejenigen besteht, welche die Fähigkeit haben, das Besondere im Allgemeinen anschauen. Sollte es im Jahre 1821 in Deutschland der Liberalen und der Radikalen so viele gegeben, wie gegentheilig: so würden meine Bemerkungen über die Erhardt'sche Abhandlung ihrer Kritik nicht entgangen seyn. Damals schweben sie. Wenn sie gegentheilig schreiben: so ist dies, in unserer Uebersetzung, nur ein Grund mehr, sie mit allen den Waffen zu bekämpfen, welche Erfahrung und Vernunft gut heißen.

Wer dem verstorbenen Doctor Erhard persönlich zu kennen die Ehre gehabt hat, weiß, daß er ein sehr strenger Regler war, der seinem Gegner nichts durchgehen ließ, noch ihm

ihm als Paralogismus erschien. Der Verfasser war aber zugleich ein Mann, der jede aus einer richtigen Zusammenstellung der Thatfachen hervorgehende Wahrheit ehrt; und nur diesem Umstande kann ich es zuschreiben, daß er, ohne sich durch meine Bemerkungen über seine Schrift im Mindesten beleidigt zu fühlen, auf eine Weise antwortete, welche für mich alle schmeichelehaft war, als daß ich sie hätte vergessen können.

Er schreibt mir:

„Ihre gütige Beurtheilung meiner Schrift über die
Kürschnerei hat mich veranlaßt, noch einmal die Folge-
rungen aus meinen Principien zu prüfen.“

„Das Wort Gewalt in dem Sinne, wie ich es gebraucht, war damals im Gange, und ich wollte kein anderes wählen, ob ich gleich besser gesehen haben würde, wenn ich in der Analyse eines gültigen moralischen Urtheils die vier Momente eines Richterpruchs durch: 1) Anerkennung des Richters; 2) Vorhandenseyn des Gesetzes; 3) Nachsicht ohne Vortheil davon, ausgebracht und daraus geordnete Functionen abgeleitet hätte. Das, was mir damals zu entgehen schien, würde ich alsdann klar dargestellt haben, weil ich es wirklich fühlte. Als ich meine Abhandlung schrieb, ahnte ich immer, daß ich nicht vollständige Anwendung von meinen Principien gemacht hätte; allein die Trennung der Functionen unter der Benennung von Gewalten, die damals (in dem ersten Theile der französischen Uebersetzung) so allgemein ausgesprochen wurde, und die Gründe, die meinen Principien nicht entgegen waren, machten mich so besorgen, daß ich nicht klar erkannte, wie aus meinem Princip: die Moral muß die Form der

Regierung bedingen, keine Trennung der Funktionen bei einem Urtheil unter verschiedenen Personen folgt, sondern die Trennung der Zeit noch eben sowohl zur Anschauung der Trennung der Principien noch hinlänglich ist; denn Alles ist in dieser Rücksicht geleistet, sobald der Verdacht wegfällt, daß die Funktionen des Urtheils nicht aus den ihnen eigenthümlichen Principien fließen, sondern sich durch materielles Interesse zusammenfinden. . . .

„Ich war bisher nicht im Stande, eine mich befriedigende Erklärung von einer Konstitution zu geben. Jetzt glaube ich es zu können. Eine Konstitution in realer Bedeutung ist die Bemühung, zu verhindern, daß die Urtheile der höchsten Gewalt oder Gewalten, je nachdem die Regierungsform ist (denn dies muß da seyn, ehe nach einer Konstitution die Frage seyn kann) nicht durch einzelne Interessen zum Nachtheil des Ganzen geleitet werden. Alle Konstitutionen, die zum Vorschein kommen, vernachlässigen auch deutlich diesen Zweck; aber die müssen sich in den Behalten, aus Verweigerung, die höchste Gewalt von dem schädlichen Einfluß einzelner Interessen frei machen zu können, sie so lange abhaken zu wollen, bis sie nichts für sie thun können. Meine Abhandlung gehört der vergangenen Zeit an. Sie würde ihren Zweck besser erreicht haben, wenn sie besser nach dem Princip durchgeführt worden wäre.“ *)

Unser unangenehmer Gegner möge es uns verzeihen zu Gute halten, wenn wir dem Angeführten die Erklärung hinzufügen: „daß uns die Zustimmung des Doctores Erhard (von welchem nicht mit Recht ausgesagt wurde, daß er die

*) S. im 8. Band der Monatsschrift f. D. Seite 266.

Grenzen des menschlichen Wissens unanwendet habe) über allen Tadel und alle Platteit beruhigt, die eine ganze Welt von Liberalen oder Radikalen über und aufschäumen mag." Da ein Jeder nach dem Maße seiner Einsicht spricht und Schriftsteller in unsere Zeiten zu einem Vermingute geworden ist, daß man Allen, die davon Gebrauch machen können, gestatten muß: so sind wir darauf gesetzt, daß die wider uns ausgeschossene Schrift nicht die einzige bleiben werde, versichern aber zum Voraus, daß uns in unsern Grundanschauungen nichts irre machen kann, weder Argument, noch Autorität.

Wir gelangen jetzt zur Beantwortung der einzelnen positiven Vorwürfe, die uns von unserm Gegner gemacht worden sind.

Aus „unbeschreiblichem Gelehrten-Hochmuth“ soll ich eine bessere Repräsentation in Vorschlag gebracht haben, als diejenige ist, die man im britischen Unterhause oder in der französischen Wahlkammer antrifft; denn ich habe behauptet, daß das Gesetzziehen eine schwere Kunst und eben deswegen nicht Jedermanns Sache sei, der eine Stimm von so oder so viel zu entrichten hat. Doch, um Vergebung! nicht Gelehrten-Hochmuth hat mich mit gesprochen, wohl aber der gesunde Menschenverstand, an welchem es nie ganz gefehlt hat, und der sich auf's Vollständigste wiederfindet in den Sprichwörtern: *Ne autes ultra crepidam* und *Qui quis pollet, in ea se exerceat arte*. Was kann dabei heraufkommen, daß man Grundbesitzer, Einkäufer, große Kaufleute und Manufakturisten zusammenbringt, um über Maßregeln zu berathschlagen, die sich zuletzt als öffentliche Willen oder Gesetze darstellen sollen!

Werden sie sich in irgend einem Gedanken vereinigen können? Wird das besondere Interesse eines Jeden nicht den Ausblick geben, und kann daraus noch mehr hervorgehen, als — Divergenz? Versammlungen dieser Art mögen nothwendig seyn, wenn es darauf ankommt, ein Mittel zu gewinnen, wodurch man die ganze Gesellschaft unter dem Schein der Freiheit zu eigenen Zwecken hinführt; zu etwas Besserem aber tangen sie nicht, wie die Erfahrung lehrt; denn diese sagt auf das Bestimmteste aus, daß der einzige Vorzug der sogenannten konstitutionellen Staaten gerade darin besteht, daß sie die schrecklichsten Institutionen, die barbarischsten Gesetze und die meisten Schulden haben. Bildung muß man im neunzehnten Jahrhundert Keinem streng machen; mehr oder weniger gebildet sind also, wo nicht alle Klassen, doch Individuen aus allen Klassen. Ganz verschieden von dieser Bildung aber ist diejenige, die einem Beschäftigten, als solchem, zukommt. Er soll von den allgemeinsten Bedürfnissen der Gesellschaft unterrichtet seyn. Wie kann er dies aber seyn, wenn er die Gesellschaft nicht in allen ihren Beziehungen studirt hat? Beschäftigt sich aber wohl der Ackerbauer, der Handwerker, der Kaufmann, der Manufakturist mit einem solchen Studium? Man wird einwenden, daß auch die Gelehrten keine Lingoes und keine Nicardos sind. Einverstanden! Fragt man mich, welche Universitäts-Gelehrten ich zu Beschäftigten verschlagen würde: so könnte ich nur die Abscheu zeigen und mich auf Heftigkeit mit meiner Unwissenheit entschuldigen. Deshwegen steht aber die Sache nicht minder fest, daß das Beschäftigen eine sehr schwierige

Kauf ist, die man nicht in dem ersten Besse, welcher etwa 1000 Franken Steuer zahlt, voraussetzen kann.

Seltene Erscheinung! Die Liberalen der gegenwärtigen Zeit bringen auf nichts so sehr, wie auf Aufhebung der Feudalität und auf Sendung von dem verfallenen Mittelalter. Ist nun aber das Kammer-System wohl das rechte Mittel, jene Ausbildung und diese Sendung zu bewirken? Gehört die parlamentarische Regierungsform nicht dem Mittelalter an? Allerdings hat sie seit Wilhelm dem Eroberer, d. h. seit jener Zeit, wo sie einer Kriegsdraht und als solcher gegen die Unterthanen als Feinde gerichtet war, bedeutende Veränderungen erfahren; besonders von der Epoche an, wo der sogenannte dritte Stand in diese Versammlungen aufgenommen wurde. Allein, nicht von diesen Veränderungen und von den Uebergängen, wodurch sie bewirkt worden, ist die Rede, sondern von dem, was diese Art von Gesetzgebung für den gesellschaftlichen Wechsel leistet; wobei die Frage nicht unbeachtet bleiben kann: ob der Gewinn groß genug sei, um zu einer Ueppigkeit einzuladen? Erst wenn diese Frage zum Vortheil des Kammer-Systems beantwortet sein wird, wird man die Berechtigung haben, den Konstitutionalismus der gegenwärtigen Zeit auf unbedingte Weise zu empfehlen. Schmerzlich aber wird die Empfehlung niemals von den Thatsachen unterstützt werden. Alles warnt. In Frankreich hat die gesetzgebende Gewalt es dahin gebracht, daß Karl dem Fünften keine andere Wahl geblieben ist, als dem Pöbel seiner Väter zu erlauben; und noch in England noch zu Stande gekommener Parliaments-Reformen geschehen

nicht, ist bei weitem weniger ungewiß, als Diejenigen glauben, die sich gewöhnt haben, in dem Parlament ein Umrpfand der Freiheit und des Gedeihens zu sehen.

Die Entwicklung der Gesellschaft, sofern neue Entdeckungen und Erfindungen die Grundlage derselben ausmachen, ist ganz unabhängig von aller Regierungsform und weit mehr geeignet, diese zu bestimmen, als von ihr bestimmt zu werden; und nur, weil die modernen Liberalen dies nicht wissen, möchten sie die parlamentarische Regierungsform, die immer nur ein Uebergangs-System war, gebrauchen, um zu einem Zustande zu gelangen, von welchem sie keine Rücksicht zu geben versprechen. . . .

Das Wort „Konstitution“ ist kürzlich zu einem nahezu Zauberswort geworden, während es an sich selbst nichts weiter bezeichnet, als den Inbegriff der ständlichen Institutionen, ohne welche kein Staat, d. h. keine geordnete Gesellschaft bestehen kann. Wie wichtig der Modus der Gesetzgebung auch seyn möge: so wird sich, im Allgemeinen, darüber doch nichts weiter feststellen lassen, als daß er in die Hände derer gegeben werden sollte, die in der richtigsten Beurtheilung der Wägenwaage das aufzusuchen versprechen, was der Zukunft gebührt. Die Befürchtung unserer annehmen Begierde, daß, vermöge dieses Modus der Gesetzgebung, die Staatswissenschaft sich auf's Neue auf die Priesterkaste beschränken und (so drückt er sich aus) der populären Intelligenz nicht zugänglich seyn werde, ist, wo nicht antisch, doch sehr vortheilhaft. Denn das Priesterthum, so war die Gesellschaft es bisher empfunden hat, ist abgeschlossen in dem Kultus und unwecksam von dem Augenblick an, wo die Gesellschaft

nicht mehr theatralisch regiert werden kann; es kommt aber noch hinzu, daß diejenige Klasse, aus welcher die künftigen Gesetzgeber, als wahre Repräsentanten der Nation, hervorgehen sollen, zur Zeit noch gar nicht, aber höchstens in der Zukunft vorhanden ist. Gesetzgeber nach der Form, die wir oben aufgestellt haben, können nie der freien Entfaltung der Gesellschaft schaden, wohl aber diese Entfaltung mit Plan und Hesse beschränken.

Unser Gegner sagt Seite 13 seiner Schrift, in unten stehender Bezeichnung auf Preußen:

„Man darf den Wunsch nicht tadeln, den das Vertrauen eines Volks zu seinem Monarchen heiligt, daß er ihm Garantien geben möge für die Fortdauer einer Verfassung, deren Zweck das Wohl der Gesellschaft war. Gerade diese Garantien sind der streitige Punkt. Die Intelligenz verlangt dieselben von allen Seiten für alle politische Institutionen, und dieses Verlangen charakterisirt das Zeit-
alter.“

Wir erwidern hierauf:

Welcher Art ist die Intelligenz, welche diese Garantien fordert? Könnte der Unverstand nicht auch eine solche Forderung machen? Wozu Garantien für Institutionen, welche gut, d. h. dem Entwicklungs-Grade der Gesellschaft entsprechend sind? Sollen sie, was leicht möglich ist, nicht diesen Charakter haben — was leisten Garantien, ihre Möglichkeit vorausgesetzt, anders, als daß sie die Fäden der Gesellschaft verlängern? Die Hauptfrage aber ist, ob Garantien, wie unser Gegner sie will, überhaupt möglich sind? Mit dem Wohlsyn der Gesellschaft dürfte es sich schwerlich anders verhalten, wie mit dem des In-

beizubringen, das von dem Augenblick an verschwindet, wo es als ein Schatz behandelt wird, von welchem man nichts abkannnen und zu welchem man nichts hinzukannnen lassen darf. Wird die Möglichkeit einer fortschrittlichen Verbesserung aufgehoben, so verlieren alle Verfassungen ihren Werth. Und was soll denn diese befehlen? Doch in einer geschriebenen Konstitution, der man die Kraft antraut, daß sie sich unter allen Umständen geltend machen werde? Unersättlicher Ehrgeiz! Vollkommen eben so armthümlich, als das Papiergeld, das immer nur so viel gilt, als es nach den Umständen gelten kann! Ein intelligenter Fürst sollte in der Sorge sein, daß die Fortdauer einer Verfassung, deren Zweck das Wohl der Gesellschaft war, noch seinem Hintritt gefört werden könnte, seinem Nachfolger die Hände binden? Wo ist die Bedage des Guten und des Bösen? Welcher Einfluß hat sie jemals ausgemittelt? Wer kann also darauf ausgehen, das Böse zu hintertreiben, ohne zugleich der Entfaltung des Guten zu schaden? Und kann es denn wohl jemals im Interesse der Gesellschaft liegen, daß der, welcher an ihrer Spitze steht, ein indifferentes Wesen sei, ein Wesen ohne alle Persönlichkeit, ein Dalaisama, ein bloßes Gefäß, wodurch man Kinder schenkt? Was wird aus der Monarchie, wenn man den Monarchen von allen Seiten her lahm legt? Wo bleibt unter dieser Bedingung die Einheit der Regierung, welche immerdar den ersten Charakter derselben bildet, und welche nicht verschwinden kann, ohne daß die Auflösung der Gesellschaft ihr auf dem Fuße folgt?

„Ein Fürst,“ führt unser Gegner fort, „der seine Untertanen wahrhaft und väterlich liebt und den Wechsel

menschlicher Dinge beherzigt, wird darauf Bedacht nehmen, seine Unterthanen einzuführen in die Kunst der Verwaltung, durch welche er ihr Glück und ihre Zufriedenheit fördert, damit sie im Stande seien, nach seinem Tode diesen schon um Weg aus eigener Kraft weiter zu wandeln.“

Unser Axiom auf diese vage Behauptung lautet, wie folgt:

Unterthanen des Fürsten sind, ohne alle Ausnahme, diejenigen, die unter seiner obersten Leitung stehen. Nun läßt sich ganz zuverlässig nichts dagegen einwenden, daß ein Fürst alles thut, was in seinen Kräften steht, um das höchste Maß von Aufklärung und Einsicht unter denen zu verbreiten, die er seine Unterthanen zu nennen berechtigt ist. Wenn folgt hieraus auch nur im Mindesten, daß ein vaterlich gesinnter Fürst seine Unterthanen ohne Ausnahme in die Kunst der Verwaltung, d. h. in die Regierungskunst einweihen müsse? Wir glauben vielmehr, daß er sich dadurch an dem Wesen der Gesellschaft auf's Verächtlichste veründigen würde; denn dies Wesen besteht nur durch die Mannichfaltigkeit von Einrichtungen, unter welchen gerade die materiellen, wo nicht den ersten Platz, doch den meisten Raum einnehmen. Die Mitglieder der Gesellschaft von diesen materiellen Einrichtungen abheben, um sie in immaterielle einzuführen, würde nicht weiter zur Folge haben, als die Aufhebung der Gesellschaft selbst; denn je weiter man in diesem Verfahren vorschreite, desto mehr würde die Zahl der materiellen Arbeiter abnehmen und das Objekt alles Regierens in der Uebersahl der Regirten verschwinden. In Sparta, wo eine mit den Bedürfnissen der Bevölkerung in Verhältniß stehende Anzahl von

Waischen Vortheil an der Haltung der Gesetze hatte, sah man sich genöthigt, auf der einen Seite alle nützliche Wissenschaften und Künste zu verbannen, und auf der andern die allerhöchste Sklaverei einzuführen. Wie in allen übrigen Dingen, so gilt also auch in der Politik das Horazische:

Est modus in rebus, sunt certe denique fines,

Quos ultra citraque nequit consistere rectum.

Welche Stellung aber muß ein erblicher Fürst nehmen, welchem Entschluß muß er fassen, wenn er es mit Partheim zu thun hat, welche in Folge eines fehlerhaften Staatsgrundgesetzes, Charta genannt, in einem nicht zu beendenden Kampfe die Wäde der Regierung verletzen und nur das Jomene des Fürstenthums hab?

Diese Frage ist bisher von keinem Publiken aufgeworfen und beantwortet worden; und ohne Mühe begreift man, wie dies in der Versammlenheit unterblieben mußte, welche ihren letzten Grund in der Souveränität des Staats „Konstitution“ hat. Sie ist aber wohl einer Beantwortung fähig; und eben deswegen wollen wir diese versuchen.

In Absicht auf Seiten des Fürsten ist nicht zu denken; denn es handelt sich um sein Ansehen, das niemals preisgegeben werden darf. Was durch das sogenannte Schankel-System geleistet wird, wodurch man es abwechselnd mit der einen oder der andern Partei hält, um zu keinen Zwecken zu gelangen, hat die Erfahrung hinlänglich gelehrt: es dient nur, die Erbitterung der Parteien zu steigern und diese zu Haltungen zu erziehen! Es bleibt daher nichts anderes übrig, als sich derjenigen Partei, die man für die stärkste hält, anzuschließen und durch diese, wenn sie es wirklich ist, die andere zu unterdrücken; so verlangt es

das in der Gesellschaft wirksame Reinesgesetz, sofern es eine Regierung will, die dem Charakter der Einheit lebe. Die Hauptsache hierbei ist, sich in der Beurtheilung dessen, was die Größe der Partheien ausmacht, nicht zu irren, indem man etwa die numerische Ueberlegenheit für eine absolute nimmt. Findet kein solcher Irrthum Statt, so ist die Ueberwindung der einen Parthei zugleich die der andern; denn was Partheien sind, das sind sie nie durch sich selbst, wohl aber durch ihren Gegensatz, d. h. durch ihre Gegenparthei. Ohne Ultras gebe es keine Liberales; so wie es ohne Liberales keine Ultras gebe.

Alles gehörig erwogen, konnte der französische Thron in dem anhaltenden Kampfe der Ultras und der Liberalen nicht länger bestehen. Es wurde also auf Mittel gedacht, wie man diesen Kampf beendigen wollte. Dabei beging man jedoch den Fehler, die schwächere Parthei für die stärkere zu halten. Die Liberales war die stärkere dadurch, daß sie es mit der Volksmasse hielt, indem sie die Resultate der Umwälzung verteidigte. Sie also mußte gebraucht werden zur Unterdrückung der Gegenparthei. Was geschah statt dessen? Die Regierung wählte die antiliberalen Parthei, bloß weil sie sich ihr mehr verwandt fühlte, zu ihrem Beistand; und da diese Parthei theils ohne Bezug, theils selbst vom Liberalismus angegriffen war: so konnte der Versuch, sich vom Partheikampfe zu befreien, schwerlich einen andern Ausgang nehmen, als welchen er wirklich genommen hat. Nicht den Zweck, welchen die Minister Karls X. in ihrem letzten Lebensjahre verfolgten, muß man also verdammen — denn dieser Zweck war durch sich selbst gerechtfertigt, sofern der Gegenstand der ministeriellen Bestre-

lungen die Wiederherstellung der Regierungs-Einheit war — wohl aber das Mittel, das sie zur Erreichung desselben gebrauchten. Sie säuberten die liberalen; und dies war ihnen nicht zu verargen, weil die Erhellung derselben groß war. Allein als gewandte Staatsmänner hätten sie wissen sollen, daß die Ansichten und Grundsätze der Partei, welcher sich von dem Augenblick an veränderte, wo die Gegenpartei zu Boden geschlagen ist; ja, daß jene durch diesen Umstand nicht selten zu den folgenschwersten Irrthümern werden, wie die Verwandlung sehr vieler Jakobiner während der Herrschaft Napoleon Bonaparte's nur allzu auffallend gelehrt hat.

Wir zweifeln nicht, daß viele unserer Leser in dem, was wir so eben ausgesprochen haben, einen Schüler Machiavelli's wahrnehmen werden; doch fühlen wir uns durch diese Bezeichnung um so weniger verkehrt, weil in unserer Anschauung der florentinische Staats-Belehrte als Staatsmann die größte Achtung verdient und seit drei Jahrhunderten wenige Seinesgleichen gehabt hat. Mit welcher Reizbarkeit würde dieser politische Heros, wenn er unter uns lebte, den Partei-Kampf, so wie dieser bisher geführt worden ist, in seine letzten Elemente auflösen, um die Bahn zu bezeichnen, welche betreten werden muß, wenn die europäische Welt zum Frieden mit sich selbst zurückkehren soll!

In Wahrheit, es gehört die volle Unerschrockenheit und Unkenntniß parlamentarischer Regierungs-Formen unseres europäischen Segners dazu, wenn man sich einbilden will, daß es möglich sei, einen Staat mit einer liberalen Majorität zu regieren. Was nütze eine solche Majorität wohl in sich, um zur Theilnahme, und zwar zu einer ausschlie-

finden, an der Befestigung betheiligt zu seyn? Welche Principien? welche positiven Kenntnisse? Unbekannt mit den Gesetzen der gesellschaftlichen Entwidlung, abgeschlossen in einem unschreibbaren Kreigismus, unfähig zu jeder bleibenden Schöpfung, unzufrieden mit jeder wirklich zu Stande gekommenen, hat diese politische Caste, wie ein südfrauzösischer Schriftsteller *) sehr richtig bemerkt, die auffallendste Ähnlichkeit mit jener geizigsten Braut einer deutschen Ballade, die sich auf den Knien des von ihr herbeigekommenen Gassenfrosch schmeigt und im rauschenden Galopp durch Blut und Wald getragen wird. Ein weider Raum ist zurückgelegt, als sie fragt: wo werden wir aufrufen? Die Antwort ist: „Weit, weit von hier!“ Sie fragt zum zweiten Male: wo werden wir aufrufen? und das Gespenst antwortet: „Hurrah, die Todten reiten schnell!“ Endlich gelangt man an ein röthliches Gitterthor. Die Thüre gelblich fliegern fliegend auf. In blassem Mondenschein geht der Lauf über Gräber, die eine feuchte Gruft als Hochgrißbette die Lebenden verschlingt.

Fünf Monate sind seit der letzten Unterredung verstrichen. Was ist in diesem kurzen Zeitraum aus so vielen berühmten Namen geworden, die als royalistische oder nicht royalistische Liberale glänzten? Sie sind in die Dunkelheit zurückgerufen. Wechsell? Weil die Macht der Dinge, die sie verurtheilten, über ihrem Haupten zusammengeschlagen ist und sie zum Schweigen gebracht hat; glücklich, wenn sie endlich eingesehen haben, daß es ein vergebliches Unternehmen ist, die gesellschaftliche Freiheit auf die Schwächsten

*) Herr Fouquet in dem Journal de Bordeaux.

der ökonomischen Macht folgen zu wollen. Ein und dasselbe Schicksal hat die Herren von Chateaubriand, Royer-Collard, Hyde de Neuville u. s. w. von der Rednerbühne verdrängt; sie waren, als Politiker, mit ihren Mühen zu Ende, während Rummer über den glücklichen Fehlschlag lange gedehnter Erwartungen einem ihrer Kollegen (Herrn Benjamin Constant) auf die Bahre trugte. Wer ist an ihre Stelle getreten? Die Herren Berenger, Salverte, Odilon Barrot u. s. w. Was schlagen sie vor? Wie üben sie die glücklich versungene Initiative? Frankreichs Freiheit und Wohlfahrt soll künftig auf dem Fusse und der Wirkksamkeit einer Million Nationalgarden und einer halben Million Linientruppen beruhen, während man Paris und Lyon zu verschlingen gedankt. Welche herrliche Mittel, den Wohlstand einer Nation von 32 Millionen zu erhöhen! — Mittel, deren heilende Kraft erst dann recht einleuchtet, wenn man das Haupt des Ministerraths von einer Anleihe zu 80 Millionen Renten (2 Milliarden Kapital) und von dem Verkauf der Staatsrenten reden hört. Erscheint man denn nicht, daß der frühere Liberalismus in Vergleich mit dem späteren kaum noch etwas mehr war, als Kinderspiel, und daß die Charte, indem sie die Mutter eines so vollendeten Kapitalismus geworden ist, unbedingt Lobspüche verdient! Was wider denn wohl preiswürdiger, als Staatsmänner, welche die Gesellschaft nicht anders zu behandeln gedanken, als gewisse Stauden, bei welchen es gleichgültig ist, ob sie mit den Zweigen oder mit den Wurzeln in die Erde gesteckt werden, weil die Zweige sich eben so leicht zu Wurzeln, wie diese zu Zweigen ausbilden? Nun, es wird sich zeigen, wie

recht dies Experiment getrieben werden kann. Der Liberalismus hat sich auf eine entscheidende Probe gebracht, die, wann wir nicht sehr irren, seinen Werth für ewige Zeiten bestimmen wird. . . .

Wie in den drei letzten Monaten des abgelaufenen Jahres nichts geschehen ist, weist unsere Voraussagen hinsichtlich des fünften Aktes der französischen Revolution widerstandslos: so rechnen wir mit der größten Sicherheit darauf, daß auch in den drei nächsten Jahren nichts dergleichen geschehen werde. Ein so lockeres politisches Gebilde, wie das französische der gegenwärtigen Zeit, kann Haltbarkeit und Dauer nur dadurch erhalten, daß es seine Fundamente in allen Theilen verbessert. Die Hauptsache hierbei ist, der königlichen Gewalt denjenigen Anseh zu geben, ohne welchen der gesellschaftliche Friede keinen Ausgöndlich gesichert ist. Ein gutes Departemental- und Municipal-Regy ist dieser Gewalt eben so wenig entgegen, als irgend etwas, das auf Beförderung möglicher Ehdngkeit abzielt. Nur ein Staatsgrundgesetz, das, vermöge seiner Anordnungen, zu einem ewigen Parteykampf aufst, kann nicht länger der Boden seyn, auf welchem die Regierung ruht. Die Frage ist, so viel uns davon einleuchtet, hierbei keine andere, als: ob die Befestigung den Charakter der Oeffentlichkeit haben dürfe? Diese Frage ist nie mit irgend einer Schablichkeit beantworte worden, wie wohl sie für die konstante Einwirkung der Regierung auf die Gesellschaft offenbar die Hauptfrage ist. Die Anwendung der Befüge sei so öfentlich sie wolle: dies wird sogar in vielerlei Beziehung unbedingt möglich seyn. Nur glaube man nicht länger, daß im Kampfe der Leidenschaf-

ten, so wie diese sich nothwendig in jeder Wahl- und Pair-Kammer durch den Vortheil mit den Ministern auszuwirken, gute öffentliche Willen geboren werden können. Die Erfahrung beweiset das Gegentheil, man wende sich nach welchem sogenannten constitutionellen Stage man wolle.

Behdet man mit Gründsätzen und Anschauungen dieser Art zu dem Ultra: so ist kein Grund vorhanden, eine solche Begründung zurückzuweisen. Dabei aber würde der Ultralismus durchaus seinen Charakter verändern; denn, anstatt retrograd zu bleiben, würde er progressiv werden, was ihm bisher noch niemals eigen gewesen ist. Ich muß eben deswegen bitten, daß man sich mit der Ausfertigung eines auf Ultratismus lautenden Patents in Beziehung auf mich nicht übereile; ich bekenne mich sogar für ganz unwürdig eines solchen Patents. Freilich muß man in der Aufzählung des großen Haufens und nach dem alten Sprichwort: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“ ein Ultra sein, wenn man dem eigenen Bekenntniß zufolge kein Ultra ist; allein weder jene noch dieses leuchtet mir als zuverlässig ein. Es giebt ein Drittes. Die spirituelle Welt hat bisher eben so wenig Will gefunden, als die physische, und wer die Gesetze der Entwicklung kennt, kann nie in die Versuchung gerathen, ihnen zu trotzen, indem er hinter dem, was sie bewirken, zurückbleiben möchte, noch sie hinten zu setzen, indem er noch mehr will, als was von ihnen geküßelt werden kann. Jenes ist der Fall der Ultras; dieses der der Liberalen. Im Uebrigen ist es Zeit, daß Beide zur Besinnung kommen; denn, sollte das, was seit dem Jahr 1815 die europäische Welt bewegt, wirksam bleiben, so dürfte daraus leicht ein Chaos entstehen, wenn
alle

alle National-Unterschiede vernichtet und die widerstrebende Ordnung für einen nur allzu langen Zeitraum unmöglich würde.

Für unsern, so heftig auf Garantien dringenden Vorgesetzten bemerken wir am Schluß noch Folgendes:

Der einzige Einwand, den man von den Mißbedenken der Gewalt herimmt, ist, in sich selbst, nichts reines, als die Negation der gesellschaftlichen Gewalt, welche ohne Thätigkeit und Körper nicht bestehen kann, und welche, wie alle organisierte Wesen, sich immer nur mit einigen Triebungen und zum Nachtheil einiger Interessen bewegt. Er ist, sagen wir, die Negation der Gewalt; denn, wenn man dieser die Bewegung verleiht, so heißt dies wohl schwerlich mehr, als ihr Daseyn leugnen. Will man sie in ein zusammengefügtes System von Verbindlichkeiten und Gegengewichten verfrachten, thut man also dann noch etwas mehr, als daß man ihre Bewegungen lähmt? Auch hat der Erfolg unaufhörlich die gesellschaftlichen Theorien widerlegt, welche auf die Idee eines politischen Gleichgewichts gegründet waren. Ununterbrochen haben wir die Gewalt und die Verbindlichkeiten zusammenfallen, oder direct sich gegenseitig bekämpfen gesehen, bis ihre beglückliche Lage verändert war. England selbst hält seine Constitution nur dadurch aufrecht, daß es eine aristokratische Gewalt in sich trägt, welche, mit Beibehaltung gewisser Formen, faktisch die wichtigsten Verbindlichkeiten eingezeugt hat; und die britische Constitution ist nur die aufrichtbare Tochter der Politik des Mittelalters und der Kritik des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Frage, auf welche sie durch eine in unsern Zeiten nothwendig gewordene Parliaments-Reform

gebrauch werden teich, kann nicht verstehen, den Werth der
sogenannten Garantien in's Licht zu setzen. —

Ich beruhe hier ab, nicht weil ich den aufgenommenen
Gegenstand für erschöpft halte, sondern weil es mir an
Raum gebricht. Die Sache selbst ist indeß sehr wichtig, als
daß ich nicht in spätem Hefen darauf zurückkommen sollte.

Ein Vorschlag,

betreffend

das Intelligenzweesen im Preussischen Staate.

Der Zweck des Intelligenzweesens ist, Bekanntmachungen aller Art zur Kenntniss des Publikums zu bringen. Als Mittel hierzu bedienen wir uns der herrschaftlichen (Provincial- oder Regierungsbezirks-) Intelligenzblätter, des öffentlichen Anzeigers der Regierung, Amtsblätter, der Zeitungen, der Wochenblätter u. s. w.

Außer den unten Bezeichneten, welche darauf angewiesen sind, ihre Bekanntmachungen, insofern sie Söldingst hat, sollen und von allgemeinem Interesse sind, in die herrschaftlichen Intelligenzblätter, und insofern sie ein noch allgemeineres Interesse haben, auch in anderezeitige Zeitungen einzurichten zu lassen, — bleibt dem Privatmann die Wahl des Blattes überlassen, durch welches er etwas zur Oeffentlichkeit bringen will.

Was den Privatmann betrifft, so ist es von geringer Bedeutung, wenn er sich in der Wahl des Blattes, in welches er etwas einzurichten läßt, vergreift, wenn das Eingetrachte nicht die gehörige Wirkung thut. Nicht so verhält es sich mit den Bekanntmachungen der Behörden, und namentlich der Gerichte. Ihre Bekanntmachungen sind in der Regel von allgemeinem Interesse, und es ist nicht gleichgültig, ob die Wirkung auf die gehörige Art, oder ob sie nur unvollkommen erfolgt. Dort leidet nur ein Eingreifen, hier ist der Nachtheil allgemeiner.

Will ein Intelligenzblatt seinen Zweck erfüllen, so ist unumgänglich nöthig, daß dasselbe eine bestimmte Auflage habe; aber nicht auf die Auflage allein kommt es an, sondern auch darauf, an welchen Orten die Blätter gelesen werden.

Fragen wir, ob die herrschaftlichen Intelligenzblätter,

nach der jetzigen Einrichtung, ihrem Zweck erreichen: so müssen wir dies leider vernennen. Warum?

- 1) Die Auflagen sind klein, oft sehr klein *);
- 2) sie werden fast nur in der Stadt, wo sie herauskommen, gelesen.

Der Grund von diesen Erscheinungen ist ganz natürlich.

Sehen wir auf den Inhalt der Intelligenzblätter, so finden wir, außer wenigen andern, hauptsächlich gerichtlichen Bekanntmachungen, nur solche Privat-Anzeigen, die ein betheiligtes Interesse (nämlich für den Drucker) haben. Aus legitimen Grunde, und zum Theil auch darum, weil ihnen gewöhnlich stichtliche Anzeigen (z. B. welcher Verdiger am Sonntage die Fangel betreten wird, welche Fikter gesungen werden, die Anzeigen der Trauungen, Ehebuden und Todesfälle u. u.) beigegeben sind, werden die herrschaftlichen Intelligenzblätter in dem Druckerte gelesen. Für die übrigen Städte, Dörfer und Dörfer ihrer Wahrungsbereich sind sie aber so gut als nicht da; sie werden nur von einigen Behörden u., bei denen dies eine gewisse Nothwendigkeit ist, gehalten, sonst aber findet man sie in keinem Volkshaus, noch weniger bei einem Privatmann **). Ganz natürlich: die betheiligten Intelligenzen interessieren fast Keinen, der außerhalb des Druckortes wohnt, und die gerichtlichen Bekanntmachungen interessieren Wenige außer den Betheiligten, und wer dafür Interesse hegt, z. B. für die Subskriptionen, Auktionen u., gelangt in seiner Wohnstadt zur Kenntniß derselben, in dem Orte nämlich, wo Zeitungen oder Wochenblätter beschränkt, durch diese, in andern aber durch öffentliche Anstalten, Anstalten u. — Dadurch gehen aber die Bekanntmachungen, welche allgemeiner verbreitet werden sollen, als z. B. Aufgebote verlorner Papiere, Aufträge von Schenkungen u., dem größern Publico verloren, und die, nicht schon in Verhältnis zu ihrem Gegenstande bedeutenden, Intelligenz-Beilagen sind unzulässig ausgegeben.

Unter solchen Umständen wird es Jedem einleuchten,

*) Wir können die herrschaftliche Intelligenzblatt, von dem nur wenige Bände abgezogen werden.

**) In Elbing wurden in der vorigen Hälfte d. J. acht verschiedene Intelligenzblätter abgelesen, davon 1 der Poln. Magasin, 1 der Korporation der Kaufmannschaft, 1 der Kreis-Kasse und die übrigen 6 größtentheils in der Stadt. Was soll das auf eine Zahl von 20,000 Einwohner sagen?

daß die herrschaftlichen, sogenannten Provincial- oder vielmehr Regierungsbezirks-Intelligenzblätter den eigentlichen Zweck: ihrem Inhalte zur Kenntniß einer ganzen Provinz oder eines ganzen Regierungsbezirks zu bringen, — gänzlich versehen.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, schlagen wir vor: die herrschaftlichen Intelligenzblätter mit den Regierungs- Amtsblättern zu vereinigen.

Der hieraus ersiehende Vortheil ist augenscheinlich; denn:

- 1) da das Amtsblatt gefällig gehalten werden muß, so kommen mit ihm auch die Intelligenz-Artikel zur allgemeinen Kunde;
- 2) diejenigen, welche in das Intelligenz- und Amtsblatt zu gleicher Zeit einzudrucken lassen oder einzudrucken lassen müssen, ersparen an Insertions-Kosten;
- 3) man erspart durch die Vereinigung beider Blätter an Kosten für Druck und Papier.

Beim ersten Ueberblick mag es scheinen, als ob die Vertheilung dieses Planes der Haupt-Intelligenz-Kasse eine Verminderung in der Einnahme herbeiführen würde; wir glauben aber im Gegentheil, daß sich die Einnahme vermehren werde. In ein Blatt, welches allgemein gehalten und gefällig gehalten werden muß, wird man nun auch von mehrern Seiten einzudrucken lassen. Was also dadurch verloren gehe, daß man nunmehr nur ein Blatt braucht, wegn man früher zwei nöthig hatte, wird dadurch (vielleicht doppelt) ersetzt, indem die Intelligenz-Artikel an Werthschätzigkeit gewinnen. Im Falle aber auch eine kleine Entbese eintreten sollte, was wir indeß noch bezweifeln, so kommt es hier weniger auf Heiliche Intereffen, als vielmehr auf das Wohl des Ganzen an.

Gerathlich werden diejenigen, welche das Amtsblatt zu halten verpflichtet sind, bei dem vereinigten Amts- und Intelligenzblatt eine kleine Werthungssache haben; allein diese könnte nur von so geringem Umlauf seyn, daß sie mit dem Vertheil des Ganzen in keinem Verhältnisse stünde. — Das Amtsblatt kommt wöchentlich einmal heraus, das Intelligenzblatt zweimal. Das vereinigte Blatt brauchte auch nur zweimal wöchentlich herausgegeben zu werden. Man darf das Blatt nur etwas mehr ökonomisch einrichten, als es hier und da bei dem Intelligenz- und Amtsblättern wohl

nicht der Fall seyn mag *), und man wird wenig mehr Papier gebrauchen, als jedes einzelne Blatt für sich nöthig hat. Man sehe hierüber nur einen verständigen Buchdrucker zu Rotten, der weniger eigenes Interesse, als das Wohl Aller im Auge hat, und man wird mit mehr Sparsamkeit das Blatt einrichten können, ohne daß der Druck an Deutlichkeit verliert. — Fassen wir nun Alles zusammen, so wird das vereinigte Amts- und Intelligenzblatt wohl für jährlich 1 Thaler das Exemplar geliefert werden können: ein Preis, den jeder Zwangspflichtige (die Krugwirthe als die Untermiethen) wohl geben können, und den man nach Verhältniß der Umstände und der Erleichterung halber auch in viertel- oder halbjährlichen Raten einzahlen kann.

Wir glauben so gernlich alle Punkte berührt zu haben, die hierher gehören, und wünschen nur, daß hierüber eine Einigung zwischen dem Königl. General-Postamt und den Königl. Regierungen zu Stande komme.

In großem Vergnügen gereichte es uns, als wir den vom Kaufmann Herrn Steinmeyer zu Danzig aufgegangenen, in dieser „Monatsschrift“ niedergelegten Plan hinsichtlich eines Centralblattes ständlicher herrschaftlichen Intelligenzblätter der Monarchie in dem „Allgemeinen Anzeiger“, der seit dem vorigen Jahre der Allgem. Preussischen Staatszeitung beigegeben wird, vernimmt haben.

So wie das Intelligenzwesen durch den Allgemeinen Anzeiger eine Ausdehnung nach oben gewonnen hat, so wünschen wir ihm in der Richtung von Kreis-Intelligenzblättern eine Ausdehnung nach unten zu. In dies Blatt würden, was schon sein Ziel besetzt, alle diejenigen Sachen eingebracht werden, die bloß den Kreis betreffen, Sachen also, die vom Landraths-Amt und den übrigen Kreis-Behörden ausgehen, und dessen sich auch die Magisträts und selbst die Gerichte bei Sachen von geringerm Belang **) bedienen können.

*) Bei unserm Danziger Verfall z. B. sah nicht selten ein, gesch. deri, ja viertelst Seiten her.

**) So z. B. bei großstädtischen Institutionen und Verfassungen von Grundstücken, wenn der Werth sich nur auf einige hundert Thaler beläuft, denn nach solchen Grundstücken, und selbst nach solchen von

Freilich tritt diesem Plane das Hinderniß in den Weg, daß in vielen Kreisen bis jetzt noch keine Buchdruckereien bestehen; indessen möchten sich bei der Uebersicht an Buchdruckergeräthen, die wir haben, bald welche finden, wenn man ihnen das Kreis-Intelligenzblatt sicherte und die Kreis-Verhöden anwies, sich dessen als Geschäft-Organ zu bedienen *). (Bei Kreisen, die nicht zu klein sind und deren Lage sich dazu eignet, könnte ein Blatt den Dienst für zwei Kreise versehen: das thäte nichts zur Sache.) — Solche Kreisblätter würden überdies ganz gewiß viel an Privat-Belehrungen aufzunehmen haben, und wenn man die Herausgabe derselben Privatleuten (vielleicht gegen eine billige Aufsichtung an die Haupt-Intelligenz-Kasse) überläßt, so könnte zugleich eine Abtheilung des Blattes ein nützliches Mittel für den Bürger und Landmann ausmachen, in welcher man unter andern auch Aufklärungen über die Landes-Verfassung, über Rechte und Pflichten des Ansehlichen u. dgl. Dinge, worin der gemeine Mann so höchst unwissend ist, und welche Unwissenheit ihm nicht selten zum Schaden gereicht.

Wir glauben, daß das vereinigte Land- und Intelligenzblatt, unproletisiert, mehr vernünftigen und nützlichen Inhalts, von Wenigen mehr als von den Zwangspflichtigen gehalten werden würde. Das schadet auch weiter nicht; Jeder, der darin etwas sucht, weiß es in seinem Wohnorte zu finden, und wenn ja etwas darin steht, was Jemanden

taufend und mehr Thaler, kommt es bei Regel hier Kaiser von auswärts, und die Verbindung in das hiesige Kreis-Intelligenzblatt ist ganz überflüssig.

*) Hierdurch würde größtentheils der allgemeinen Klage der Buchdruckergeräthel abgeholfen werden, daß sie nämlich sehr wenig Nutzen haben würden, indem nur der allmähliche Abzug der Mittel zur Anlegung einer Buchdruckerei erfolgt. Freilich, die hiesige Stadt für viele gerichtlich wichtige und in unserm Leben unentbehrlich gewordene Klasse von Menschen überdies, da ihr Wohlstand so beschaffen ist, daß sie sich sehr kümmerlich durch das Leben behaupten können, wenn sie es nicht auf den Buchdruck verlassen, in dem Geschäft zu stehen. Die Einrichtung von neuen Kreis-Druckereien, für welche durch das Ministerium, was zum Druck des Blattes erforderlich ist, angesetzt würde, würde kaum das Mittel zur Selbstständigkeit werden, da eine solche Druckerei mit einigen hundert Thalern hergestellt werden könnte, wofür eine große Anzahl wohl würde Rath zu schaffen haben. Durch Tag und Spätschlaf müßten sie nachher den Druckern unterkommen.

betrifft, der das Blatt nicht gelesen, so erfährt er dies von irgend einem seiner Mitbewohner. Dagegen würde sich das Kreisblatt einer weit allgemeineren freiwilligen Theilnahme erfreuen, weil Jedermann gern liest, was von seiner Kreis- oder Orts-Behörde und noch mehr, noch als Privat-Bekanntmachung von seinen Mitbürgern ausgeht, in dem diese Sachen ihm viel näher liegen; überdies aber würde das damit verknüpfte „Ansehen“, welches Gegenstände der Oekonomie, der Gewerbe und des Handels, der anzureichern und nützlichen Unterhaltung bedürfen, viel Theilnahme erwecken. Sollte nun, wie wir oben angedeutet, das Kreis-Blatt den Kreis-Behörden als gesetzliches Organ dienen, so müßten freilich zur Haltung desselben wenigstens die Schulzen-Aemter gezwungen seyn (in den Städten sind wir dessen Theilnahme gewiß), und es würde jenen also eine neue Aufgabe entstehen. Diese Aufgabe wäre indessen nur scheinbar; auf der andern Seite ersparten sie nicht, indem die oft langen Kesskripte, Bekanntmachungen und Verordnungen der Kreis-Behörden an die Orts-Behörden, die erstere, je nach der Anzahl der Ortschaften, zu 50 — 100 Exemplaren abdrucken lassen, und dieselbe die Ortschaften doch die Kosten aufbringen müssen, wegfielen, da diese Kesskripte zu. zumehr durch das Kreis-Blatt zu ihnen gelangten. (Die amtlichen Sachen müssen nämlich gratis aufgenommen werden.) Was endlich die Austheilung der Blätter betrifft, so geht man dieselben an den Marktagen, wo die Landrente zur Stadt kommen, heraus, und hinsichtlich der übrigen Kreisstädte wird der Herausgeber mit dem kaiserlichen Postämtern Verabredung treffen, wie die Blätter am schnellsten und billigsten zu befördern sind.

Elding, im December 1830.

B. 28. 31 n.

Untersuchungen

über

die allmähliche Entwicklung des preussischen
Staats.

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel.

Von den Bemühungen des Kurfürsten Friedrich
Wilhelm, den Verhältnissen seines Reichthums
die nöthige Einheit zu geben, und von seinem
Widerstande gegen die Annahmen Lud-
wigs XIV.

Durch den Friedens-Vortrag von Oliva zum fünften
Krieg von Preussen ernannt, ließ Friedrich Wilhelm im
Innern dieses Herzogthums auf Hindernisse, die er schon-
lich erwartet hatte.

Wie gegenwärtig, so strebte man auch in der größten
Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nach Vereinigungen;
und die nordliche Aufsehung dazu lag in der Kleinheit
der Staaten. Nach dem Untergange des Kaiserthums hal-
ten sich die Preussen, um von der Wuth ihrer Herzoge
weniger zu leiden, in den Schutz der Könige von Polen

begeben: ein Verhältniß, wegen sich um so weniger etwas einmenden ließ, da Preußens Herzoge mit Sachsenherzoge waren. Da man die Krone Polen auf die Abhängigkeit der preussischen Herzoge Verzicht geleistet hatte: so kam es auf nicht Veringertes an, als die verlorne Verodbelehnung aller Rechte und Freiheiten in einem Systeme lauterer Gleichgewichts wieder zu finden, d. h. den gesellschaftlichen Feinden auf irgend einem Vertrag zu gründen, wodurch die Verrechte des Fürsten, so wie die der Feinde, abzuwägen und für immer festgesetzt würden. Welcher Art die Ideen der Erlände in dieser Beziehung waren, läßt sich nicht genau angeben; nur daß man voraussetzen darf, die möglich größte Beschränkung der kaiserlichen Gewalt sei der Hauptzweck gewesen. Was nun den Kurfürsten Friedrich Wilhelm betrifft, so war nichts in ihm, das ihn geneigt gemacht hätte, dem Wunsche der preussischen Erlände nachzugeben; denn, wie er auch in anderer Hinsicht über diesen Wunsch urtheilen mochte, so schloß er nur allzu bestimmt, daß ein Fürst, welcher die Mächteinheit periclitirt, gegen seine Bestimmung handelt. Aus diesem einfachen Grunde weigerte er sich, den Landtag, auf welchen die preussischen Landstände drangen, zusammenzurufen zu lassen. Die Folge davon aber war, daß die Erlände die Huldigung verweigerten.

Da diese Erklärung eine Auflösung in sich schloß, deren Wirkungen sich nicht berechnen ließen: so willigte der Kurfürst zwar in eine Zusammenberufung der Erlände, doch unter Bedingungen, welche den Erfolg eines Unternehmens sichern. Er trug nämlich seinem Statthalter in Preußen, dem Fürsten Rastvil, auf, alle, welche Wemter bekleideten, zu lassen, die Widerspenstigen entweder durch Dro-

hungen zu schreiben, oder abzusagen, und Jedem, der im Lande bleiben würde, das Versprechen abzunehmen, daß er sich auf dem nächsten Landtage für den Kurfürsten erklären werde.

Diese Maßregel war um so wirksamer, weil sie durch die Schließung des ersten Herzogs von Preußen vorbereitet war.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg, aus der schlesischen Linie, hatte, als Schweslersohn Sigismunds des Ersten, nachdem ihm die Wiedererhebung des polnischen Thrones misslungen war, die Kunst verstanden, sich aus einem Hochmeister der Kreuzherren in einen Herzog von Preußen umzuwandeln und die Belehnung mit diesem Lande auf seine Leiden und deren Erben zu übertragen. Welle Bedeutung erhielt dieser Schritt durch den Uebertritt zu dem neuen Reichthum, das sich, unter Martin Bathors Leitung, von Wittenberg aus verbreitet hatte: denn durch dessen Uebertritt verlor der deutsche Orden in Preußen seine oberherrliche Macht, und nicht genug, daß die Ordensgenossen, sonst der wesentlichste Bestandtheil dieser Macht, ihre Häuser einküßten, traten auch die höchsten Feudalherren des Landes — der Bischof von Pomesanien, welcher zu Kienburg wohnte, und der Bischof von Sameland, der seinen Sitz zu Königsberg hatte — ihre weltliche Herrschaft an den Herzog ab. Indem die Rathscurien sich zugleich in herzogliche Beamten umwandelten, wurde eine den Bedürfnissen der Zeit angepasste Organisation der Gesellschaft notwendig; und diese erfolgte durch das kleine Statuten-Privilegium, durch das Testament und durch die Regierungstafel des Markgrafen Albrecht vom 14. und 18. November 1542. Die Befugnisse der Bischöfe wurden bestreift

auf die Haltung von Synoden in ihren Sprengeln, auf Kirchen-Visitationen, auf Unterweisung der Pfarrer und Pfarrkinder u. s. w.; von ihrem städtischen Rechte war nicht weiter die Rede und ihre Befolgung bezogen sie aus den sogenannten Bischofsgliedern. Eine gleiche Verwandlung erfahren die Hauptämter des Landes. Es gab einen Grafsekretär, einen obersten Marschall, einen obersten Spizker, einen obersten Drappier, einen Zupfker oder Schatzmeister. Markgraf Albrecht brachte an ihre Stelle einen Landhofmeister, einen obersten Burggrafen, einen Kämmerer und einen Obermarschall: Titel, welche bis auf unsere Zeiten fortgedauert haben. Ihnen wurden die vier Ämter der Amtverwandlung, Schocken, Fiskuskaufen und Lopian, so wie drei Abgetrennte aus den Märkten der drei Städte Königsberg, hinzugefügt. Diese elf Personen sollten für ewige Zeiten das Landes-Regiment — so wurde es ausgedrückt — bilden; von ihnen sollte nämlich die oberste Regierung des Landes in den beiden Hälften verwaltet werden, wenn entweder der Herzog nicht gegenwärtig wäre, oder nach seinem Tode bis zur Ankunft des mittelsten Nachfolgers. Zugleich aber sollten sie auch die Gewalt haben, aus allen Städten so viel oder so wenig Personen, als sie für gut befinden würden, zusammen zu berufen, oder auch einen gemeinen Landtag auszusenden.

Man sieht, daß vermöge dieser Verfassung, welche im Laufe eines Jahrhunderts keine wesentliche Abänderung erlitten hatte, der Widerstand der preussischen Städte ohnmächtig furchtbar war; denn die Zusammensetzung des Landtages hing nicht von den ersten Beamten ab, die, wenn

sie auf die Seite des Kurfürsten getreten waren, das Ergebniß der Verathung in ihren Händen hatten.

Der Landtag, welcher über die Entscheidung des Herzogs entscheiden sollte, wurde im Jahre 1661 gehalten.

Auf demselben behaupteten die Stände: „jener, ihnen von den Rappeln bekannt gemachte Befehl, der sie von ihrem Eide gegen Polen und von ihren Appellationen an das Reich frei spreche, sei nicht hinreichend. Nicht durch Erödung gezwungen, sondern freiwillig hätten sie sich an Polen ergeben, und deshalb könne ihre Verfassung nicht ohne ihre Einwilligung verändert werden. So wie der Kurfürst ohne ihr Bewissen die Verträge zu Weisau und zu Weimberg geschlossen habe, so könne er sich auch andere Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten erlauben, woga die Einladung gegenwärtig um so stärker rede, da ihre Verfassung auf den Warschauer Hof weggiele.“ Es ist zu glauben, daß die kurfürstlichen Bevollmächtigten einen so schmeichelnden Einwand nicht unbeantwortet ließen. Das einfachste Gegen-Argument war, daß der Friedensvertrag von Oliva sich nicht über den Haufen werfen lasse. Möchten die Bevollmächtigten des Kurfürsten davon Gebrauch machen, oder nicht: ihrer Zusicherung, „daß dem Kurfürsten das Wohl des Landes am Herzen liege, und daß er nichts weniger beabsichtige, als die Privilegien der Stände zu verletzen,“ fand sehr wenig Eingang in die Gemäther. Ganz unstrittig mußten die Häupter die verlorne Gemüthsheilung durch eine andere zu ersetzen; da sie jedoch nicht anzuzeigen vermochten, auf welchem Wege diese neue Gemüthsheilung zu Stande gebracht werden sollte: so entschied zuletzt gütliches

Fürsten. Die Stände entschlossen sich also zu einer Anerkennung der unabhängigen Gewalt des Kurfürsten. Und hiernach darf man behaupten, daß unter den Fürsten der europäischen Welt Friedrich Wilhelm der Erste war, dessen Unumschränktheit anerkannt wurde; denn was in dieser Hinsicht auf andern Punkten Europa's geschah, ist späteren Ueberungs: ein Aufstand, der am wenigsten in einem Ueberblick der Entwicklung der preussischen Monarchie aus der Sicht zu lassen ist.

Nur die meisten Häuser der Stadt Königsberg beharrten in ihrer Widerständigkeit. Welches auch ihre Beweggründe dazu seyn mochten — denn hierüber schweigen unsere Geschichtschreiber; — die Sache gedieh bis zu einer offenen Empörung. Einer derselben war der Salzgenösser Hieronymus Rhode *): ein Mann, der, aus abergläubiger Achtung vor dem Bestehenden, vergessen zu haben scheint, daß das Recht seinen Ursprung im Nochten hat, und daß dieses sich, nach Maßgabe der Fortschritte des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft, abändert. Hieronymus Rhode wurde durch Willkür-Gewalt aufgehoben und auf die Friedruchung gebracht, wo man ihm den Proceß machte. Als Anführer zum Tode verurtheilt, fand er die Hülfsrede aller Dorer, die ihn von Seiten seiner schätzbaren Eigenschaften kannten. Der Kurfürst begnadigte ihn durch Verwandlung der Todesstrafe in eine lebenslängliche Gefangenenschaft. Man brachte ihn auf die Festung Pei-

*) Friedrich II. spricht in seinem „Denkungsheftchen des Königs Brandenburg“ von diesem Rhode als von einem Edelmann; er scheint sich aber geirrt zu haben.

Hier wendete er sich eines Tages, wo er auf den Wällen
Payeren ging, von dem Ratthel des Kurfürsten, der in
seiner Nähe gekommen war, mit Worten weg. Man be-
stärkte ihn zu, daß er seine Freiheit erhalten könne, wenn
er um Gnade bitten wollte. Seine Antwort war: „nur
von der Gerechtigkeit kann ich meine Freiheit zurückempfan-
gen, nicht von der Gnade.“ Mit diesen Worten lehnte er
in sein Gefängniß zurück. Charaktere dieser Art verdienen
Achtung und haben diese zu allen Zeiten gefunden; doch
muß man in Betrachtung auf sie nie vergessen, daß das,
was ihre Tugend ausmacht, aus ihrem Eigensinn hervor-
geht, der bei keinem weniger mit Worten, als mit beschrän-
kenden Begriffen in Verbindung steht.

Die Huldigung der preussischen Städte erfolgte den
18. October 1662, indem Polen sie von aller Verbindlich-
keit gegen sich lossprach bis zum Ausbruch der nächsten
Erben des Hauses Brandenburg. Der Kurfürst bestätigte
die alten Rechte und Freiheiten des Landes, mit dem Ver-
sprechen, die lutherische Confession als die herrschende zu
betrachten, der reformirten nur drei Kirchen zu gestatten
und die wichtigsten Landesstellen nur mit Eingebornen zu
besetzen.

Wohrte Jahre hindurch blieb das neue Verhältniß der
Städte zu dem Fürsten ungestört. Dem Schmeißelgräfe
des Landeshauptmanns von Olitz war es aufgegeben, den
eingeleiteten Frieden zu unterbrechen. Sein Name war
Christian Ludwig von Kalßrein. Um lehrte Neben willen
verlor er seine Stelle; und man begreift, daß seine feindselige
Gesinnung dadurch nicht verbessert wurde. Feinde
sagten von ihm aus, daß er damit umgehe, sich durch

Feuer und Schwert zu rächen und selbst den Kurfürsten zu erschießen, wenn er dazu eine Gelegenheit fände. Hierüber zur Verantwortung gezogen, entledigte er zwar die Aussagen der Fragen, die gegen ihn aufgetreten waren; er wurde aber deshalb nicht weniger zum Tode verurtheilt. Der Kurfürst begnadigte ihn, und schenkte ihm sogar die Freiheit auf sein feierliches Versprechen, daß er sich nicht von seinem Landgute in Preußen entfernen wolle. Statt Weet zu halten, ging Herr von Kalßlein nach Polen und legte dem Reichstage zu Warschau Schriften vor, worin Konrad Solnte sich über das willkührliche Verfahren des Kurfürsten beschwerten und um Befriedigung seiner Beschwerden baten. Der Reichstag gewährte dem Rätebmacher Schutzbriefe. Inzwischen trug der brandenburgische Gesandte Eschkeius von Brand beim Reichstage darauf, daß dieser sich die von den preussischen Ständen unterzeichneten Vollmachten, auf welche Kalßlein sich berufen hatte, vorlegen lassen und im Widerungsfaße den Betrüger ausliefern sollte. Brand that noch mehr; denn er legte eine Schrift vor, worin die preussischen Stände jeden Antheil an Kalßleins Untreue leugneten. Als die Polen jetzt verlangten, daß die Sache auf dem Wege Rechtsens, d. h. durch die Gerichtshöfe entschieden werden sollte, kam der Kurfürst allen Weirungen durch den Befehl zuvor, daß man sich des Herrn von Kalßlein bemächtigen sollte. Dießem Auftrage unterzog sich Brand. Freundschaft bezeichnend, lud er den Herrn von Kalßlein zu Tisch, und als dieser, mehr dem Schutzbriefe der Polen, als der Freundschaft des brandenburgischen Gesandten vertrauend, sich einstellte, sah er sich von einem brandenburgischen Rätemeister und von Dro-

genem empfangen, die ihn fesselten und ihn, in eine Leinwand gewickelt, auf einem verdeckten Wagen von Warschau nach Romel brachten. Hier wurde er, nach einer kurzen Prozession, enthauptet. Auf dem Wege zum Richtplatze schreie er über sein Schicksal; denn, als sich auf diesem Wege sein Pedagog verlor, schätzte er sich glücklich, endlich ein Mittel gegen diese Krankheit kennen gelernt zu haben. Seine Unschuld fand er darin, daß es in Preussen noch nie für ein Verbrechen gehalten habe, dem polnischen Reichstage Schriften unter einem fremden Namen übergeben zu haben. Der Handel war durch Kallsterns Tod nicht beendet. Die Polen waren kaum von seiner Entführung unterrichtet, als sie über Verletzung des Völkerrechtes schreien und Rache an dem brandenburgischen Gesandten zu nehmen drohten. Dieser rettete sich durch eine schnelle Flucht; und was hierauf erfolgte, stellt die politischen Verhältnisse des sechzehnten Jahrhunderts als charakteristisch dar, als daß wir es mit Eulenspiegel übergehen könnten.

Der König von Polen forderte Kallsterns Auslieferung; die Republik Polen aber drohte mit Krieg, wenn die Verletzung des Völkerrechtes nicht bestraft würde an dem Gesandten und am Kabinetminister. Der Kaiser versprach, die Sache zu untersuchen. Die Aufgabe nun war, diese unmöglich zu machen. Während also der Kabinetminister sich unter erdichtem Namen in Kolberg niederließ, und Brand, mit Verweisen seiner Herrn, nach Holland entwich, wurden zu Königsberg, unter Trompeten-Schall, die beiden Entsetzten vor Gericht geladen, um Hochursacht zu geben wegen der von ihnen verübten Hinterlist. Was hierin Täuschung war, begriffen die Polen nur allzu gut. Doch der ihnen

beabsichtigende Türkenkrieg verminderte ihren Eifer; und indem der Kurfürst sich zur Auslieferung des erkaupften Kaffern anheischig machte, schloß dieser Handel allmählig ein. Das ganze Verfahren geböte einem Zeitalter an, wo die Politik den Charakter der Einlichkeit in einem weit geringern Grade hatte, als gegenwärtig; und die Ursache davon war schwerlich eine andere, als daß der Verstandlichkeit weniger war, daß man sich also weit mehr erlauben durfte.

Austritte dieser Art waren ganz nachtheilige Wirkungen einer veränderten Ordnung der Dinge, in welche sich nur Diejenigen nicht zu schicken verstanden, die in ihrem Privilegien unänderliche Rechte sahen.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm bedurfte als Fürst eines freien Spielraums, um seinem durch einen dreißigjährigen Krieg verheerten Lande alle die Wohlthaten zu beweisen, zu welchen er durch seinen kühnsten Geist getrieben wurde. Ohne also von jenen Austritten mehr als gerade nöthig war, berührt zu werden, ließ er sich's anlegen, die Friedens-Periode, welche auf den schwedisch-polenischen Krieg folgte, zur Durchführung früherer Kultur-Gemüthe zu benutzen. Schon seit dem Jahre 1630 hatte er, um schneller zu seinem Ziele zu gelangen, alle Fremden eingeladen, sich im Lande anzusiedeln, und ihnen nicht nur Hausstellen und Beuholz unentgeltlich angeboten, sondern auch eine Befreiung von allen Landespflichten auf sechs Jahre. Ein so großmüthiges Anerbieten war nicht ohne Erfolg geblieben. Aus dem Niederlanden, aus dem Bärnischen, zum Theil auch aus dem Rensischen, waren beträchtliche Scharen eingewandert, denen andere aus an-

dem Eigenthum Deutschlands gefolgt waren. Diesen Kolonisten wurden im hohen und im Kremsbuche, an der Havel bei Liebenwalde, Oranienburg und Kremmen, so wie in den brandenburgischen Ober-, Mark-, Hesp. und Dragebrücken Wohnsitz angewiesen. Ihr Emporkommen war so schnell, daß es den Reich der Brandenker erregte, welche sich in den Reichstäglichen Landtagsversammlungen des Jahres 1653 über Zurücksetzung oder allen schmerzlichen Belastung beklagten. Was die Fremden wohl besser verstanden, als die Eingebornen, war die Benutzung der Weiden zur Viehzucht. Von ihnen rührten die Kupferbergwerke her, welche seit jener Zeit die Benennung der holländereien erhalten haben. Außerdem aber brachten sie den Gartenbau und mehrere andere Erwerbszweige in Aufnahme. Neudamm, Dröben, das bisher außer der Fassung nur wenig Häuser gezählt hatte, so wie der Kiez von Köpenick, wurden von ihnen angelegt und erweitert. Wie jedem Jahre stellten sich die durch den 30jährigen Krieg entstandenen Schäden immer mehr aus; und nicht dies allein, sondern bessere Methoden in Ackerbau und Viehzucht, so wie in den städtischen Gewerben, versprachen sogar nach kurzer Zeit eine stärkere Bevölkerung, als die Marken in irgend einer Periode gehabt hatten.

Dabei leuchtete dem Kurfürst und die Kurfürstin ihren alten und neuen Unterthanen als Muster echter Wirtschaftlichkeit vor. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo man eine materielle Einnahme von den Beschäftigten städtischer Personen ausgeschlossen hätte. Eulß, die Gemahlin des Kurfürsten, beaufsichtigte das ihr zum Lebensbedürfnisse verschriebene Amt Wägerei in eigener Person; und um sich die Aufsicht über den Betrieb zu erleichtern,

legte sie, ihrem Geschlechte zu Ehren, jenes Oranienburg an, das sich sehr bald in eine Stadt verwandelte. Von Oranienburg aus regierte die Kurfürstin Luise, in der Absicht ihrer Gemahls, das ganze Land mit so viel Einsicht, daß Friedrich Wilhelm, nach ihrem im Jahre 1667 erfolgten Tode, wenn er aus dem Staatsrath gekommen war, nicht selten vor ihrem Bilde kniete und wehmüthig aufrief: „O Luise! wie sehr vermisse ich Deinen Rath!“

Der Kurfürsten Lieblingsbeschäftigung, wenn er von Staatsgeschäften aufhobte, war Gärtnerei. Die Neigung dazu scheint sich zuerst während seines Aufenthaltes in Holland in ihm entwickelt zu haben. In der That vor dem Trümpfer Thore, welcher gegenwärtig durch „botanischen Garten“ bezeichnet wird, war in einer früheren Periode der kurfürstliche Hopfengarten. Unter Friedrich Wilhelm nahm er die Benennung eines kurfürstlichen Lusthengartens an. Hier sah man den größten Fürsten seiner Zeit in müßigen Stunden sein, pflanzen und impfen, und zwar mit einer Hefigkeit, als wenn sein Wohlergehen davon abgehangen hätte. Nichts schmeichelte dem edlen Fürsten mehr, als wenn man seine Garten-Anlagen lobte. Freigebig von Rath, fand er ein großes Vergnügen darin, von dem Verwahrer seiner Gewächse, Pflanzern und Blumen mitzutheilen. Auch darf man sagen, daß der verbesserte Gartenbau in der That viel einem andern Urheber hat, als ihn. Nicht zufrieden, seinen Ministern, Generalen und andern vornehmen Personen dieselbe Liebhaberei zu empfehlen, wirkte er durch Verordnungen dahin, daß auch die unteren Klassen der Gesellschaft sich der Gärtnerei befleißigen mußten. Er befahl nämlich zuerst, daß in kleinen Städten,

besonders aber auf dem Lande, jeder Unterthan sich hinter seiner Wohnung einen Platz abhegen, diesen in zwei Theile sondern und den einen mit Obstbäumen besetzen, den andern zu einer Pflanzschule für Eichen einrichten sollte. Auf den Ammoforsen wurde damit der Anfang gemacht, und um der Verrechnung Nachdruck zu geben, verfügte der Kurfürst, daß kein Baupaar kopulirt werden sollte, wenn der Erbsigam nicht nachweisen konnte, daß er sechs Obstbäume und eben so viel Eichen angepflanzt habe. Wenn das gegenwärtige Zeitalter zu dergleichen Verordnungen lächelt, so geschieht es bloß, weil es nicht weiß, wie viel es unter allen Umständen kostet, die natürliche Schwerefaß des Menschen zu überwinden, sobald es sich um den Übergang von dem gewohnten Schlechteren zu dem nicht gewohnten Besseren handelt. Der Eigenthümer des edlen Kurfürsten für Gärten und Pflanzung verbanft Berlin noch immer eine seiner schönsten Zierden. Dies sind die sogenannten Fincken, von Friedrich Wilhelm zu einer Zeit, wo die Hauptstadt noch nicht bestand, angelegt, um einen Baumgang zu gewinnen, der von der gegenwärtigen Schloßhecke in den Thiergarten führt. Auch der Lustgarten, wo gegenwärtig der bildenden Kunst ein Prachtgebäude errichtet ist, verdankt dem Kurfürsten seine erste Entstehung.

Indem Friedrich Wilhelm Schöpfergeist vorzüglich auf das Nützliche gerichtet war, konnten ihm die Vorteile nicht entgehen, welche die Hauptstadt einer Verbindung der Spere mit der Habel verdanken würde; denn vermöge einer solchen Verbindung wurde nicht bloß der unmittelbare Verkehr der Residenz erleichtert, sondern Berlin auch zu einem wichtigen Punkt für die Kommunikation zwischen den

Handelsplätzen an der Oder und Elbe, und folglich zum Sitz eines bedeutenden Expeditions-Handels erhoben. Diese Betrachtungen entschieden über alle Hindernisse. Im Jahre 1662 von dem Obrsten Philipp de Chiese angefangen, wurde der Friedrich Wilhelm-Kanal im folgenden Jahre unter der Leitung des Michael Mathias Schmid beendet. Von jetzt an erhob sich Berlin zu einem Slaw, den in dem Zeitraum von 170 Jahren nichts zu verdunkeln vermocht hat. Früher abgeschlossen in den einfachen Verrichtungen, welche sich unmittelbar an Ackerbau und Viehzucht knüpfen, vermehrte es von einem Jahr zum andern die Mannichfaltigkeit seiner Gewerbe, und mit dieser wuchs die Bevölkerung.

Die rein geistigen Bedürfnisse sollten sich ein, sobald eine größere Fülle von materiellen Lebensgütern die Nahrungsforgen verdrängt hatte; und sehr bald führten wissenschaftliche Bestrebungen zu Einrichtungen im literarischen Verke. Der Kurfürst selbst eröffnete eine Bibliothek; diese genügte jedoch nur Wenigen, weil die neuesten Produktionen des Geistesreichs vor allen gekannt seyn mochten. Nicht ohne Zeit- und Geldverlust hatten sich die Berlinischen Gelehrten jene Werke des Auslandes, von welchen sie Kenntniß erzielten, theils durch messenderweisende Kaufleute, theils durch Buchdrucker und Buchhändler verschafft, als sich im Jahre 1650 der erste Buchhändler in der Hauptstadt niederließ. Sein Name war Rupert Wölter. Auf die Errichtung der ersten Buchhandlung folgte bald die einer zweiten und dritten, während, im Jahre 1679, der Leipziger Buchhändler Christian Kirchner sich das Recht verschaffte, seine Bücher auch in Berlin verkaufen zu dürfen.

Im Jahre 1661 erschien in der Hauptstadt die erste Zeitung; sie stand jedoch unter starrer Aufsicht, damit sie nichts Auffälliges enthalten möchte, und war sich die Mühe geben wollte, ihr Format und den Geist ihrer Abfassung mit denen der gegenwärtigen Allgemeinen Preussischen Staatszeitung zu vergleichen, der würde in dieser Vergleichung leicht den ganzen Unterschied entdecken, den eine fortgehende, die ganze europäische Welt umfassende Entwicklung zwischen damals und jetzt feststellt hat.

Mit den wissenschaftlichen Bestrebungen standen die künstlerischen im Einklang. Noch konnte nichts ohne den besondern Schutz des Fürsten gedeihen. Glücklicher Weise gehörte Friedrich Wilhelm zu den Fürsten, welche nicht grundweisen, was das gesellschaftliche Wohlbeyn vermehren und den Geseßgebung der Untertanen befehlen kann. Von Viltbauerei ist jedoch nicht die Rede; dieser Zwang der bildenden Künste erfordert Auslagen, für welche es dem Staate noch an Kräften fehlte. Bessers Bedelthen hätte man der Kupferstecherei versprechen mögen; doch so groß war in diesen Zeiten noch die Armut — um nicht zu sagen: die Barbarei — daß ein Kupferstecher, Namens Albrecht Christian Kalle, dessen Geschicklichkeit wir in Frankreich gesehen ist, sich, um zu leben, genöthigt sah, einem Amts- und Kessenschreiber-Dienst nachzugeben. Von allen bildenden Künsten war die Malerei die einzige, welche zu den Bedürfnissen des Hofes paßte. Auch gedieh sie ganz aufstrebend. Schon im Jahre 1647, also schon vor dem Abschluß des westphälischen Friedens, wurde der niederländische Maler Wilhelm Hendrick mit 1000 Tholern jährlichen Gehalts, freier Wohnung und der Zusage eines fester-

nen Kleides für jedes Jahr in dem Dienst des Kurfürsten angestellt. Dieser Handfest ist also als der erste Keim der gegenwärtigen Akademie der Künste zu betrachten, obgleich die Künstlerwelt seinen Namen nur wenig kennt. Ihm folgten bald andere Künstler seiner Gattung; und indem Baumeister und Bildhauer sich an diese angeschlossen, ließ sich die Kunst allmählig in Berlin nieder, ohne seitdem jemals wieder ganz verdrängt zu werden.

Indem sich die gesellschaftlichen Lücken je mehr und mehr ausfüllten, verschwand der Druck, welchen der Kurfürst zur Befriedigung seines Erbbedürfnisses anfänglich auszuüben genöthigt gewesen war, je mehr und mehr. Neue Quellen des Einkommens wurden den alten hinzugefügt. Dahin gehörten, außer der Steuer, die jetzt nicht mehr von den Erbknechten bewilligt wurde, die seit dem Jahre 1650 eingeführten Pesssahnen, welche ihre erste Organisation durch den, in staatswirthschaftlichen Angelegenheiten für seine Zeit sehr erfahrenen Michel Mathias erhielten. Einen längeren Zeitraum hindurch beschäftigte man sich auch mit Entwürfen zur Vermehrung des Netto-Ertrages der kurfürstlichen Domänen-Bemöer. Zwei Franzosen, welche für geschickte Finanzmänner galten, sollten dazu beitragen. Die Reisen, welche sie zu diesem Endzweck anstellten, gaben kein anderes Resultat, als daß man die Grobdrucke abschaffen und das Salz, vorzüglich aber die wilden Schweine, verwilgen müsse. Jenes war unmöglich, weil die Grobdrucke, wenn sie weggelassen sollten, durch ein Contraband-Kapital und durch Methoden ersetzt werden mußten, die nicht vorhanden waren; dieses konnte nur sehr allmählig geschehen. Der Aufschlag, welcher ursprünglich nicht ab-

genügt getroffen war, Contrakte mit den Fremdlingen abzuschließen und sogar ihren Nachkommen eine allgemaine Aussicht über das kaiserliche Einkommen zu sichern, besann sich eines Bessern; und indem er die aderbauliche Vertriebsamkeit sich selbst, d. h. den Einwirkungen überließ, welche von dem innern Verkehr und dem auswärtigen Handel herrührten, erwartete er alle die Früchte, welche möglich waren in einem Gesellschafts-Zustande, der sich nur sehr allmählig verbessern konnte. . . .

Wir haben in dem Vorstehenden die Fortschritte geschildert, welche der Kurfürst in dem zwanzigjährigen Zeitraum von 1648 bis 1668 in seiner Entwicklung machte. Dabei darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß selbst der Zeitraum von dem Frieden von Oлива bis zum Jahr 1668, wo Friedrich Wilhelm gegen den jungen König von Frankreich Ludwig XIV. in die Schranken trat, nicht ein Zeitraum unbedingten Friedens für den Kurfürst war. Die Willkür des kaiserlichen Befehl zu verachten, welcher „die Entstehung eines neuen Königreichs am baltischen Meere“ zu beschränken angefangen hatte, unterstützte der Kurfürst den Kaiser Leopold mit 2000 Mann Hilfstruppen in dem Kriege, welchen dieser Jüß 1663 in Ungarn gegen die Türken zu führen hatte. Auf gleiche Weise stand er dem polnischen Könige Michal Koribut gegen die Ungläubigen bei. Es hing nur von ihm ab, die Anführung des ganzen Reichsheeres, das Deutschlands Fürsten dem Kaiser bewilligt hatten, zu übernehmen; allein er verstand seinen Vortheil allen gut, um sich mit einem Oberbefehl zu besetzen, der Abhängigkeit von allen Seiten in sich schloß. Mit gleichem Selbstgefühl verweigerte er sich dem Antrage des Kai-

führ, den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen zu übernehmen. Da hienauf die Brandenburger unter dem General Doss von Spott in dem Türkenkriege sehr gute Dienste leisteten, so begann Kaiser Leopold eine neue Unterhandlung, wodurch er den Kurfürsten zur Entlassung von andern 2000 Mann zu bewegen hoffte. Friedrich Wilhelm ließ sich dazu bereit finden, wenn der Kaiser ihm das Herzogthum Jägerndorf, diesen ehemaligen Besandtheil seines Hauses, zurückgeben wollte; doch die Unterhandlung wurde abgebrochen, weil es der französischen Vermittelung gelang, zwischen dem Kaiser und den Türken einen Frieden auf zwanzig Jahre zu Stande zu bringen. . . . Drei Jahre darauf (1665) erhielt der Kurfürst die Huldigung des Erzbischofthums Magdeburg, in dessen Hauptstadt er Besatzung legte. Mit gleichem Erfolge vereinigte er mit dem Bisthumthum Halberstadt die Grafschaft Rheinfein oder Regensfein, die, seit dem verheerlichen Frieden, zu einem Lehn des Kurfürstenthums gemecken war, und, als ein solches, 1671 einbezogen wurde, weil der Graf durch Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Kaiser sein Leben verwirkt hatte. Ein ähnliches Schicksal hatte (1688) die Herrschaft Drensburg, ein Lehn, in dessen Besitz sich die geistliche Familie Welfheim befand, welche es durch Vergleich an den Kurfürsten abtrat. Dies alles verdankte der Kurfürst dem guten Vernehmen, worin er mit dem kaiserlichen Hofe stand. Inzwischen war eine neue Krisis eingetreten. . . .

Ein Fürst, der, wenn die Noth es erforderte, mit seiner Person dazuhülfe; ein Fürst, der in dem Wohlseyn seiner Untertanen seine persönlliche Ehre wiedersah; ein

Hier endlich, dessen schöpferischer Geist jedes erreichbare Ziel zur Grundlage neuer Bestrebungen machte: ein solcher Geist konnte nicht acht und zwanzig Jahre regieren, ohne sich der Welt- und der Nachwelt als Vorbild aufzubringen. Friedrich Wilhelm's Name war daher nicht bloß in Deutschland, sondern auch in der ganzen europäischen Welt gekannt, als er ein Alter von etwa 48 Jahren erreicht hatte. Man hat zwar (so weit unsrer Bekanntschaft reicht) kein Geschichtsschreiber, welcher Nation er auch angehören mochte, jemals ein Wort fallen lassen über die Einwirkung dieses Namens auf den französischen Hof während der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts; allein versteht sich diese Einwirkung von nicht ganz von selbst? und war sie nicht um so natürlicher, da, nach Richelieu's und Mazarin's Hinstatt, Ludwig XIV. sich in einer Lage befand, welche mit der des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, bei aller Verschiedenheit, die auffallendste Aehnlichkeit hatte? . . . Mit einem Worte: ohne das von Friedrich Wilhelm gegebene Beispiel würde es schwerlich einem Ludwig XIV. gegeben haben; und beide gerieten zuletzt um so notwendiger an einander, je mehr sie ein und dasselbe Ziel verfolgten.

Die Fronde-Misere hatten auf Ludwig XIV. folches Gemüth einen so starken Eindruck gemacht, daß er, nach seinem im Jahre 1661 erfolgten Regierung's-Antritt, nur darauf bedacht war, wie er die Wiederkehr derselben in irgend einer Gestalt verhindern wollte. . . . Das wirksamste Mittel für diesen Zweck aber war die Schöpfung eines stehenden Heeres, um unabhängig zu werden von allen den Schutzherrn, welche, als Führer der Fronde-Misere, die Unverwundbarkeit in einem so hohen Grade theilten, daß dem Kö-

nige kaum noch mehr übrig blieb, als der Schatten der Erinnerung. Vorbereitet war diese Schöpfung durch die Entwicklung, welche, wie schon oben bemerkt worden ist, der 30jährige Krieg der europäischen Welt gegeben hatte. Im Großen kam es auf nichts mehr an, als sich die bewaffnete Macht auf eine bleibende Weise unterzuordnen; und dies war ganz unschülbar, wenn man sich zum Endzweck derselben mit der Verbindlichkeit aufwarf, für ihren Bestand in jeder Beziehung Sorge zu tragen. Was dem Kurfürsten von Brandenburg gelungen war, konnte dem Könige von Frankreich nicht misslingen. . . Ludwig XIV. begann damit, daß er jene alten Soldaten, welche die Freiheit der bürgerlichen Zwietracht verderbt hatte, nach Kanada, Afrika und Ungarn entsandte, wo sie im Exile verschwanderten. An ihrer Stelle trat ein junges Geschlecht, das sich leicht zu den harten Übungen und allen den Anstrengungen bequeme, welche die von Gustav Adolph und von Wallenstein geschaffene Kriegskunst erforderte. Als Hütel der Mannesucht hatte die bei allen Corps eingeführte gleichförmige Bekleidung den Einfluß, den Zeichen auf die Menge auszuüben; dabei vollendete sie die Separation des Soldaten von dem Bürgerstande. Alle Ernennungen und Beförderungen gingen in die Hand des Monarchen zurück, der, indem er die hohen Aemter der Grandsilts (z. B. die *Conseiller-Ministres*) unterordnete, gewissenhaft dafür sorgte, daß Jeder, der in der militär. Hierarchie eine Stelle einnahm, im Wesentlichen nur ihm diene, nur ihm gehorche. Für Veteranen und Verwundete wurde ein prächtiges Asyl eröffnet, und die Aufmerksamkeit, wie die ausgezeichnete Tapferkeit, erhielt eine Dotation, welche selbst durch das Vorrecht der Geburt nicht verdrängt

werden konnte. Alle Theile des Militär-Dienstes, verfügbare aber das Genie-Wesen, die Artillerie, die Verpflegung und Bewaffnung des Fußvolks und der Reiterei, wurden einer strengen Controle unterworfen, welche ihrer Wirksamkeit nicht bloß scherte, sondern auch vervollkommnete.

Es verhielt es sich mit dem Mittel, das Ludwig XIV. anwandte, um seinen Thron so hoch zu stellen, daß jede Vergleichung wegfiele, und daß alle Einwohner Frankreichs, sie mochten angehören welcher Klasse sie wollten, in die Kategorie der Unterthanen gerückten. Auf allen schiedlichen Punkten des Königsreichs aufgestellt und zu jedem Dienste, der gefordert werden konnte, gleichmäßig bereit, gaben die Truppen der königlichen Autorität eine Ausdehnung, welche früher nie empfunden war: in den Festungen unterstützten sie das Ansehen der Intendanten; in den Städten erzwangen sie den Gehorsam der Städte; in kahlen Regionen beschränkten sie die Einfammlung der Steuern durch den Schrecken, den ihre Handhierung einflößte. Gab es überhaupt einen Zweig der Verwaltung, auf welchen ein so gehöriges Verhängnis nicht hätte angewendet werden können? Vertraute ihm Ludwig XIV., von einem gewissen Zeitpunkt an, nicht sogar das außerordentliche Geschäft, das Gewissen der Dissidenten zur Einheit des Glaubens zurückzuführen?

Das stehende Heer war im Grunde dieses Königs einzige Stütze; kann man seine Regierung sonst noch ausdrücken, kann immer nur in Betrachtung kommen als etwas, das sich auf die Aufrechterhaltung des Militärs, als durchdringendes Unterwands-Mittel, bezog. Hätte der französische Monarch mit irgend einem Wohlwollen rechnen

maßen oder Steuern: so würde er Bedenken getragen haben, die Erwerbsfähigkeit seiner Unterthanen auf eine so harte Probe zu stellen, wie die war, werauf er sie durch seine Schöpfung brachte. Ein schreckes Heer von 80,000 bis 100,000 Mann war eine Last, welche Frankreich nicht ertragen konnte, so lange Ackerbau und Viehzucht die einzigen Quellen des öffentlichen Einkommens waren und die vornehmsten Klassen der Gesellschaft — die Geistlichkeit und der Adel — steuerfrei blieben. Auch wurde dies nur allzu schmerzhaft empfunden. Dem betrübten Theile des Volks Erleichterung zu verschaffen, gab es ein Hauptmittel: die Aufhebung der zahlreichen Lehnsgesellschaften, womit Frankreichs Boden bedeckt war; und diese Aufhebung hätte schon deshalb erfolgen sollen, weil, wenn die Lehnsgesellschaft jemals einen gesellschaftlichen Werth gehabt hätte, dieser durch das stehende Heer aufs Vollständigste ersetzt war. Doch Ludwig XIV., wie revolutionäre er auch seyn mochte, dachte noch viel zu sehr im Geiste alter Feudalabsoluten Herrschaft, als daß er es nicht hätte darauf anlegen sollen, unvereinbare Dinge zu vereinigen: ein Eigensinn, wodurch er seine Minister zwang, das auf Untergehen zu sehen, was vor der Hand lag.

Unter diesen Ministern hat Colbert den meisten Namen erworben; und wer sich in seine Lage zu setzen versteht, begreift ohne Mühe, daß dieser Name nur von den Schwierigkeiten herrühren kann, welche überwunden werden mußten in einem Wirthschaftskreise, wo er, um in dem Sprachgebrauch der neueren Zeit zu reden, die Funktionen eines Ministers des Innern mit denen eines Finanz-Ministers zu vereinigen hatte. Er führte den Titel eines General-

Comptroller; die vornehmste Aufgabe eines öffentlichen Beamten aber war, so zu verwalten, daß die Kasse des neuen Königthums, das stehende Heer, gesichert blieb. Sollten nun, dem Verlangen des Königs gemäß, die Verordnungen der Gerechtigkeit und des Rechts ungeschmälert fortbestehen: so mußte vor allen Dingen jener Grundsatz Cully's, nach welchem neben Ackerbau und Viehzucht die übrigen Verrichtungen der Gesellschaft kaum in Betracht zu kommen verdienen, einmal für allemal aufgegeben werden. Es kam nämlich darauf an, Geld zu schaffen; und da das Geld sich nur nach Messgabe der Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen vermehrt: so war die Aufgabe für den Finanz-Minister keine andere, als Frankreich die Manufakturen und Fabriken zu geben, welche Cully's Eingesessene oder Rücksichtlosen zerstückt hatten. Was nun Colbert für diesen Entzweck leistete, ist nur besonders wichtig, wenn man liest, daß in dem kurzen Zeitraum von etwa 20 Jahren, von den gemeinsten Stoffen bis zu den den künstlichsten Geweben und Teppichen Asien, Fabriken aller Art nach Frankreich verpflanzt wurden. Dieser plebejische Minister — er war der Sohn eines Wein- und Tuchhändlers in Rheims — that also für Frankreichs höhere Wohlfahrt mehr, als alle hochgeborenen Erbkönige französischer Könige jemals gethan hatten. Nichts von Altem, was Frankreich bereichern und verherrlichen konnte, entging seinem Scharfblick, seiner Aufmerksamkeit. Er war es, der die Tapeten-Fabrik der Gobelins in's Leben rief; er stiftete aber zugleich die Akademien der Malerei und der Baukunst; und nicht diese allein, sondern auch die Akademie der Wissenschaften, durch welche die Literatur aus den

Klöstern und Klosterschulen in die Mitte der Gesellschaft versetzt und ein neuer Adel gegründet wurde, der, zufrieden mit freiwilligen Huldigungen, jedem Vorrechte der Geburt entsagt und keine andere Herrschaft übt, als die des überlegenen Geistes. Unter einem solchen Minister mußte Frankreich aufhören, ein Hochgut zu seyn, welches in Ordnung erhalten zu haben, das größte Verdienst des Verwalters ist. Durch Aufhebung der Binnenzölle setzte er die nördlichen Provinzen des französischen Reichs in einen leichten Zusammenhang mit den südlichen. Das Mitteländische Meer mit dem Ozean zu verbinden, ließ er den Kanal von Languedoc graben. In Nieder-Languedoc baute er den Hafen Cette; am Ausfluß der Egarante den Hafen Rochefort. Unter seiner Leitung ging die französische Marine wie aus dem Nichts hervor. Er stiftete die indische Compagnie, der er mehrere Millionen verschloß. Durch ähnliche Unterstützungen mannte er den nordischen und den levantischen Handel auf. Er kaufte einen Theil der amerikanischen Kolonien, welche Privat-Eigenthum geworden waren, zurück, und vertraute dem Verstehe mit denselben einer Compagnie, deren Vorrechte er auf die afrikanische Küste ausdehnte; und als die Erfahrung ihn gelehrt hatte, daß diese Compagnie ihrer Bestimmung nicht entspreche, löste er sie wieder auf. Von allen Finanzministern, welche Europa bis auf seine Zeit kennen gelernt hatte, über allen Widerspruch der größten, endigte er so, daß er, bei seinem Tode, die Staatsschuld um 27,487,483 Fr. vermindert und das öffentliche Einkommen um 28,654,299 Fr. vermehrt hatte: der größte Beweis, daß es mit dem sogenannten Colbertismus, so fern darunter das spätere Merkantil-System ver-

standen wird, nicht die Bewandniß hatte, die man ihm unterlegt, ob man gleich zugeben muß, daß Colbert's Begriffe von einem freien Verkehr nicht so gereinigt und erweitert waren, als eine vollständigere Theorie sie in unsern Tagen entfaltet hat.

Die Bedürfnisse des stehenden Heeres hatten Colbert's Schöpferkraft geweckt. Sobald man Frankreich Fabriken und Manufakturen — gleichviel, in welchem Grade von Vollkommenheit — hatte, handelte es sich um Absatz. Wo aber diesen finden? Früher war dies Reich durch seinen starren Feudalismus, später durch anhaltende Bürgerkriege an unmittelbarer Theilnahme an dem Welthandel verhindert worden; die größten Lücke waren Spanien und Portugal, nicht unbedeutende England und Holland gefallen. Alle diese Staaten im Besitz ihrer Eroberungen zu lassen, hieß sich zu bleibender Mittelmäßigkeit verdammen. Dazu kam, daß das stehende Heer Beschäftigung heischte und solche finden mußte, wenn die große Hälfte seiner Bestimmung erfüllt werden sollte. Nun hatte Ludwig XIV. zwar nicht die Eigenschaften eines Feldherrn; allein, so wie er nichts verschmähte, was zur Erhöhung seines Ansehens beitragen konnte, so lag auch in dem Waffenschatz nur Vorgesundenes für ihn; und des Erfolges im Voraus gewiß, wendete er seine Waffen dahin, wo das Meiste zu gewinnen war, ohne stois zu erwidern, daß jede ungerückte Handlung Verwickelungen nach sich zieht, die man hinterher nicht zu beherrschen vermag.

Ludwig XIV. erster Krieg wurde im Jahr 1667 gegen Spanien unternommen, um Ansprüche geltend zu machen, die er von wegen seiner Gemahlin Maria Theresia

auf mehrere Provinzen der spanischen Niederlande zu haben glaubte, namentlich auf die Herzogthümer Brabant und Limburg, die Herrschaft Mecheln, das Markgrathum Antwerpen, Oberrhein, die Grafschaften Namur, Hennegau und Artois, ingleichen auf Cambrai und den dazu gehörigen District. Er forcierte alle diese Ländertheile in Folge des sogenannten Devolutions-Rechts, nach welchem, wenn der Vater oder die Mutter sich zum zweiten Male verheiratheten, das Eigenthum der Edler an die Kinder erster Ehe kam. Da nun Maria Theresia, Königin von Frankreich, als Tochter Philipp IV., Königs von Spanien, aus der ersten Ehe, Karl II. aber, sein Nachfolger in der spanischen Monarchie, aus der zweiten entsprungen war: so behauptete Ludwig XIV., daß alle die Länder, in welchen das Devolutions-Recht gelte, nach dem im J. 1665 erfolgten Tode ihres Vaters auf seine Gemahlin übergegangen wären, und rechtfertigte den bevorstehenden Krieg dadurch, daß der weltliche Besitz zu dem Eigenthumserbscheit hinzukommen müsse. Ob nun gleich die Spanier gegen diese Behauptung einwendeten, „daß das Devolutions-Recht nur Erbschaften von Privat-Personen betreffe und den Grundgesetzen der spanischen Monarchie, welche Untheilbarkeit heiße, nicht entgegengestellt werden könne“: so bemächtigten sich doch die Franzosen, während des Feldzugs von 1667, mehrerer Städte in den Niederlanden, und in dem darauf folgenden Winter, der Grande-Lemba. Von dem raschen Fortgange der französischen Waffen ersehend, boten mehr Fürsten, den Papst an ihrer Spitze, ihre Vermittelung an; und da diese nicht ausgeschlagen wurde, so wurde Nachen zum Kongreß-Orte erwählt. Doch der Hausrath der Un-

terhandlungen war der Haag, wohin Ludwig XIV. den Grafen von Estrades gesendet hatte, um daselbst mit dem General-Staaten besonders zu unterhandeln. Was den Erfolg dieser Negotiationen am meisten befruchtete, war die zwischen Großbritannien, dem General-Staaten und Schweden geschlossene Tripel-Allianz. Einer solchen Verbindung nicht gewachsen, wenn nicht Alles auf's Spiel gesetzt werden sollte, begab sich Ludwig XIV. mit den Städten Charleroi, Dinch, Wép, Denai, Tournai, Oudenarde, Lille, Armentieres, Cassel, Valenciennes und Bourne, und gab das Uebrige an Spanien zurück. Dies war der Inhalt des am 2. Mai 1668 zu Nachen unterzeichneten Friedens-Vertrages.

Die Nachsichtigkeit, welche Ludwig in demselben bewies, beruhte hauptsächlich auf seinem Uebermüde, den Krieg mit irgend einer Wahrscheinlichkeit glücklichen Erfolges fortzusetzen. Seine Kräfte waren erschöpft; von dem zweiten Feldzuge an hatte er sich geduldet gesehen, das Silbergeschloß seiner Follies in die Hände zu schicken, und seine Feinde durch dies Zeichen seiner Verlegenheit aufzukommern.

Indeß dauerten die Bemühungen fort, welche den ersten Krieg geboren hatten. Um Frankreich Handel, Schiffahrt und Colonien zu verschaffen, blieb nichts Andern übrig, als die Seemacht zu bekämpfen; denn nur auf ihrer Kosten konnten jene Vortheile erworben werden. Ludwig XIV. ließ sich also vor allen Dingen die Aufhebung der Tripel-Allianz anlegen; und nachdem er Karl II., König von England, und die schwedische Regierung auf seine Seite gebracht hatte, erklärte er den Holländern den Krieg unter dem Vorwande, daß sie ihn durch ihren Spott beiküßte

hätten; nämlich durch zwei Denkmäler, von welchen die eine die vereinigten Provinzen unter dem Bilde einer weiblichen Gestalt zeigte, welche die Frieftucht mit einer prachtvollen Krone zu Boden trat, und von welchen die andere den Herrn von Heuningen, beländischen Verräther am französischen Hofe, unter dem Bilde eines Jesua darstellte, welcher der Sonne Fußstaud gebietet, mit der Umschrift: *Stetit inique Sol.*

Der Krieg kam im Jahre 1672 zum Ausbruch. Um nicht die spanischen Niederlande zu berühren, hatte Ludwig XIV. mit dem Kurfürsten von Köln und mit dem Bischof von Münster Verträge geschlossen, die ihn berechnigten, durch ihre Gebiete nach Holland vorzudringen. Auch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm hatte er zur Theilnahme an dem Bündnisse eingeladen und durch das Versprechen zu gewinnen gesucht, daß die Provinzen Geldern und Böhmen ihm zu Theil werden sollten; allein der Kurfürst hatte den Antrag verworfen und die Holländer vor der ihnen drohenden Gefahr gewarnt.

Die ersten Fortschritte der Franzosen waren rasend; denn in einem einzigen Feldzuge bemächtigten sie sich der Provinzen Geldern, Utrecht und Ober-Byss, nebst einem Theile von Holland, und selbst Amsterdam würde in ihre Hände gefallen seyn, hätten die Holländer nicht den kühnen Entschluß gefaßt, ihre Deiche zu durchbrechen und das Land zu überschwemmen.

Diese Fortschritte riefen die Befürchtung ein, daß die Republik der Vereinigten Staaten ganz getrümmert werden könnte. Sie zu retten, verbündete sich der Kaiser Leopold mit Spanien. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm, welcher

schon im Jahre 1672 die Parthei der Holländer ergriffen hatte, aber durch den Einfall der Franzosen in seine westphälischen Staaten zur Unterzeichnung des Vertrages von Westphalen gezwungen worden war, trat, gleich andern Reichsständen, dem gegen Frankreich gerichteten Bündnisse bei. Nichts begünstigte die Verbündeten noch mehr, als daß das britische Parlament, durch Verlegung der Subsidien, Karl II. zu einem Frieden mit den Holländern zwang. Aufstrebender Mann stieg ging das Reichs-Herr über den Rhein. In seinem eignen Nachgebiete bedröht, sah Ludwig XIV. sich gezwungen, alle Eroberungen in Holland aufzugeben und seine Kräfte hauptsächlich gegen Spanien und die deutschen Mächte zu wenden. Im Frühlinge des Jahres 1674 eroberte er die Granché-Lomel, und im Laufe desselben Jahres gewann der Prinz von Condé die Schlacht bei Solf. War unter den deutschen Generälen mehr Einheit gewesen, so hätte ihr Einbringen in das Elfaß, bei ihrer numerischen Ueberlegenheit, von sehr wichtigen Folgen für Frankreich werden können. Allein die Kriegskunst war in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur wenig entwickelt; und indem die Nebenkühler der Generale den Ausschlag gab über die Regeln derselben, geschah es, daß Turenne im Winter 1674 die Quartiere der Reichs-Armee im Elfaß angriff und sie aus dieser Provinz vertrieb: eine ganz natürliche Folge der Einwendungen, auf welche der Kurfürst, unterstützt von Derslinger, ließ, so oft er die kaiserlichen Generale zu einer entscheidenden Schlacht zu bewegen suchte.

Der Rufus dieses Fürsten sollte auf einem ganz andern Wege erreicht werden.

Aufgereizt von Frankreich, traten die Schweden im December des Jahres 1674 in die Mark Brandenburg ein, gerichtet, um dem Kurfürsten, als Generalissimus der Reichs-Armee, eine Diversion zu machen. Die Schriftsteller dieser Zeit schildern ihren Zug von Hinterpommern durch die Neumark mit Farben, welche uns sagen, daß die Fortschritte seit hundert und fünfzig Jahren sehr wesentliche Fortschritte gemacht hat, sofern ein untheilhaftes Fortleben auch im Kriege durch sie verdrängt worden ist. Wir verweilen nicht bei diesem Gerede. Da die Unterhandlungen des brandenburgischen Statthalters (des Fürsten von Anhalt) eben so vergeblich waren, als der Widerstand der wenigen Truppen, welche ihm geblieben waren: so hatte der Kurfürst keine andere Wahl, als am Schlusse des Mai 1675 aus seinen Winterquartieren aufzubrechen, um seine Unterthanen von einer unermesslichen Plage zu befreien. Während die Schweden ihn noch fern glaubten, langte er in Emdenröden am 11. Juni in Magdeburg an. Jene lagen in Brandenburg, Rathenow und Havelberg zerstreut: ein Anstand, der sich leicht beugen ließ zu einem Ueberfall. Schon am Abend des 12. Juni zog der Kurfürst mit seiner 5600 Mann starken Reiterei und 10 dreifüßigen Kanonen über die Elbe; ihm folgten auf 146 Wagen, auf denen jedem ein Kahn lag, 1000 Mann Fußvolk. So langte er Abends am 14. Juni bei Rathenow an, und ließ in aller Eile die Stadt von allen Seiten einschließen. Verschiede fremde Denksäulen mit einem Trupp Dragoner in der Abenddämmerung an's Stadthor, wo er sich für einen von Bauern verfolgten Schweden ausgab. Eingelassen, hieb er die Wache nieder und drang bis in die Mitte der Stadt, wo er unter

dem Beistande anderer Generale Alles niederhieß, was sich nicht ergeben mochte.

Nach diesem glücklichen Anfange ließ der Kurfürst das in Magdeburg zurückgebliebene Fußvolk zu sich rufen; doch, ohne seine Ankunft abzuwarten, beacht er mit seiner ganzen Reiterei auf, um die Vereinigung der beiden schwedischen Corps zu verhindern, von welchen das eine in Havelberg, das andere in Brandenburg stand. Dies gelang ihm nicht; denn bei dem Dorfe Havelberg, eine Stunde von Jüterbohl, trat der ganze Heeranstich des schwedischen Heeres (10 Regimenter Infanterie und 800 Reiter) mit einer sehr guten Artillerie der brandenburgischen Reiterei gegenüber.

Es entstand die Frage, was unter diesen Umständen zu thun sei! Im dem Kriegsrath, den der Kurfürst veranstaltete, waren die Generale der Meinung, daß man die Ankunft des Fußvolks abwarten müsse, — um so mehr, weil die Reiterei durch Eilmärsche ermüdet sei und die vertheilhafteste Stellung des Feindes (dessen Rücken durch den Rhein und dessen linker Flügel durch einen Morast gedeckt war) keinen erfolgreichen Angriff gestatte. Der Kurfürst machte dagegen den Umstand geltend, daß der Feind auf der Flucht sei und einem erfahrenen Anführer entbehre. Diese Bemerkung entschied. Dem 18. Juli wurde der Kampf mit den Schwerden durch einen Angriff eingeleitet, den der Prinz von Hessen-Homburg auf den feindlichen Vortrab machte. Da jedoch dieser von dem ganzen schwedischen Heere unterstützt wurde, so sah der Prinz von Hessen-Homburg sich zum Rückzug auf den Kurfürsten genöthigt, der, bald darauf, selbst angegriffen wurde. Friedrich Walschin vertheidigte sich eine Weile durch seine Artillerie, und

stellte sich sodann an die Spitze seines linken Flügel, um Entschcheidung herbeizuführen. Das Beispiel, das er seinen Reitern gab, erfüllte diese mit Muth... Der Sieg war bald entschieden. Ein stegenschnelles Herr, das sich den Deutschen, wie den Polen und den Dänen, furchtbar gemacht hatte, sah sich in die Flucht geschlagen und am folgenden Tage bis an die Grenze Mecklenburgs verfolgt. Für den Ruhm der Brandenburger konnte in diesen Zeiten kein glücklicheres Ereigniß eintreten. Ihr Name erdauerte von Altes klingen, während Kaiser Leopold ein Dankfest halten ließ, die Schweden in den Reichsbann that und den Kurfürsten durch Verstärkungen in den Stand setze, noch im Laufe desselben Jahres die Stadt Wismar und die Insel Rügen zu erobern. Hierbei blieb es nicht; denn, in den folgenden Jahren von dem Fürsten des Hauses Braunschweig unterstützt, so wie von dem Bischof von Münster und dem König von Dänemark, nahm er den Schweden fast Alles, was sie im deutschen Reich besaßen, Stettin, Stralsund und die Insel Rügen nicht ausgenommen.

Auf diese Weise wurde zuerst die hohe Meinung gestärkt, die Europa bis zum Jahr 1660 von der unüberwindlichen Tapferkeit der Schweden genöthet hatte.

Inzwischen hatten am Rhein die Dinge eine solche Wendung genommen, daß ein Friede nicht länger ausbleiben konnte. Turenne hatte bei Salsbach, in der Ortenau, seinen Tod durch eine Kanonenkugel in eben dem Augenblick gefunden, wo er seinen Gegner, dem kaiserlichen Generalissimus Monteculi, hatte eine Schlacht liefern wollen; und da von seinen Untergeneralen keiner die Verantwortlichkeit des Oberfeldherrn übernehmen konnte:

so hatte der General-Lieutenant de Torges das französische Heer prückgeführt. Der französische Hof ätzerte unter diesen Umständen für das Elfaß. Die bedrohten Provinzen zu beschützen, eilte Condé aus dem spanischen Niederlande herbei. Doch beschloß auch er noch in diesem Jahre seine Krieger-Laufbahn durch ein freiwilliges Aufschieden, das ihn nach seinem geliebtem Chantilly prückführte. Werthwürdig war, daß auch Montecuculi in eben diesem Jahre den Dienst des Kaisers verließ, gerade als ob, nach Turin's Tode und Condé's Rücktritt, die Laufbahn des Kriegers für ihn geschlossen sei. An die Stelle der ausgeschiedenen Generale der französischen Heere traten Eugenburg und Catinau. Dem Frieden nicht abgeneigt, weil der Krieg Frankreich's Kräfte verzehre, ließ Ludwig XIV. den Kampf nur fort, um die Friedensbedingungen mit besserem Erfolge verschreiben zu können. Darüber erlahmten die Fortschritte; und als die Vermählung Wilhelm's von Oranien mit der ältesten Tochter des Herzogs von Port im Gange war, grüßte Karl II., König von England, nach der Ehre, die kriegsführenden Mächte zu versöhnen.

Brumegni wurde zum Krieges-Orte bestimmt. Doch sehr allmählig versammelte man sich daselbst; und als endlich, am die Mitte des J. 1678, auch die französischen Abgeordneten (der Marschall d'Esclades, Colbert de Croissy und der Graf d'Alban) erschienen, gelang es Ludwig XIV., die Verbindeten zu trennen. Er unterhandelte mit den Holländern besonders, und gab ihnen in dem Frieden, den er am 11ten August 1678 mit ihnen schloß, die Festung Maestricht zurück, die er noch in seiner Gewalt hatte. Das von den Holländern gegebene Beispiel wurde von Spa-

nien befolgt, das am 17. Septbr. 1678 einen besondern Frieden mit Frankreich unterzeichnet, durch welchen es die Franco-Comté und sechszehn Städte in Flandern und Hennegau an Frankreich abtrat. Jetzt mußte sich auch der Kaiser zum Frieden bequemen. In dem Vertrage, welcher darüber am 5. Febr. 1679 geschlossen wurde, versagte Frankreich dem Kaiser, eine Besatzung in Philippsburg zu halten, erhielt jedoch dasselbe die Stadt Freiburg im Breisgau. Im Uebrigen wurde der Münsterische Friede erneuert. Karl V., Herzog von Lothringen, wollte lieber auf sein Herzogthum Verzicht leisten, als sich durch den Tausch Nancy's gegen Toul und durch die Annahme ähnlicher Bedingungen in eine bleibende Abhängigkeit von Frankreich bringen lassen. Der Cardinal von Hesseberg, der sich als Urheber des Krieges — denn dafür galt er in dem Urtheil der Verbündeten — in österreichischer Gefangenschaft befand, erhielt seine Freiheit zurück, und der Bischof von Straßburg wurde in sein Bisthum wieder hergestellt.

Während dies in Hannover vorging, war der Kurfürst Friedrich Wilhelm, nach den Bräutigam von 1677 und 1678, in die Hauptstadt seines Reichthums zurückgekehrt, um auszurufen von den Anstrengungen, welche die Eroberung des schwedischen Pommerns ihm verursacht hatte. Unstreitig rechnete er darauf, daß die Einkerbung der eroberten Provinz in sein Reichthum keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten unterliegen werde; denn, welche Bemühung lag näher, als diese? Plötzlich erhielt die Nachricht, daß der schwedische General Boen mit 16,000 Mann von Heselndorf in Preußen eingefallen und bereits bei Jasterburg vorgerückt sei. Kein Augenblick durfte verloren gehen, wenn

tieft seinen Widerstandigkeit Einhalt gebühren sollte. Der Kurfürst ließ also seinen General Derflinger ohne Fährten-
laß an der Spitze von 9000 Mann gegen die Schweden
ausbrechen; und obwohl seine Kränklichkeit und eine stonige
Kälte ihn an seinen Posten hätten festhalten sollen, so folgte
er doch am 30. December dem Heere. Kaum nun war
seine Ankunft in Marienwerder den Schweden bekannt ge-
worden, als der Schweden General Rauten den schwedischen
General zum Rückzuge bestimmte. Dieser vertheilte sich,
unter der Verfolgung der brandenburgischen Generale Birke
und Tressenfeld, mit so bedeutendem Verluste, daß Horn
mit etwa zweitausend Mann nach Riga zurückkam.

Schwedisch-Pommern würde für die Schwedische Krone
unabtreulich verloren gewesen seyn, und der Kurfürst einen
seiner Lieblingswünsche, den, in den Besitz einer ausgedehnten
Küste zu gelangen, verwerflicht haben, wenn, auf der einen
Seite, Kaiser XIV. wider seinen Verbündeten Sachz zu
seiner eigenen gemacht, und wenn, auf der andern, der Kai-
ser die Vergeltung des Hauses Brandenburg weniger ge-
fürchtet hätte. Der Friede vom 5. Febr. 1659 kam also
zu Stande, ohne daß des Kurfürsten von Brandenburg da-
rin gedacht war. Die Folgen konnten nicht ausbleiben.

Kaum waren die Schweden aus Preußen vertrieben,
als vom Rhein her die Nachricht einkam, daß 30,000 Fran-
zosen unter dem General Tello in das Herzogthum Rheu
eingedrungen wären. Diese Bewegung hatte keinen andern
Zweck, als den Kurfürsten zur Zurückgabe Pommerns zu
bewegen; und welche Vorschläge auch die Gesandten des
Kurfürsten auf die Bahn bringen mochten: Tello's Er-
eiffis verwarf sie mit einem Hochmuth, der nicht besiegt werden

konnte. Es wurde hierauf mit den Franzosen ein Waffenstillstand auf einigen Tage geschlossen, während welcher der Kurfürst Himmel und Erde in Bewegung setzte, um den Beistand der Holländer und des Kaisers in dieser Angelegenheit zu gewinnen. Doch weder jene, noch diese nahmen sich seiner an. Und so blieb denn nichts weiter übrig, als sich mit dem französischen Hofe so gut als möglich zu vereinbaren. Dies geschah durch den Herrn von Winterb zu St. Germain en Laye, dem Aufwartshofe Ludwigs XIV.; und man kam, nach langen Erörterungen, endlich dahin überein, daß, mit Vorbehaltung des weltlichen Friedens, der Kurfürst die Städte Kamin, Bary, Senftenberg und Wildenbrandt behalten, alle Eroberungen der letzten Jahre aber an die Schweden zurückgeben und in dem ausschließenden Besitz der hinterpommerschen Zelle bleiben sollte. Hierzu kam eine Entschädigung von 300,000 Kronenhaltern, welche Frankreich zahlte.

Dänemark mußte Alles herausgeben, was es von Schweden gewonnen hatte; und dieser Friedensschluß, welcher am 2. Septbr. 1679 zu Stande kam, war der letzte im Bezug auf den bisher beschriebenen Krieg. Da dieser seinen letzten Grund in dem Bedürfniß des französischen Staats nach Handel und ausgedehnten Besitzungen hatte: so war der Wiederausbruch desselben für Jeden, der ihn nach seinen wahren Ursachen kannte, vorherzusehen. Inzwischen war er die Veranlassung zum Emporkommen des Kurfürstenthums Brandenburg geworden; und so hatte sich auch in diesem Falle gezeigt, daß Staaten sich unter einander erheben, und daß der Muth zum Vorne gehet.

(Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Außer den Privat-Aufgaben giebt es für jedes Mitglied der Gesellschaft öffentliche oder gemeinschaftliche. Behaupte ich in einer mit Wöcksen umgebenen Stadt, welche nur dadurch zu einem gesunden Aufenthalts-Ort gemacht werden kann, daß Abzug-Kanäle angelegt werden: so sorgte ich für mein eigenes Wohl, wenn ich mich bereit finden lasse, zu den Kosten, welche eine solche Schöpfung verursacht, beizutragen. Nicht anders aber verhält es sich, im Allgemeinen, mit jenen Beiträgen, die man Steuern nennt. Keine Gesellschaft ohne Regierung! Diese man kann keine andere Bestimmung haben, als den gesellschaftlichen Frieden, durch welchen die Arbeit mit ihren Produktionen allein gedeiht, aufrecht zu erhalten. Verflochten in materielle Verrichtungen, würde sie ihre Bestimmung entweder gar nicht, oder nur schlecht erfüllen können. Was folgt hieraus? Unschickbar wird, daß ihr gerichtet werden muß, was nöthig ist, damit sie sich als Regierung aufbringe. Sie hört deshalb nicht auf, productiv zu seyn; allein sie ist es, auf eine immaterielle Weise, als Producent der öffentlichen Ordnung und als Beschützerin derselben in allen den Verhältnissen, welche das gesellschaftliche Interesse in sich schließt. Was ich also entrichte, damit es eine Obrigkeit gebe, die durch anerkannte wirksame Mittel für die innere und die äußere

Sicherheit der Gesellschaft sorgt, ist keinesweges vergeudet; denn ich erkaufe dadurch ein Gut, ohne welches selbst der größte Reichthum mir nicht zu Statten kommen würde: ein Gut, das gar nicht fehlen darf, wenn nicht auf der Stelle Unpöcherheit, Stillstand der Arbeit, Auflösung aller gesellschaftlichen Bande, Anarchie eintreten soll. Kurz: die Gesellschaft (deren Vorzüge kein Vernünftiger im Zweifel steht) erforscht, wie der menschliche Körper, gewisse Verbräuche, welche ihr nothwendig sind; und obgleich sehr viel daran fehlt, daß diese Verbräuche für alle Gesellschaften gleich nothwendig seien: so ist deshalb doch nicht minder ausgemacht, daß das Leben und die Gesundheit der Nationen um so blühender sind, je vollständiger sie das genießen, was ihnen noth thut.

Die Aufgabe, welche die Staatswirtschaft, als Wissenschaft, in dieser Beziehung zu lösen hat, ist keine andere, als den Willern das, was ihnen noth thut, um den billigsten Preis zu gereichen.

Sehr lange hat man in dem Wahn gelebt, daß die öffentlichen Ausgaben der Gesellschaft nichts lösen, weil sie ihr das zurückgeben, was sie ihr geleistet haben. Dieser hollagendewürthe Irrthum, welcher bei Vielen noch fortdauert, ist die Frucht einer unvollständigen Vergleichung des Wesens der Gesellschaft. Denn was erheben die Regierungen von den Willern? Steuern in natura, oder Geld. Werden nun jene Produkte z. B. von den Truppen ver-

braucht, so können sie nicht zur Gesellschaft gerath, gerade weil sie verbraucht werden. Wahr ist, daß die Sicherheit, welche aus dem Dienste der Truppen entspringt, für ein Gut gehalten werden muß; allein dieses Gut geht hervor aus dem Dienste, welchen ein Heer leistet, doch nicht aus dem Verbrauch, der von einem Heere bewirkt wird. Die Gesellschaft hat für ihre Sicherheit den Dienst der Truppen verbraucht; die Truppen haben für ihren Zustand die von der Gesellschaft gewöhnlich Unterhaltsmittel verzehrt: doch nachdem der Grad beider Verbräuche erreicht war, ist weder von dem einen, noch von dem andern irgend etwas zurückgeblieben. Ist die Steuer in Geld erhoben worden, so ist das Geld, sofern es zum Ankauf von Wandwerkstoffen und Kleidungsstücken für die Truppen verwendet worden, allerdings zur Gesellschaft zurückgeführt; allein kein von dem Steuerpflichtigen entnommener Werth ist dabei geblieben. Indem man die Kaufleute bezahlte, welche die Lebensmittel und Kleidungsstücke des Militärs lieferten, hat man dafür Produkte empfangen, welche, wenn sie dem Werthe des Geldes nicht gleich kamen, doch als ihm gleichkommend betrachtet wurden. Man hat also der Nation nicht unmittelbar zurückgegeben, was man von ihr erheben hatte. In diesem, wie im obigen Falle, haben die Truppen Produkte verbraucht; und obgleich die Nation eine kostbare Sicherheit erhalten hat, so ist von dem Betrage doch nichts übrig geblieben; in der That eben so wenig, als von einem Witzgeffen, wodurch man seine Kräfte anfrucht.

Werden die Steuern verwendet zur Befolgung eines Verwalters, welcher den Vortheil aller bezieht, oder zum Unterhalt eines Englischen, welcher den Griechen verdrängt und

Trost und Verthigung spendet: so ist die Wirkung noch immer dieselbe. Es kann für ein Volk sehr vortheilhaft seyn, wenn es ein solches Wohlseyn empfängt für das Opfer, das es dargebracht hat; weitem aber wird dadurch nichts gewonnen. Die Ersparrung ist für den Staat, was sie für Privat-Personen ist; und so wie die Gesetze der Mechanik und der Physik, von welchen Staat und Privat-Personen im Nothfall große Dienste erhalten, für beide dieselben sind, so hat auch die Staatswirthschaftslehre ihre Gesetze, die, weil sie in dem Wesen der Dinge gegründet sind, nothwendig für Alle zu denselben werden. Man begreift dies, je weniger man sich von dem gesunden Menschenverstand entfernt. Eine zur Verschwendung aufgereizte Familie verarmt; zwei Familien, die sich in demselben Falle befinden, verarmen nicht weniger; eben so drei und hundert und die ganze Zahl derer, aus welchen der Staat besteht. Die Zahl wirkt nur dahin, daß das Uebel größere Ausdehnung gewinnt.

Bei dem allen hat der Graf Destutt de Tracy die Wahrheit nicht auf seiner Seite, wenn er behauptet: „daß die Totalität der öffentlichen Ausgaben in die Klasse derjenigen Ausgaben gesetzt werden müsse, die man mit gutem Rechte unfruchtbar und improdutive genannt habe.“ *)

*) Seite 384 der Ausgabe in 8.

Die für Rechnung des Publikums gemachten Ausgaben können, wie die Ausgaben, welche Privat-Personen machen, *improductiv* und *reproductiv* seyn. Wird, bei irgend einer Feierlichkeit, dem Volk ein Feuerwerk oder irgend ein anderes Schauspiel gegeben, das 10,000 Thaler kostet, so ist dies eine *improductive* Ausgabe. Hat man dagegen für dieselbe oder für eine noch größere Summe einen Kanal gegraben, der das Wasser in eine trockne Gegend führt und diese so besuchtet, daß sie der Bestellung fähig wird und sich mit Wohnungen und Betriebsamen füllt: so wird man eine *reproductiv* Ausgabe gemacht haben. Ein Gleiches gilt von angelegten Theatern, Werkschöpfen, öffentlichen Gebäuden, Denkmälern u. s. w. Dinge dieser Art sind wahre Kapitalien, deren Nente in dem Dienste oder in dem Genus besteht, den sie dem Publikum gehören. Selbst der Zustand, welcher gemacht wird, um sie in heuslichem Zustande zu erhalten, ist nicht *improductiv*, weil er dazu dient, diesen Theil des National-Kapitals in seiner Unverfälschtheit zu erhalten. Ueberhaupt dürfte der Unterschied zwischen *Reproductivität* und *Improductivität* der öffentlichen Ausgaben darauf hinauslaufen, daß jene sich in die Ankaufung eines Theiles des Einkommens auflöst, um daraus ein Kapital zu machen, oder das gemachte Kapital in seiner Unverfälschtheit zu erhalten, während diese darauf hervorgeht, daß mit ihr eine von den gewöhnlichen Bedürfnissen des gesellschaftlichen Körpers befriedigt wird.

Von den Betriebsamkeiten-Unternehmungen, welche für Rechnung einer Nation benutzt werden, läßt sich nichts weiter sagen, als daß es sich damit nicht anders verhält, als mit denjenigen, welche für Rechnung von Privat-Per-

sonen betrieben werden; nur mit dem Unterschiede, daß, während diese in der Regel Genuß bringen, jene gewöhnlich mit Verlust verknüpft sind, es sei denn, daß die letzteren ein Monopol in sich schließen. Dieser Art ist die Briefpost in England und in Frankreich. Vermöge eines ausschließenden Privilegiums zur Fortschaffung der Briefe bestimmt, kann die Postverwaltung, unterstützt vom Gesetze, den Preis des von ihr geleisteten Dienstes bei weitem über dessen Werth erheben, und auf diese Weise nicht bloß die Kosten einer sehr kostspieligen Einrichtung decken, sondern auch ein starkes Einkommen betreiben, welches sodann sich in eine Steuer verwandelt.

Die zur Bezahlung eines auf der Stelle verbrauchten Dienstes, wie der eines öffentlichen Beamteten ist, gemachten Ausgaben, sind zwar unproduktiv, können jedoch sehr verständig und sehr nützlich seyn. Es hat damit keine andere Zweckmäßigkeit, als mit allen den Ausgaben, welche in den Familien zu deren Unterhalt gemacht werden. Ueberhaupt heißt unproduktiv nicht so viel als: eitel und vergeblich. Man bezeichnet durch „unproduktive Ausgaben“ nur solche, die nicht ein geistes Product oder einen geistigen Dienst erzeugen können. Was sie hervorgerufen haben, kann nicht selbstständig, kann nachweislich gewesen seyn; wiewohl aber reicht ihre Kraft nicht. Soll der geleistete Dienst wiederholt werden, so bedarf er einer neuen Aufgabe.

Wenn nun behauptet wird, daß die Dienste der Beamten nicht unproduktiv seyen, weil sie der Gesellschaft Vortheile gewähren, welche so wichtig sind, daß diese ohne dieselben gar nicht fortbestehen könnte: so läßt sich dagegen nichts einwenden. Bei dem allen bleiben die Dienste der

Beamtentheil immaterieller Art. Sie zu erhalten, macht die Gesellschaft einen improductiven Aufwand, d. h. einen Verbrauch, aus welchem für sie zwar ein großer Vortheil, doch nicht ein sichtbares und bleibendes Product hervorgeht. Inproductiv verbraucht man selbst materielle Producte, wenn man sie zu seinem Lebensunterhalt verwendet. Was ist materieller, als die Nahrung, die man zu sich nimmt? Gleichwohl ist das, was dadurch bewirkt wird, ein improductiver Verbrauch.

• • •

Sparsamkeit in den öffentlichen Ausgaben besteht nicht darin, daß man wenig ausgibt, wohl aber darin, daß man nicht mehr auswendet, als was gerade nöthig ist, und daß man die Dinge nicht über ihren Werth hinaus bezahlt. Man darf annehmen, daß, von dem mächtigsten Monarchen an bis herab zu dem einfachsten Bürger, Niemand sich weigern werde, diese beiden Maximen als Regel für die Ausgaben einer Nation anzuerkennen. Dabei ist man jedoch weit davon entfernt, zu wissen, was die Folge davon ist, besonders in der Anwendung.

Die öffentlichen Ausgaben geschehen, zum wenigsten im unruhm Jähren, auf Kosten der Völker. Zahlreiche Heere, ein großes Kriegsgewandte, eine kompactere Vertheilung, ausgedehnte Grenzen, sammungsgeheure Jährnisse, erlauben den Königen nicht mehr, die Ausgaben, welche dies Alles erfordert, von den Einkünften zu bestreiten, die ihre Domänen gewähren. Der Adel führt nicht mehr Krieg

auf eigene Kosten; und selbst im Mittelalter war der Betrachtmann, auch wenn er keine regelmäßigen Steuern zahlte, weit vererblicheren Bedrückungen ausgesetzt, als er es gegenwärtig ist, wo er keinen Beitrag zu Steuern giebt, die, der Summe nach, zwar unendlich beträchtlicher, dafür viel allgemeiner und billiger vertheilt sind.

Doch die Art und Weise, die Steuer zu erheben, ist nicht das, was uns in diesem Augenblick beschäftigt. Wir bemerken also bloß, daß sie von der Gesellschaft, d. h. von dem Volke bezahlt wird, und daß, so oft das ihm aufgelegte Opfer nicht zu seinem Vortheil ausschlägt, nicht zur Befriedigung des einen oder des andern seiner Bedürfnisse verwendet wird, eine Verletzung des Eigenthums-Rechts Statt findet; denn man beraubt den Eigenthümer, wenn man ihm etwas nimmt, das nicht zu seinem, sondern zu einem fremden Vortheil verwendet wird.

Ist nur von Privat-Ausgaben die Rede, so kann ein solches Unglück nicht leicht vorkommen; denn da der, welcher das Opfer zu bringen hat, identisch ist mit dem, welcher die Kosten trägt, so sorgt er, vorausgesetzt, daß es ihm nicht an richtiger Beurtheilung fehlt, gewissenhaft dafür, daß keine andere Ausgabe gemacht wird, als die, welche eine Entschädigung mit sich führt. Anders verhält es sich mit den öffentlichen Abgaben. Der Steuerpflichtige, welcher die Last der Ausgabe trägt, wird dabei nicht gefragt, welche Ausgaben diejenigen sind, für die er hinreichend entschädigt werden wird. Der Haushalt der neuern Nationen verlangt indeß, daß die Kraft und die Zeit der Bürger dem Unterhalt der Familien gewidmet seien. Der Wohlstand, selbst der großen Grundbesitzer und Kapitalisten, ist ein Un-

glück; die bloße Verwaltung ihrer liegenden oder fahrenden Habe ist eine Angelegenheit. Jeder ist mit der seinigen beschäftigt, und die Theilung der Arbeit, diese einzig durchführbare Organisation für große, in der Production vorge-schrittene Gesellschaften, bringt es mit sich, daß die Sorge für die vermischter genoehten Angelegenheiten des Staats eine besondere Klasse von Menschen beschäftige. Was man wohl *Repräsentative-Regierung* nennt, ist ein Kunst, das noch in der Wiege liegt: allein dies Kunst ist nicht von der Natur erzeugt; es ist vielmehr die notwendige Frucht der wirtschaftlichen Fortschritte der neuern Gesellschaften. Am auffallendsten wird sich dies zeigen, sobald man zu der Einsicht gelangt seyn wird, daß, um diese Fortschritte zu kiten, Studien erforderlich sind, welche von denen, die jetzt noch *Repräsentanten* genannt werden, nie gemacht sind: Studien, welche alle Fähigkeiten eines Menschen in Anspruch nehmen. Der wahre *Repräsentant* muß die Bedürfnisse des gesellschaftlichen Körpers zu würdigen verstehen, und die besten Mittel zur Befriedigung derselben kennen; auch muß er wissen, nach jedem dieser Mittel dem Publikum kostet und welchen Vortheil es davon zieht. Dies alles setzt Kenntnisse voraus, die nur in wenigen Mitgliedern einer *Deputirtenkammer* anzutreffen sind, und führt sehr notwendig auf den Gedanken, daß die *Staatswissenschaft* lieber in ihrer Vollendung das ganz Studium der gesellschaftlichen Organisation umfassen werde. *)

*) Es ist fast überflüssig zu nennen, wenn man es darauf anlegt, moderne Kassen zu den Prinzipien der früheren Völker zu rufen zu führen, welche in ihrer Abzucht nur dadurch ein Daseyn erreichten, daß sie sich ununterbrochen bekriegten und ihre Kriegszüge

Um mit Erfolg Völker zu regieren, sind viele verschiedene Einrichtungen erforderlich. Allein die Grenzen dieser Einrichtungen fließen in einander. Die Functionen derer, von welchen die Befehle ausgehen, und die Functionen derer, welche diese Befehle vollziehen, werden zwar, allem Vorurtheile gemäß, als verschiedene Gewalten bezeichnet; allein die Aehnlichkeit beider ist so groß, daß es zu allen Zeiten unmöglich gewesen ist, die Attributionen des Befehlgebers von denen des Verwalters klar zu sondern. Befehle, Verordnungen, ministerielle Verfügungen mögen ihrer Wichtigkeit nach verschieden seyn; in allen findet sich jedoch die vorgeschriebene Regel wieder, welche Gehorsam finden soll, und demgemäß sind sie ihrem Wesen nach gar nicht verschieden. Der Befehlgeber verwaltet, wenn er über einen Tausch statuet, und der Verwalter wird zum Befehlgeber, wenn er es für nöthig erachtet, zum Vortheil des Volks eine Ausgabe anzuwenden, deren Genehmigung nicht verweigert werden kann. Auf diesem Grunde muß man die Benennung der „Regierung“ jener Totalität der Behörden geben, deren Entscheidungen (welche ganz verschiedene Functionen ihren auch durch die Staatsverfassung bezeugt seyn mögen) Gehorsam finden sollen.

In Folge der den Gesellschaften notwendigen Organization, sind die, welche zu den öffentlichen Angelegenheiten beitragen, und die, welche darüber entscheiden, zu welchem Zweck sie verwendet werden sollen, verschiedene Personen. Ohne Zweifel trägt der, welcher in der Legislatur Sitz und

ganz zu erklären machen: zu erklären, welche sie in den Stand setzen, auf öffentlichen Willen über Staatsangelegenheiten zu urtheilen und ihre Stimmen zu vertheilen.

Stimme hat, so wie auch der, welcher in dem Bureau eines Ministers arbeitet, in seiner Eigenschaft als Steuerpflichtiger seinen Theil zu der allgemeinen Steuerlast bei. Wenn dieser Theil in Vergleich mit dem Summen, über welche Beide verfügen, so gering, daß sie, indem sie als Befugte oder als Vermehrte thätig sind, eine Ausgabe ansetzen können, welche ihren Charakter weniger in dem Vertheil, der daraus für den Staat entspringen soll, als in demjenigen hat, der daraus für sie selbst entspringt; sie können die zur Befriedigung der Bedürfnisse des gesellschaftlichen Körpers bestimmten Gelder zur Vermehrung ihres eigenen Einkommens verwenden, oder es gebrauchen, um sich Freunde zu machen und Beschützer zu erwerben. Hat es wohl je ein Land gegeben, worin dies ganz unmöglich wäre?

In Wahrheit, man muß von einem tiefen Pflichtgefühl beehrt seyn, wenn man unter allen Umständen den Gedanken festhalten will, daß Gelder, welche von dem Volke herühren, nur für das Volk verwendet werden müssen. Nicht selten ist dazu erforderlich, daß man dem Antriebe einer natürlichen Gesinnung und vor Allem dem Lohne der Würdigen widerstehe. Sully vertheidigte seinen Sparfameintrag dadurch, daß er, als Heinrich der Vierte ein Geschenk machen wollte, daß er, als Finanzminister, nicht billigen konnte, die ganze Summe in klingender Münze ausgeben ließ, damit der König zu einer klaren Ansicht von dem Geschenk, das er zu machen gedachte, gelangen möchte. Ähnliches wird von Richelieu erzählt. Denn als ein Günstling des Hofes ihm vorstellte, daß die tausend Thaler Pension, die ihm geschenkt worden waren, eine Bagatelle für ei-

nen so großen Hülsen, wie der König von Frankreich, sein, erwiderte der Finanzminister: „Wissen Sie denn wohl, mein Herr, daß Sie die Steuer eines ganzen Dorfs von mir verlangen?“ Am Tage liegt, daß, wenn man über Steuern nach Principen der Gerechtigkeit und der Frugalität verfügen will, ihr wahrer Zweck durchaus verloren geht; und daraus folgt, daß man in jedem gut geordneten Staate auf seiner Hut seyn muß, nicht bloß gegen die Einflüsterungen des Privat-Interesses, sondern auch gegen die Vergesslichkeit und den Leichtsinns derer, welche die Ausgaben anordnen. Wenn, Tag für Tag, Privat-Personen sich unersinnlicher Verschwendung hingeben: um wie viel mehr muß man gegen dergleichen gewappnet seyn, wenn die Mittel dazu in den Taschen der Steuerpflichtigen gefunden werden! . . .

* *

Ursprung das zweite Sparfandries-Princip bei öffentlichen Veranlagungen, dasjenige nämlich, nach welchem erfordert wird, daß die für nöthig erachteten Verbräuche um den möglich-billigsten Preis angeschafft werden: — so beweiset die Erfahrung, daß es ungemein schwer ist, sich demselben in der Ausübung anzubehalten; woraus denn die vortheilhaften Mißbräuche entspringen, die man in großen Gesellschaften wahrnimmt.

Privat-Personen bezahlen das, was sie für sich gebrauchen, fast niemals über seinen vollen Werth; denn der laufende Preis der Gegenstände, die sie bedürfen, erhebt sich fast

faßt nie über die Produktions-Kosten, indem die Konkurrenz der Produzenten eintritt, sobald ein Product einen Gewinn abwirft, der über die Produktions-Kosten hoch hinausgeht. Der Konsument sucht den besten Markt auf; und was er hier nicht findet, das weiß er anderswoher anzutreffen. Diejenigen dagegen, welche über öffentliche Ausgaben entscheiden, haben nicht denselben Antrieß, sich das für die Konsumtion des Publikums Erforderliche nach seinem realen Werthe zu verschaffen. Es ist ja nicht ihr Geld, was sie ausgeben; wie hoch der von ihnen bezahlte Preis auch seyn möge, ihr Gehalt wird dadurch um keinen Cent verringert. Verurtheile kommen hinzu, den Mißbrauch zu verstärken: Verurtheile aller Art, unter welchen das eben am stärksten, daß man dahin trachten müsse, das Geld im Lande zu behalten. Der Staat bedarf des Salpeters; und der Handel würde ihn zu einem sehr billigen Preise liefern. Man sollte ihn also kaufen. Was geschieht dagegen, z. B. in Frankreich? Man will lieber eine Pulver- und Salpeter-Fabrikation haben, welche Beamte, Inspektor, Werkleute ernannt und bezahlt. Der Salpeter kommt hierüber auf das Dreifache zu stehen. Was schadet's? Wer verliert dabei? Man hat wohl Mitleid mit Hing und Kunz, doch nicht mit dem Publikum, das die Waare mit dem Dreifachen bezahlen, sich überdem aber auch noch gefallen lassen muß, daß man, um den rohen Stoff zu erhalten, in seine Keller und Erdlöcher einbricht. Entschuldigt wird dies alles zuletzt mit der Behauptung, daß Frankreich hinsichtlich sich eines für die Vertheidigung des Landes so nothwendigen Artikels, nicht vom Auslande abhängen dürfe, gerade, als ob es bei dieser Abhängigkeit irgend etwas verliere. So

in vielen Fällen, welche aufzuzählen allzu weit führen würde.

Ohne persönliche Dienste kann keine Gesellschaft bestehen; allein gerade diese Dienste führen die meisten Mißstände herbei, daß sie eine Waare bilden, welche die Wähler bei weitem über ihren Werth bezahlen. Der, dem die Befegung der Aemter anvertraut ist, kann unmöglich die Fähigkeit, die Arbeitsamkeit und die Nachsichtsfähigkeit der von ihm Ernannten kennen; auch das Volk würde sich bei diesem Beschäfer irren, vielleicht sogar in einem noch höheren Grade. Stärke und Gewandtheit haben sich zu allen Zeiten der Ernennung zu Aemtern bemächtigt, welche mit großen Gewinnen verbunden sind, so wie auch der Mittel, Einfluß und Gewalt zu üben. Werden die öffentlichen Aemter sehr vervielfältigt, und die Ernennung zu denselben einer kleinen Anzahl von Beamten übertragen — vielleicht sogar einem Einzigen, so sind diese noch weit weniger im Stande, den Werth der Personen zu schätzen, die ihrer Wahl anheim gegeben sind. Haben sie nicht Lieblinge, so werden mächtige Empfehlungen über Anstellungen entscheiden, während der allgemeine Vortheil dabei so gut als ganz aus dem Spiele bleibt. Ernennende und Ernannte haben sodann ein gleiches Interesse ihr Einkommen zu vergrößern: jene um sich dienstwillige Arrangements zu verschaffen; diese, um ihre Arbeit um den höchsten Preis zu verkaufen. Aus demselben Grunde ist man nun darauf bedacht, mehrere Aemter zu vereinigen. Was in der Regel die Folge hat, daß man keinem einzigen vorzuziehen im Stande ist; denn, wie wäre es wohl möglich — ein Fall, der im neuen Frankreich häufig vorgekommen ist —

jünglich Richter, Professor an der Universität, Staatsrath, Akademiker und Deputirter mit Erfolg zu seyn? Wenn die eine Einrichtung so beschaffen ist, daß sie der andern Abbruch thut: so entstehen, auf die natürlichste Weise von der Welt, Einrichtungen, bei welchen das damit verknüpfte Einkommen allz, die Arbeit aber gar nichts ist; denn Einrichtungen setzen eine Beschäftigung voraus, die gar nicht Statt findet, und nur zum Vorwande der Vortheile dient, die man den Einrichtungen zuwenden will. Das Schlimmste in der Sache ist, daß große Emulumente, welche von öffentlichen Beamten herühren, den Ehrgeiz und die Begierde übermäßig antrezen, und einen heftigen Kampf zwischen denen, die im Besiz der Aemter sind, und denen, die danach streben, in Gang bringen. Auf diesem Wege kommen Länder, die sich einer Despotischen-Regierung nähmen, zu denselben Intrigen und Umwälzungen, welche in despotischen Staaten aus der allzu weit getriebenen Macht des Fürsten, und aus dem Verlangen, an seine Stelle zu treten, hervorgehen.

In den übrigen Nachtheilen einer allzu zahlreichen und allzu vertheilt aufgestellten Beamtenwelt muß auch der gerechnet werden, daß Freunde der Wahrheit und der öffentlichen Wohlfahrt die Mängel der Verwaltung nicht ausbessern können, eher sie leidlich, eiferrüchtig oder wohl gar für revolutionäre erklärt zu werden; denn nur allzu tief liegt es in den Anschauungen und Gewohnheiten einer solchen Beamtenwelt, vergeblich aber ihrer Vorgesetzten, anzunehmen, daß man von keinem bessern Beweggrunde geleitet werden könne, als von demjenigen, dem sie selbst ihr Wohlseyn verdanken. Seit mehr als drei Jahrhunderten,

d. h. seit der Reformation, hat die Waiseindliche das Schicksal gehabt, verkannt zu werden von denen, die im Besitze großer gesellschaftlichen Vorzüge waren. Dabei muß man freilich eingestehen, daß nichts schwieriger ist, als im Allgemeinen etwas darüber feststellen zu wollen, welche Nachzueigung die Beamtenwelt in der Gesellschaft erhalten muß. Dieser Theil der praktischen Staatswissenschaft ist vielleicht von allen der geringste; aus keinem anderen Grunde, als weil dabei nicht blos der Gebietsumfang, sondern auch der Kultur-Grad einer Gesellschaft streng zu berücksichtigen ist. Was nun den letztern betrifft, so ist er in der Regel von einer solchen Beschaffenheit, daß er Nachsichten aller Art nothwendig macht. Selbst die unwürdigen Verhältnisse eines Staats wollen in Betrachtung gezogen seyn, so oft es sich um wesentliche Erleichterungen der Steuerpflichtigen handelt; denn wie könnten wohl die Aufgaben für die öffentliche Sicherheit vermindert werden, so lange die Idee des Krieges, d. h. die Idee einer Ungleichung aller Vorkommnisse durch die Gewalt der Waffen vorherrscht? Im Allgemeinen muß man sich dahin erklären, daß, bei jeder Ueberspannung der gesellschaftlichen Kräfte die Rettung im Uebermaße derselben enthalten ist. Wo es dahin gekommen ist, daß die arbeitende Klasse 60 Prozent von ihrem Erwerb abgeben muß, wenn der Staat fortdauern soll, da kann man mit der höchsten Sicherheit annehmen, daß eine Umwälzung nicht fern sei, und daß aus ihr alle die Erleichterungen hervorgehen werden, die der freie Entschluß nicht zu geben vermacht.

Sollte es für alle diese Bemerkungen einer Entschuldigung oder Rechtfertigung bedürfen: so würden wir diese

nur dahin abgeben können, daß wir mit Herrn Ch. Comte, in seiner Abhandlung von der Befruchtung sagen:

„Die Macht des Mannes, der eine Wissenschaft bearbeitet, beschränkt sich darauf, zu zeigen, was die Dinge sind, und was sie hervorbringen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

U e b e r

die Unschädlichkeit und den Werth arbeitender Maschinen.

Maschinen sind die fleißigsten und gehorsamsten, also zuverlässigsten Gehülfen der Menschen, und bedürfen dabei keines Lohnes und keiner Erndtezeit, sondern nur einer sorgsamsten guten Behandlung und einer nicht zu schwierigen Unterhaltung ihrer Benutzbarkeit; sie sind daher der menschlichen Gesellschaft vom höchsten Werthe, und werden genugsam in dem Maße, als die menschlichen Kenntnisse und die Einsichten von den in der Natur Statt habenden Wirkungen und ihren Einflüssen auf einander, sich ausdehnen und ein Gemeingut aller werden, die, bei unbeschränkter guter Unterrichtvertheilung, deren Werth zu schätzen gelernt haben, in immer größer werdender Ausdehnung und in fortwährender Zweckmäßigkeit, der menschlichen Gesellschaft zu Gute kommen. Maschinen sind eigentlich auch nichts Anderes als verbesserte Werkzeuge, und in dieser Art jetzt den Menschen nicht minder schätzbar, als die ersten Pflüge und Spaten, Zangen und Heilen, Meißel und Hobel u. ihren Vorfahren zur Erleichterung ihres Lebens werth seyn mußten.

Je weiter das Maschinenwesen vervollkommenet wird, um so mehr werden die Menschen aller solchen Arbeiten überhoben werden, welche mit reßer Muskelkraft, d. h.

ohne besonders geküßt gemachte Hände bewirkt werden können.

Durch Maschinen lassen sich aber solche Hände, die, geleitet von einem eigenen, nur wenigen Menschen genährten Werkthätigkeitsgeiste mehr leisten, als alles Nachdenken über den Gebrauch der Hände z. jemals zu vermitteln vermag, nicht ersetzen, und besonders nicht in allen denen Vorrichtungen, welche einem solchen Stoffe und solchen Zustanden gewidmet werden, die, wie es meistens der Fall ist, großen inneren Ungleichheiten, und vielen zufälligen, also nicht zu berechnenden Einflüssen unterliegen, so daß also diese Stoffe deshalb nicht nach festen, sich stets gleich bleibenden Regeln behandelt werden können.

Hieraus ergibt sich, daß nur der kleinste und dabei geübtere, wenigstens keine Idiosyncrasie für eine hier zu treffende Wahl erfordernde, und noch weniger einige Genialität in der Behandlung der zu verarbeitenden Stoffe zu Ausspruch nehmende Theil von Vorrichtungen den Maschinen übergeben werden kann, daß dagegen aber der geübtere und eher zu nennende Theil menschlicher Vorrichtungen gänzlich den menschlichen Händen und Köpfen überlassen bleiben muß.

Hierzu kommt noch, daß keine Maschine ohne menschliche Aufsicht, Leitung und Hülfe thätig werden kann.

Und endlich darf, wenn über den Einfluß der Maschinen auf Waarenvermehrung geurtheilt werden soll, diejenige Eigenschaft des Menschen nicht unberücksichtigt bleiben, in welcher derselbe, bei aller Hülfe, die ihm werden mag, bei allem, was ihm für sein Bedürfnis geliefert oder ihm thätigbares gefertigt werden, und ihm noch sonst zu Gute kommen

mag, doch nie aufhören wird, seine Wünsche auf etwas noch Besseres, Bequemer, Schöneres und Erfreueres zu richten, welche Eigenschaft ihrem Grund darin hat, daß mit dem Genuß auch die Ausbildung des Sinnes für das Bemüßbare, Bequeme, Schöne und Erfreuliche gesteigert wird, und daß dann neue Ideen zu noch Bessrem und Vollkommenerem durch die Sehnsucht nach den der Seele vorübergehenden Abnungen von dem darin Erreichbaren, und nach Erweiterung der Genußen eines Genußes erzwungen werden; daß also entlos immer neue in Begehr tretende Arbeitsgegenstände die Thätigkeit der Menschen in stet zunehmenden Anspruch setzen werden, und daß Maschinen hierbei die wirksamsten Förderungsmittel zur Befriedigung der Menschen in diesem ihren für unbegrenzt zu haltenden Streben nach Befriedigung ihrer Bedürfnisse und nach Erreichung ihrer Wünsche seyn, und immer mehr und mehr werden müssen.

In dieser Gange der menschlichen Entwicklung werden aber diejenigen Völker stets die wohlhabendsten seyn und bleiben, welche, um den besten und ausgedehntesten Gebrauch von gut konstruirten Maschinen machen zu können, den dazu gehörenden Fleiß, sammt den erforderlichen Talenten und den menschlichen Kenntnissen und weitem Mitteln im guten Vereine besitzen und benützen.

Das solchergestalt ganz entschieden für allgemein vortheilhaft zu haltende Erfinden und Aufstellen viel leistender Maschinen würde auch nie für schädlich gehalten worden seyn, und die Maschinen würden, in dieser Verfassung, nie haben der Gegenstand des Hasses der Arbeiter werden können, wenn nicht an manchen Orten die für gewisse Man-

renberkungen ausgebildeten Hände in größerer Menge zugezogen werden wären, als sie zur Befriedigung des Bedarfs nach diesen Waarengattungen erforderlich waren; denn der dadurch entstehende Ueberfluß an solchen Waaren, hat dann schon vor Eintritt des Gebrauchs der Maschinen die Preise der betreffenden Waare bis zur Lohnlosigkeit gesenkt, und es schon dahin gebracht gehabt, daß ohne Hülfe der die Kosten der Waarenverfertigung mindernden Maschinen die Verfertigung dieser Waaren für einen beträchtlichen Zeitraum ganz hätte müssen aufgegeben werden; hingegen mit Hülfe der Maschinen der verlorengegangene Nothwendigkeitsgewinn derjenigen Fabrication, die darüber in Stillstand gerathen ist, selbst dann wieder zu gewinnen seyn wird, wenn sogar die betreffende Waare in ihrem Preise noch tiefer sinken sollte. Ist es nicht die Erfahrung und es ergibt sich aus der Natur der Sache ganz klar, daß durch die Wohlfeilmachung solcher Waaren, die wegen ihrer Theuerheit nur von wenigen Vermögenden gekauft und verbraucht wurden, die Nachfrage nach selbigen mächtig vermehrt wird, und daß nicht selten diese Verbrauchsvermehrung so weit geht, daß die sonst unmittelbar mit der Waarenbereitung beschäftigte gewesenen Hände bei der Maschinen-Bedienung in noch größerer Anzahl verlangt werden, und dann einen noch besseren Erwerb vermindeln; und daß über diesen stärkeren Fabrications-Betrieb und über die Arbeit, welche die Aufstellung und Erhaltung der Maschinen erzeugt, der Wohlstand, nicht bloß der Besitzer der in Benutzung der Maschinen eingesetzten Fabriken, sondern der Betrieb des ganzen Fabrik-Orts beruht.

stalt gehoben wird, daß auch die wegen Mangel an Einsicht und Geschick bei der Bedienung der Maschinen nicht zu bezeugen gewesenen Arbeiter, zu anderen Diensten von dem in ihrer Wohlhabenheit der Arbeiter bedürftiger gewordenen Orte haben bezeugt werden können.

Es sind jedoch nicht alle neu erfundene Maschinen der Verfertigung solcher Waaren bestimmt, die durch eine Preisverminderung in eine so vergrößerte Nachfrage kommen können, daß darüber die ganze Masse der vorher unmittelbar auf diese Waarenfabrikation verwandt gewesenen Hände bei ihrer Verfertigung durch die Maschinen sofort wieder in nähernde Beschäftigung gebracht werden könnten. Auch vergreift sich über die Erlangung des auf diesem Wege wieder zu beschaffenden Nahrungserwerbs derjenigen Arbeiter, die beim Eintritt des Maschinen-Gebrauchs haben müssen entlassen werden, zu viel Zeit. Es ergiebt sich also hieraus ganz unbestreitbar die Nothwendigkeit der Vor-
sorge der Landes-Regierung für die durch Einführung neuer Maschinen eigentlichlich außer Brod kommenden Arbeiter in dem Falle, wenn die Anzahl der erwerbslos werdenden Arbeiter zu betrübend für die von ihnen selbst aufzufindende anderweitige Beschäftigung werden sollte. Diese Vorsorge kann aber nur dann von einer Regierung besondt geübt werden, wenn diese Regierung jede beabsichtigte Einführung fabriquirender oder sonst viel Hände aufst. Begehrte sogenader Maschinen früh genug angezeigt erhält. Es scheint daher ein diese Anzeige erfordern des Gesetz ganz nothwendig zu seyn.

Die Schwierigkeit, welche den Landes-Regierungen in Erreichung des Zwecks, die erwerbslos werdenden Arbeiter

rasch genug in anderweitig sie ersetzende Beschäftigung zu setzen, entgegen steht, kann hier oder da groß stehen; sie wird aber dann nie unüberwindlich sein, wenn die Landes-Regierung genügend von den Gewerbebetrieben ihres Staats unterrichtet ist, und auch darüber vollständig sich in Kenntniß befindet: welche Gewerbebetriebe in ihrem Lande noch ruhen, und wo die Gewerbthätigkeit, ob sei in welchem Maße es wolle, noch zurückstehend geblieben ist.

Selbst Ueberbau und Viehzucht können durch Colonie-Anlagen, wozu im preussischen Staate noch lange Selig-keiten zu finden sein werden, und in wohl überlegter Art durch das Schaffen eines eigenen ländlichen Gewerbebetriebs gehoben werden. Auch lassen sich Torfstiche, Holzschläger, Ziegelm-Anlagen, Kunststraßen und Kanalbauten, Uferbefestigungen und Hafen-Anlagen überall rasch genug betreiben, um eine bedeutende Anzahl brodlos gewordener Arbeiter in nützliche Beschäftigung zu setzen. Ueberdem braucht ja aber auch keine Regierung die Anwendung solcher Maschinen, die viel Menschen aufser Nahrung setzen, selbst zu gestatten, als bis sie für anderweitige Beschäftigung der dadurch aufser Benützung kommenden Arbeiter hat sorgen können.

Die zu diesem Zwecke von den Landes-Regierungen zu übende Vorsicht muß aber, wenn wirklich die Nahrunglosigkeit der im Fabriken-Gewerbe beschäftigten Menschen vermieden werden soll, auch auf Verhinderung jeder Gefahr drohenden Uebertreibung einer oder der andern Waarenbereitung gerichtet sein, welche plötzlich mit einem Male in sehr starkem Uebersat getreten sein kann, ohne daß dafür Ausdauer zu hoffen wäre.

Es ist nämlich nicht derselbe Gewinn, welcher reichlich im Fabrikiren und Vertrieben irgend einer Waarengattung gemacht wird, verleiend zu Ueberschreibungen, welche die Landes-Regierungen zur rechten Zeit, das ist vor Eintritt der schon abgesehen genommenen Stockung des Absatzes zu verhüten suchen müssen. Aber nur mittelbare Weise wird dahin zu wirken möglich seyn, daß das Uebersetzen und Ausbieten jeder Waaren-Art, im Maße des zu erwartenden Bedarfs zurückgehalten werde; und dieses Beduße wird es nöthig seyn, die Anhäufung der Waarenlager mit so großen Waarenvorräthen einer und derselben Gattung zu verhindern, welche die Größe des nach Wahrscheinlichkeit zu erwartenden Absatzes übersteigen dürfte; denn in diesem Falle steht zu erwarten, daß der Fabrikant oder Kaufmann aus der Unmöglichkeit längerer Fortdauern des in den Waaren stehenden Kapitals sich gezwungen sehen werde, die angehäuften Waarenbestände loszuwerden, ja wohl gar unter dem Kostenbetrage zu verkaufen, oder, was das Schlimmste ist, selbige, unter Unbeschränktheit des entstehenden Verlustes, durch gewaltthätigen Zwang für jedes noch so unzureichend erfolgende Ansgelbot verschleudern zu lassen.

Solche Zwangsverkäufe verderben, wenn sie am unrichtigen Orte und zur Unzeit in Betreff großer Waarenmassen Statt haben, den denselben unterliegenden Waarengattungen den Preis so gewaltig, daß dadurch die sämmtlichen Bestandtheile dieser Waaren im Lande verfallen müssen.

Man findet eine höchstunangenehme zu große Anhäufung einer Fabrikation, und die dadurch entstehende zu große Anhäufung einer Art von Waaren leider nur zu oft in der Welt Statt; indem theils Profluvium, theils das

Serkes nach Erlangung eines ausgedehnteren Credits, und theilt die Aussicht auf Genuß und Hilfe der Staatsverwaltung diejenigen Verfahren, die leichtsinnigermiße sich zum bloßen Hoffungen überlassen.

Die Staatsverwaltung hat daher genug berechtigende Veranlassung zur Verfügung genauer und ganz zuverlässiger Aufschätze der durch Fabrication fortwährend neu entstehender Waaren, und der bei den Fabricanten und Kaufleuten lagernden Waaren, so wie des Statt habenden und Vergleichend damit zusammenzustellen Abfages dieser Waaren. Die Staatsverwaltung wird nämlich dann nicht bloß die Kaufleute und Fabricanten, sondern selbst diejenigen Arbeiter nennen können, die einer Waarenbereitung dienen, welche deshalb lehrlos zu werden beginnt, und dann bald in Stodung kommen muß, weil sie in größerer Menge bezieht als gesucht wird.

Wächte tragen eine Staatsverwaltung unter Vernichtung dieses Rathes die als notwendig sich ergebende Verminderung einer Waaren-Fabrication dadurch bewirken wollen, daß sie dieser Fabrication den Gebrauch der Maschinen entzöge, so würde darüber die notwendige Abnutzung der werthbahren Hände auf lehnendere Arbeit verännt, und die Waarenbereitung zur Vollendung der Vernichtung des Abfages vertheuert werden.

Das Verschwinden eines früher sehr nachgefragt gewesenen Abfages kann Statt haben, entweder

- a) weil das Wohlgefallen an der betreffenden Waare verschwinden ist, oder
- b) weil der Kaufmann anderwärts bessere oder wohlfeilere Waaren gefunden hat, oder

- c) weil der Waaren-Transport unsicher und beschwerlich geworden ist, wegen schlechter Wege, fehlender Schutz und drückende Abgaben und Depositionen Schuld sind daran, oder
- d) weil ein besserer Stoff gefunden und zu den betreffenden Waaren verwendet werden ist, und die Waaren aus besserem Stoffe diejenigen vom Markte verdrängen, welche aus schlechteren Stoffen verfertigt werden sind, oder
- e) weil der Vorrathungsfluß in denen Märkten, die sonst nur die Produktions-Kräfte der Natur pflegten aber nicht bezeugen, sich zu regen angefangen hat.

Alle diese Verhältnisse kann eine aufmerksame, sorgsam für das Beste des Verkehrs thätige Regierung, besser noch als der Kaufmann, bei Zeiten in Erfahrung bringen, und muß sie dann zu den zuvor gedachten Warnungen der Kaufleute, Fabrikanten und Fabrik-Arbeiter bemägen.

Nach wird zur Erhaltung des nähernden Absatzes Manches sich dann thun lassen, wenn nur erst erkannt worden sein wird, welche der vorgedachten Verhältnisse den Absatz der betreffenden Waaren vermindern haben.

Das wirksamste Mittel hierzu werden aber stets die bestand erdachten Maschinen geworden.

Verschonung der lohnlos arbeitenden Hände mit Abgaben, Staats- oder Gemeine-Listen wird schon von der Nothwendigkeit geheißen; dieses geschieht aber erst dann, wenn bereits eine Verarmung eingetreten, und also das zu vermeidende Uebel schon verwaltend geworden ist. Eine vor-Eintritt der Nothwendigkeit eines Gewerbes demselben zu gemäße Abgabenverschonung, das ist ein Erlass der

gemäßehoren Einnut-Zerückgang, würde aber unzulässig, nämlich ungerecht begünstigend seyn, und eben so verhält es sich mit solchen Geld-Unterstützungen, die für den Betrieb lohnlos werdender Beschäftigungen aus dem, nur zur Förderung des Gemeinwohls zu verwendenden Meliorations- und Unterstützungs-Fonds des Staats mit Unrecht gezöget zu werden pflegen. Viel besser ist es, zu versuchen, ob die Wiedererlangung des geschwundenen Absatzes durch Erleichterung, Beschleunigung und Verbesserung der Waarenverfertigung sich schaffen lasse. Das diesem Zweck am besten erreichbare machende Mittel werden aber immer gut erachtete Maschinen bleiben; denn alles, was aufzur der Maschinen-Bemühung zur Erleichterung und Beschleunigung des Handelsverkehrs geschehen mag, es sei durch Kunststraßen- und Kanalbauten, durch Veredelung und Pflanzung des Schiffbaues und der Weberei oder durch Beschleunigung, Sichererstellung und Kostenminderung der Geld-Einkünfte und Geldausgaben; dies Alles, so groß auch sein Werth ist, wird dennoch in der Regel hinter dem Dienste guter Maschinen zurückbleiben.

Zeigt es sich aber ganz unmöglich, den schwindenden Absatz zu erhalten oder ihn wieder ins Steigen zu bringen, so wird nichts weiter zu thun übrig bleiben, als schnell genug der lehnlos gewordenen Waarenverfertigung die Hände zu emporheben, die, bei Mangel von der Lage, der auf die Folge des Absatzes wirkenden Verhältnissen, in zu großer Menge sich einer Fabrication gewidmet, und, bei Einstellung des Absatzes durch zu feste Herabsetzung der Preise, den in Verfertigung solcher Waaren sonst gehaltenen Erwerbs verloren haben; denn, wenn diese Hände nicht schnell

anderen Verrichtungen zugewendet werden (welches dann nicht schwer werden wird, wenn sie von Jugend auf durch zweifache Ausbrennung zum Wachsthum ihrer Beschäftigung geschickt gemacht werden sind): so würde die Ursache der ausstehenden Lohnlosigkeit der betreffenden Waare zur Verlängerung und Verzögerung des in Rede stehenden Uebels fortwirken. Durch das Hindererspielen der in der lobenswerthen Vorbereitung beschäftigten gewachsenen Hände in die Vorbereitung einer andern Waaren-Art kann nun zwar der Staat einen Laus- und Mittel für die ihm benötigten ausländischen Waaren auf längere Zeit oder auch wohl für immer verlieren; es wird aber dieses Uebel stets ein geringeres bleiben, als dasjenige, welches im Waarenverkauf zu lohlosen oder wohl gar zu Verlust erzeugenden Preisen unabwendbar liegt.

Leider wird jedoch diese Wahrheit zu oft verkannt; denn es verleiht das gedächtnlich gemordnete Bestreben der Landes-Regierung, ihren Ländern einen möglichst großen Waarenverkehr in das Ausland zu verschaffen, zur Rücksichtnahme der eintretenden Lohnlosigkeit der Preise, und es wird leider gedächtnlich zu wenig an die Möglichkeit des Erwerbs von Wohlhabenheit und selbst von Reichthum aus einer guten Benützung aller benutzbaren National-Kräfte auf das Bedienen des möglichst zu stehenden eigenen inländischen Verkehrs geglaubt oder wohl gar in Ueberhöhung des vom Auslande zu erlangenden Geldes die Behauptung verläßt, daß in der Pflege der Werthlosigkeit sie den inneren Verkehr des Landes das schärfste Mittel zur Förderung der Gewerbe und zur Erhöhung des inneren Wohlstandes liegt.

Doch,

Doch, die Befehrer zu diesem Glauben kann hier nicht weiter zu erstreben versucht werden, so wichtig sie auch deshalb ist, weil ohne den Uebertritt zu diesem Glauben (man vergesse den Gebrauch dieses unheimlichen Ausdrucks) ganz kräftigste Grundkräfte für die Leitung des Handels und für die Bestimmung der Ein- und Ausgangssteuern nicht werden angenommen, und noch weniger werden ausgeübt werden, obgleich sie die heilsamsten sind. Es soll nämlich hier nur der Gebrauch der Maschinen als das beste Mittel empfohlen werden, die Arbeit zu mindern oder das Leben zu erleichtern, und die Unannehmlichkeiten des Lebens zu weichen oder das Leben selbst zu heben, und sogar den Landmann auf diesem Wege der Bessermöglichkeit zuzuführen. Im Betreff des letztgedachten Zwecks muß jetzt hier auch noch der für den Landbau bestimmten Maschinen gedacht werden, wie solches auch schon deshalb besonders nöthig seyn wird, weil gerade jetzt die den Landbau bedienenden Maschinen, und vor allen die Dersch-Maschinen angefeindet werden, und weil es den Flach- und Hanf-Spinn-Maschinen nicht besser ergehen würde, so wie auch den Flach- und Hanf-Dersch- und Schwingel-Maschinen, und selbst den Häcksel-Schneider-Maschinen, wenn diese alle die ihnen zu wünschende Wohlfeilheit und Vollkommenheit und eine dieser Vollkommenheit angemessene Benutzung schon erlangt hätten.

Alle diese Maschinen sind aber gewiß nicht für etwas Anderes, als für die sichersten Mittel zur Erweichung der Landleute aus ihrer jetzigen Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit zu halten, welche letztere ihrem Grund hat:

- a) in der Genauig- und Pfllegescheidungung, zu welcher jetzt der Landmann sich genöthigt sieht,
- b) in dem bisher vornehmlich seiner bloß rohen Kieperkraft zu Gute kommenden Begehr solcher Arbeiten, die sein Nachdenken erfordern,
- c) in dem Mangel an Selbstenheit zum Wahrnehmen und zum Ueberdenken solcher Erfindungen, die Einsicht, Klugheit und Geschicklichkeit erfordern,
- d) in dem jetzt zu gebräuchlich gewordenen Arbeiten auf Tagelohn. (Statt dessen das Arbeiten auf Werklohn gebräuchlicher werden sollte; indem das Arbeiten auf Tagelohn beinahe unweidersehrlich den Arbeiter auf Ersparung der ihm bezahlten Kräfte und auf Zeitverkürzung treibt, zugleich aber auch möglichst gleichgültig gegen den Werth der Leistung, oder mit anderen Worten gesagt: gegen den möglichen Erfolg seiner Verrichtung macht.) Und
- e) in der Mangelhaftigkeit und Beschränkung des Unterrichts, welchen die Landschulen erteilen.

Werdens nun mündel der Einführung der vorgebachten Maschinen, die gemeinen Landleute zurückgehalten von dem neuen Kraftgebrauch, und werden statt dessen die gemeinen Landleute durch Bedienung der Maschinen aufmerksam gemacht auf das Spiel der in diesen Maschinen wirksam gemachten Kräfte: so wird ihr Nachdenken auf die Zweckmäßigkeit der Konstruktion und auf die Hülfsmittel der Mechanik gelenkt, und es wird dann jeder ihnen dargebotene Unterricht besser als jetzt benutzt werden; auch wird bei möglichster Ausdehnung des Maschinen-Bebrauchs derjenige jetzt erst zu schaffende ländliche Gewerbeunterricht Ein-

gang und Fortgang finden, welcher nach Inhalt des darüber gelieferten besondern Auftrags *) besond'r benutzt werden muß; wenn Wohlseyn, Vermögenheit und selbst Reichthum über einen ganzen Staat sich verbreiten sollen, und wenn hienüt in ungetrennter Verbindung stehend, alle Menschen im Staate den Werth ihrer Kräfte und ihrer Zeit getheilt kennen lernen, und beide dazu mit Klugheit benutzen sollen, auf rechtlichem Wege und im Gefühl ihres moralischen Werthes sich dasjenige zu erwerben, dessen sie bedürfen, oder welches sie zu erlangen oder zu genießen wünschen, aber nur durch ihre Andern gewünschte Arbeit erwerben oder erlangen können.

Das unglückliche Ereigniß, welches in Irland und selbst in England dahin Statt findet, daß die zahllosen ländlichen Tagelöhner, von Hungernoth zur Verarmung gebracht, die Dreck-Maschinen pflügen, hat seinen Grund nicht in einer Erwerbsverminderung, welche die Dreck-Maschinen deshalb den ländlichen Tagelöhnern nicht zugehen können, weil sie die Kräfte dieser Leute nicht lohnen; sondern es liegt, da die Kraft der Menschen ihren Werth für die Menschheit nie verlieren kann, nur in der unsicher abhelflichen Ungeschäftlichkeit des gemeinen Landvolks, irgend etwas Anderes, als den Landbau treiben, betreiben oder betreiben zu können, und demnachst wenigstens in England und Irland ganz besonders darin, daß auf dem Lande der Boden zu ausschließlich den dort herrschenden Aristokraten zugehört, und nicht vielmehr ein frei vertheilbares Eigenthum derjenigen ist und werden kann, die ihr erworbenes

*) S. das Werk: *Ueß der Mann Mannsche f. Deutschland*, Bd. XXXI. S. 365.

geringst Vermögen zur Erlangung eines Grund-Eigenthums verwenden wollen; verfügbar aber auch darin, daß wenn aus den kleinen Pächtern, nach zufälligem Eintritt ihrer Verarmung, eigenthumslose Tagelöhner werden, die Anzahl derselben — die sich ohnehin stark vermehrt — so rasch anwächst, daß bald die Menge derjenigen Menschen, welche zur Erlangung ihrer Nahrung nur ungelohnte rohe Kräfte anzuwenden vermögen, die Größe der Nachfrage nach diesen rohen Kräften übersteigen muß. Es kann aber auch noch ad hoc das Entstehen derjenigen Noth nachgewiesen werden, welche jetzt in England und nicht noch in Irland das gemeinste Landvolk bedrückt; und es mag dieser Noth noch eine Quelle hier um so mehr finden, weil derselbe auch den preussischen Grundbesitzern Aufschluß über die Wandlung geben wird, welche in manchen Gegenden des preussischen Staats das Verhalten der ländlichen Tagelöhner seit 30 Jahren nach und nach genommen hat.

Bei der vergehachtetsten in England und Irland geübten Statt gefundenen Verarmung der ländlichen Tagelöhner-Familien, mußte — so lange der Schein Statt habender Ueberbevölkerung obwaltete, als diese Tagelöhner nur allein feldwirthschaftliche Arbeiten verrichten können, und Nichts von demjenigen für einander zu versorgen und zu bereiten versehen, was jetzt entweder jeder Einzelne ganz entbehrt, oder es für seinen Haus-Ge- und Verbrauch sich selbst macht, letzteres jedoch nur sehr schlecht und mit bedeutendem Verlust an zu viel verbrauchter Zeit und Material — die Beschränkung der Lebensweise der ländlichen Tagelöhner, über dieses Unglück und die daraus entspringende Verdienst-Einbuße, bis zur Unmöglichkeit br-

gra, und den höchsten Grad deshalb erlangen, weil bei dem durch diese Tage hervorgerufenen Gedränge um den in der alleinigen Verrichtung landwirthschaftlicher Arbeiten zu erlangenden Verdienste, der Preis des Lohns für diese Arbeiten nicht steigen konnte, sondern gegenwärtig von hohem Wohlthathesführern, wie nicht unmittelbar, so doch mittelbar getilgt wurde, nämlich durch Erhöhung der Bedingungen, unter welchen sie den sich anbietenden Arbeitenden Aufnahme gewährten; dagegen aber stieg während dessen der Preis aller Lebensbedürfnisse sehr ganz bedeutend, und ist besonders im britischen Reiche deswegen zu einer vierfach gestiegenen Höhe, als in der östlichen Hälfte des preussischen Staats gestiegen, weil dort die papierenen Zahlungsmittel weit über ihre Erforderlichkeit vermehrt worden sind *).

In der selbigergehalt den ländlichen Tagelöhnern Großbritannien zur Nothwendigkeit gewordenen höchsten Beschränkung ihrer Lebensbedürfnisse mußten sie, eben so wie die in ähnlicher Noth stehenden dortigen Fabrik-Arbeiter, mehr noch als in anderen Ländern sich an Lumpen und Schmutz und an die elendeste Kost gewöhnen, und es mußte diese Noth sie dahin bringen, Einnigung und Ruhe

*) Die Erleichterung der Ein- und Ausfuhr hat diesen Uebelstand der im Nothwendigen unlaufenden papierenen Zahlungsmittel mildern sollen; allein es ist auch auf diesem Wege sehr schwer, einen so hohen Wohlthathesführern zu vermitteln, die schon durch den Nothwendigkeit den Nothwendigen im Auslande nicht sichern kann, und nicht nur wirklich gelingen, so würde diese Preissteigerung deswegen eine ganz allgemeine Unzufriedenheit und Unzufriedenheit erzeugen, weil in dem Preise der Dinge der Lohn aller der Arbeit liegt, welche auf die Nothwendigkeit und Erhaltung hat müssen verwendet werden.

zu Hauptbedürfnissen ihres Lebens zu machen. Und nun aber, in dieser Gerathenschaft der Forderungen der landlichen Tagelöhner, für die Erhaltung ihres Lebens die Erntepfeile in Großbritannien, wie überall in Europa, eine Lieblingspflanze geworden waren, und von dem Tagelöhner diese Frucht — welche unerläßt die meisten Nahrungsstoffe dem Menschen aus dem damit befruchteten Boden geführt — aus wenigem Lande ohne andere Hülfe als ihn der Spanen und die Hacke gewöhneten, in großer Menge gewonnen ward, so wirkte dieses in England wie überall, wo die Menschen auf dem Lande nur nach Ertüchtigung und Ruhe streben, dahin, daß die so lebende unterste Volksschicht träge ward, sich früher und wirksamer, als sonst, zu Verschönerungen entschloß und durch Fortpflanzung sich noch stärker als sonst vermehrte.

Die Gutsherren und deren Pächter mußten hierüber da, wo, wie in England, keine Erbantertheiligkeit und kein Dienstheng besteht, in eine sehr bedeutende Verlegenheit gerathen, und mußten in dieser durch Dreisch-Maschinen und andere künstliche Arbeits-Erleichterungen sich zu helfen suchen; ja es wurden die Gutbesitzer auch wohl das Pachtland vermindert haben, welches ihren Arbeitsthuren mehr Früchte brachte, als es die andern, wegen der dadurch sich geminderten Arbeitslast gern sehen konnten. In nicht langer Zeit mußte es aber auf diesem Wege dahin kommen, daß für die zu rasch angewachsene Menge von Tagelöhnern auch die Erntepfeile nicht mehr zureichende Ertüchtigung gewöhneten, so daß alle die Arbeiter wiederum in größter Anzahl sich zum Arbeiten anboten, als sie diese Arbeit in der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Menge erhalten konnten, und daß sie

bei erfolgter Zurückweisung des Angebots ihrer Kräfte mit Huth diejenigen Maschinen zu stellen, welche zu erbaun, ihre vorgethane durch das Mähren von zu reichlichen Erntestoffen erzeugte Trägheit, die Gutbesitzer oder Pächter genöthigt hatte.

Den Engländern sagen zu wollen, wie es zugegangen sei, daß ihr Landvolf so in Noth gebracht und zu so schrecklichen Verwüstungen getrieben wurde, und dabei ihnen Mittel nachzuweisen, wie sie diesem Uebel abhelfen können, das konnte hier nicht beabsichtigt werden, und würde von keinem Erfolge seyn. Der Abfassung dieses Aufsatzes liegt also keine andere Absicht zum Grunde, als die Veranschaulichung derjenigen Resultate, welche aus dem vorgedachten Besuchen der ländlichen Tagelöhner Englands und Irlands, in Betreff des Gebrauchs hervorgehoben werden dürfte, der sich im preussischen Staate mit gleichem Nutzen von Dresch- und andern Maschinen für ländliche Arbeitsverrichtungen kann wird sehen lassen, wenn im preussischen Staate durch Erzeugung und Pflege einer eigenen ländlichen Bevölkerung das Landvolf dahin gebracht werden möchte, im Winter, wie im Sommer, seine ganze Zeit und Kraft in den für einander zu fertigenden Arbeiten sich gewinnbringend zu machen; denn sofort als dieses geschieht, werden auch die kleinen Landwirthe sich Dresch-Maschinen, Hack- und Reihenschnitten-, Hauf- und Flachsel-, Dreh- und Schwingel-Maschinen, Pferde-Putzen und Saugpflüge anschaffen, um dadurch Kraft und Zeit für die Uebung des Verdienstgewinns zu gewinnen.

So aber, wie noch zur Zeit im preussischen Staate, und besonders in dem menschenleeren nord-westlichen Theil

desselben, die Bauern und die kleinen Leute oder Häusler leben, und für ihren Erwerb thätig zu seyn vermögen, möchte allerdings ein allgemeiner Gebrauch der Dresch-Maschinen ähnliche Unzufriedenheit, und vielleicht auch ähnliche Entvölkerrungen, wie im reichlichst bevölkerten England und Irland hervorbringen; allein eine allmähliche Aufstellung und Benützung von Dresch-Maschinen wird keinen Nachtheil erzeugen, sondern vielmehr höchst vorthellhaft seyn. Allmählig wird aber auch nur die Benützung der Dresch-Maschinen deshalb im preussischen Staate sich verbreiten, weil diese Maschinen nur da gewünscht werden können, wo große neue Ackerbau-Anlagen in bedeutender Entfernung von Dörfern, das Dreschen durch Menschen zu kostbar und zu schwierig machen, und wo Maschinen zu finden sind, welche dergleichen Maschinen zu versetzen vermögen; und an dergleichen reichend geschulten und dabei auch nicht zu theuer werdenden Arbeitern fehlt es im nord-östlichen Theile des preussischen Staats noch gar sehr. Möchte aber im preussischen Staate ohne Schwamm und mit Eifer die Erzeugung und Pflege eines eigenen landlichen Gewerbetriebes beschließen und kräftig etwas dafür gethan werden, so würde das Bedürfniß an helfenden Maschinen, und die Möglichkeit sie aufzustellen und brauchbar zu erhalten, gleichzeitig beschafft werden.

v. Knobloch.

Nachtrag

zu den

freisinnigen Betrachtungen eines Ex-Polen.

Die freisinnigen Betrachtungen eines Ex-Polen, im Februar- und März-Heft dieser Monatschrift, haben vermöge ihrer örtlichen Interesse örtliche Aeusserungen veranlaßt.

Die vormaligen Polen finden sich dadurch 1) heraus-geschiedet, und sehen 2) vermöge der Juden-Assejzation, in dem Ex-Polen einen Ueberläufer.

Was den ersten Punkt betrifft, so versichert der Ver-fasser, daß er sich nicht fürchtet, und bloß wünscht, daß die Ausforderung verschoben bleibe, bis der heutige Nach-trag gelesen ist; denn, aller Polemik feind, will er dies sein letztes Wort zur Sache seyn lassen.

Den zweiten Punkt anlangend, ersucht er den Heraus-geber der Monatschrift, mit wenigen Worten zu befragen, daß der Titel, ohne von ihm herzurühren, nur von ihm genehmigt ist. Er selbst fügt hinzu, daß er ein Deutscher ist, und nicht begreift, wie man ihn, der sich fremder Na-tionalität so unglücklich bewiesen, nicht gleich als Deutschen hat erkennen können *).

*) Die Vergeltung erhält der Herausgeber den Wunsch des Uebersetzers dieses Aufsatzes in dem Bewußtseyn, daß jener Titel von ihm (dem Herausgeber) herrührt. Daß der Herausf. „Ex-Pole“ ge-

Wegen Engländer und Franzosen — ich nenne die Polen darum nicht, weil sie die erfolgte Ausbildung einer vollständigen Praxis in Polen nicht zu betreiben vermögen — ihrer Praxis den Vortzug vor der Theorie der Deutschen geben, und Pfegma nennen, was sich im Mittel-Alter, in dieser Zeit der Praxis, als Verstand bezauberte und sich wieder als Verstand zeigte, als es Widerstand gegen den Revolutionenstriß für die Vorbereitung der Demokratie galt: — der Deutsche ist nun einmal sinnig, und, vermöge dieser seiner geistigen Natur, eben so zum Fühlen, als zum Nachdenken geneigt und geeignet, glücklich genug damit davonkommen, daß er in den Hauptsachen dem Rißel der Nachahmung durch Prüfung seinen verführerischen Rißel nahm, daß er Kosmopolit bleiben, d. h. das Menschliche lieben und sich aneignen konnte, einerlei, bei welcher Nation er es wahrnehmen möchte. Darum ist der Deutsche auch, so ausgedehnet politisch-tolerant, im Besiz einer Tugend, die von Regierungen und Regierten nicht genug geschätzt werden kann.

Vermöge dieses ruhigen Verstandes ist der Deutsche so zum Versöhnen geneigt; und wieder bedauert der Verfasser nur, daß an ihm diese Tendenz nicht erkannt worden ist. Denn, geschoh hat er die Theilung Polens nicht,

mißachtet werden konnte, landete aber ganz auf der Stelle ein, ob ihn es doch dabei nicht wehete, als einem Volk, der, welcher Nation er auch angehören möchte, in seiner Nachbarschaft so weit vorgeschritten sei, daß er das Polen Ansehen geben konnte, sowohl über ihre Eigenthümlichkeit, als über ihre künftige Schicksale; wobei die Voraussetzung nicht selbst war, als daß sie, ohne sich beleidigt zu fühlen, diese Angelegenheit mit einigen Worten anerkennen würden. Wie es scheint, hat sich der Französischer über diesen Punkt geirrt. D.

nur gemeint, daß, weil es man einmal eßseßet sei, diejenige Rationalität zu empfehlen wäre, die sich mit seiner Rationalität ausschließlich und ungetrenntlich verbindet und Ruhe genug läßt, der Zukunft die Gegenwart nicht zu opfern. Nicht wahr? „an dieser kalten Ueberlegung erkennt man den Deutschen!“ Ja, und, fügt der Verfasser hinzu, er, wahrlich kein Trogletzt, der, es sollte ein Schieferbeder vom Dache, oder Napoleon vom Throne, die Nase wieder ins Dach steckt, höchstens mit der Unterredung: ei, ei! so, so?! er will gleich wirklich übertreten, wenn die vormaligen Polen des Gewalts davon führen können, daß das Schicksal sie ministeriellen Eildungen hinwarf, die ihre Rüden und Keller kontrolliren. Ist denn etwa ein Reh über sie gezogen, so fein, daß auch die Blinge nicht durchschlüpfen kann? Wollen denn, mit unserm geübten Wenzel zu sprechen, Preussens Ministerien periphrastische Punkte an der Spitze des Throns, von denen sich sicherartig die Oberanstriche der Staatsdiener bis zum Herrigens des Volkes ausbreiten, paternosterförmig gegliedert, und durch Kontrollen und strenge Subordination in maschinenmäßigem Gange gehalten? Wird denn Alles, Mann und Wand, eingetragen — von den Provinzial-Regierungen und Steuer-Direktionen das Gut und Gut, der Erb vom Krieg-Ministerio, die Handlungen von der Justiz, die Worte vom Ministerio des Ausland, und von der Polizei die Bedanten? — Das wäre sehr traurig, und begründete die Furcht, daß wir in dem Verdracht der Schulsache nach einer Veränderung sehen, für die wir nicht eif sind.

Die Geraden müssen nie an sich selbst verweisen; denn der vernünftige Eereillismus verdrängt sich nicht nur

mit der Wirklichkeit der Autokratie, sondern flüchtet sie auch. Die Liberalen aber, in selbst geschaffener und erhaltener Untertänigkeit mit der Autokratie, der sie keine nachhaltige Tugend peroriren können, weil ihre Dünkel sie nicht will, müssen so lange an sich selbst verzweifeln, als die Masse noch nicht von derjenigen Vernunft und Bildung durchdrungen ist, ohne die der Liberalismus nothwendig in Despotismus untergeht, möge dieser auch lang oder kurz mit Charten und Constitutionen sein Gaukelspiel treiben. Der Verdingelte kann sich nicht halten: die Begabung des Fisches kann von ihm ausgehen; aber hell und warm in seinen Wirkungen bleibt es nur, so weit eine Wange es in sich aufnimmt und pflügt. Das aber ist der große, große Unterschied zwischen religiösen und politischen Revolutionen, daß, sollen sie sich erhalten, die letzteren Verstand verlangen und Vernunft, während die ersteren vom Gefühle leben und an der Phantasie genug haben.

Der vernünftige Cerverilismus hat in sich des Liberalismus so viel, als nöthig ist, den Regierten die Achtung der Regierung zu erhalten, und nicht so viel, daß die Ministerien der Majestät sich bewegen haben könnten oder müßten, ihn im Nothe zu fangen, wozu sie, aus dem natürlichsten Gründen von der Welt, in dem Augenblicke stehen, mit welchem sie ein Uebergewicht der Liberalen fürchten. Dann fallen diese und müssen an ihrem Charakter fallen.

„Du sollst,“ wird es in der Ausforderung heißen, „du sollst nicht von vormaligen Polen sprechen,“ und ich erwidere darauf: Glaubt mir, ich habe das nicht aus Rancune, mich an das *liwony* (Schnefer) erinnernd, mit

denen so häufig in den polnischen Comparationen die vor-
maligen preussischen Beamten aufgeführt wurden; denn
ich weiß, daß nur die einseitige geringe Minderzahl der
neuen polnischen Beamten sich daran ergötze. Aber sind
Ihr nicht vormalige Polen? „Nein! Europa hat wieder
ein Polen in seiner Geographie und Statistik!“ Nun ja,
wenn Euch die Form genügt und der Name beruhigt, so
bede ich nicht weiter um's Wort, weil man im Kampfe
mit der Oberflächlichkeit am raschsten streicht, und sich
nicht auch noch um den Wertheil bringt, den uns die
Verächtlichkeit immer jährt. Unter solchen Umständen hat nie
ein Mensch vom Titel besser gesprochen, als einer der er-
sten Professoren des inneren Menschen, unser Tied, denn
er als eine merkwürdige Anstalt erscheint, ein ganzes, groß-
ses Institut, unzählige Menschen, die an einer spitzen Idee
leiden und die doch eben nicht gefährlich werden, oder in
das eigentliche Leben verfallen, weil die Befanden so halb
und halb in ihrer Ideen eingekerkert scheinen, ja sich jumei-
len Dieser und Jener mit freiem Entschlusse in die näm-
liche Anstalt aufzunehmen läßt. Nur, weil ich überzeugt bin,
daß Ihr Euch mit Eurer Erfahrung und Geschicktenma-
niß im Verstand Eurer Phantasie nicht so leicht abfertigen
laßt, füge ich hinzu, daß das aus dem Frieden von Paris
ausfließende Polen, weder das von Euch gewünschte und
erwartete, noch Russland genehmigt ist, Euch dies zu ge-
ben. Also selbst angenommen, Ihr wäret nicht preussische
Staatsbürger im Großherzogthum Posen, sondern Basallen
im Königreich Polen, seid Ihr nicht auf dem Felde, auf
welchem wir stehen, vormalige Polen? Und nun im
Großherzogthum Posen; — war ich nicht berechtigt, zu

fragen: was soll hier polnische Nationalität heißen, und wozu soll sie führen?

Raum läßt sich mehr und weniger richtig sagen, als:

„Wir wollen uns nicht selbst aufgeben, wir wollen
 „uns selbst erhalten und beweisen, daß uns die
 „Grenzenhaftigkeit durch Theilung wohl überwindigen,
 „aber uns nicht um uns selbst, um unsere Würde
 „bringen konnte! Wir wollen uns nicht um die
 „Fähigkeit gebracht wissen, durch uns oder unsere
 „Nachkommen unsere Selbstständigkeit und unser Va-
 „terland wieder herstellen zu helfen!“

Zunächst dürfte gegestanden werden müssen, daß damit der verlangten Rechtfertigung der ehrsüchtige Anspruch gegeben wird, und dann der Regierung das zu denken sey, daß sie uns nicht Pinzel und Farben nimmt, und sanguinische Hoffnungen nicht verbietet. Das würde auch vergebens und darum nicht anrathen sey, weil, wenn eine Regierung sich nicht von der Wahrheit des in *velitum nimium* überzeugt hält und danach handelt, so weit es möglich ist, sie sich sehr viel ver-, und zu erkennen giebt, daß sie den Spiegel zur Auffassung der gesellschaftlichen Erscheinungen nicht besitzt, d. h. sich um das sicherste Mittel ihrer Erhaltung gebracht hat.

Aber was soll für ein Polen erhalten oder geschaffen werden? Das alte, oder ein neues?

Was vorstehend rechtfertigend gesagt worden, ist einem vormaligen Polen vom Adel, der Eutscher ist, werden will, oder vom Eutscher eine Subsistenz mit hat, in den Mund gelegt, auch denjenigen vormaligen Polen, die unter polnischer Regierung ein besseres Beamtenglied

machen zu können hoffen, als unter preussischer Herrschaft. Dann der Bürger- und Bauernstand beschäftigt sich, wenn er nicht aufgeregt wird, was freilich leicht und theilweise sehr wohlfeil ist, mit Wünschen, Ideen und Befürchtungen für die Restauration eigentlich gar nicht: so ganz und rein haben sie den Menschen in sich aufgenommen; so viel mehr werth ist ihnen Mitgliedern das Leben in den Familien, als in den Salons; so wenig Anregungen finden sie in ihren Schänken; so viel ruhiger sind die gebildeten des Bürgerstandes, weil sie nicht glauben können, daß mit der Restauration nicht auch die Aristokratie zugleich wieder auflében würde; so viel lieber gehen sie dem Erwerb, als politischem Manöuvriren nach; so gewiß ist der Medicus-Bürger und Bauer überzeugt, daß sie unter polnischer Regierung nicht hätten, was ihnen die preussische doch wenigstens zum Theil schon gewährt; so fest sind ihre Erinnerungen an die Vorseit gewurzelt: eine Zeit, die sie selbst hassen würden, wenn nicht das Abgabentreuen der neuen, der Vorseit noch Gefallen schenke, und wenn sie nicht fürchteten, daß ihre vollständige Emanzipation ihrem heutzutage Regierern schwer wird, und diese sich mit halben Maßregeln begnügt, als ob es nicht endlich doch entweder zu dem Ganzen kommen, oder auch das Halbe wieder gemeinsamen werden müßte. Was hier die Politik zu einer Zeit befehle, zu der sie sich mit Gewalt nicht lebendig erheben kann, das liegt auf flacher Hand, und es ist nur nicht zu vergessen, daß die Vertheiligten entweder gestridungslos werden müssen, oder nicht erst ahnen dürfen, daß man sie gestridungslos will.

Beim Wort müssen wir, wie überall im Allgemeinen,

so, zur Sache, insbesondere im Großherzogthum Posen die Alten von den Jungen unterscheiden. Der Bund der Alten, diese gewaltige Agentenclique-Erscheinung in Deutschland, hält uns nicht ab, anzunehmen, daß das gekörte Alter die Gegenwart faßt, sich von romantischen Erwartungen frei hält, und auf Staatsveränderungen nur mittheilbar ge-
 jungenen, aber freiwillig nur dann eingeht, wenn es die Zukunft gepreßt und sich von der Wahrscheinlichkeit günstigen Erfolges überzeugt hat. Von dieser Regel — freilich mehr die des Willens, als der Gesinnungen — machen nur die Alten Ausnahme, die alles verloren haben, es auf dem bisherigen Wege nicht wieder erlangen können und darum einen neuen einschlagen; ihnen kommt es namentlich auch auf den Austausch des Cereviliismus gegen den Liberalismus nicht an. Agentendünken, ich möchte sagen angebornen Cereviliismus müssen wir bei den Alten des Nord im Großherzogthum Posen nicht suchen. Sie waren sich des inneren Werths und der Wirklosigkeit der Aristokratie so bewußt, daß ihnen sie diese der Ehre durchaus nicht als notwendige Stütze erschien; auch der Cürstlich konnten sie auf ihrem Schiffsstern stehen. Aber dennoch lebten auch sie im Großherzogthum Posen mehr, und sind nicht frei von dem Egoismus, der sich mit den Jahren findet. Nahe in den letzten geht über alles, wenn sich nicht berechnen läßt, ob man groß die Colonne der Zukunft überleben und in den Hafen der Ruhe einlaufen wird. Wie ich von Hübnersagen weiß, daß ein Mädchen, die ihren Ekel beichtete, von dem Pfarrer gefragt ward: ob sie Geld habe? nachdem sie das verneinet, zur Antwort erhielt — „der Ekel wird sich legen“; so bin ich Augen- und

und Obergang davon, daß ein alter Gutsbesitzer, dessen Talent auf Bildung probirt, ihnen die günstigsten Bedingungen offerire, wenn sie nur noch so lange, wie er leben würde, dienen wollten. Die Ruhe war ihm mehr werth, als der Herrschall seiner Kinder. So wird der Mensch im Alter: „die Gesellschaft seine Amme.“ Mag es unter solchen Umständen viele oder wenige alte Polen geben, die Polen parochwischen: wenigstens wünschen sie doch gewiß nur das alte zurück. Und dann sind sie und der angebliche Ep-Pole gleich fertig mit einander; denn die Rückkehr hat gar keine Wahrscheinlichkeit für sich.

Also ein neues Polen: entweder eine demokratische Republik, oder eine aristokratische, oder die unbeschränkte Monarchie, oder konstitutionelles Königthum.

Die demokratische Republik werden die Alten und Jungen nicht wollen, und selbst die ultra-liberalen der letzteren und die Bemerkung erlauben, daß sie damit noch einem Phantem streben würden, mit dem sie selbst dem gewissen Untergange in die Waage ihrer Volks entgegen gingen. Das wünschen, ist Tollheit: das nicht bestreiten, verräth Mangel an Ueberlegung.

Nach Charakter, Erziehung und Gesellschaft — Hebel, deren Wirksamkeit die unmerkbarste ist — zu schließen, würden Alte und Junge die aristokratische Republik wählen, und nur vergessen, daß, wie nahe Diesem und Jemem auch die Hoffnung unmittelbarer Theilnahme an die Regierung liegen möge, doch die meisten wie die fernsten Hoffnungen aus zwei Gründen notwendig vergeblich sind: einmal, weil sich ganz Europa und dessen Staaten zugleich mit regimiren müßten; zweitens, weil

der Bürger- und Bauernstand nicht mehr sind, was sie waren, wenn ich als dritten Grund nicht anführen soll, daß zum Regieren der Wille nicht mehr hinreicht, vielmehr Eigenschaften erforderlich sind, die bekundet werden können, als Frische des Wissens, der Ausprägung, der Resignation und des Gemeingeistes.

Von unbeschränkter Monarchie darf die Rede gar nicht erst seyn; für sie wollen wir hier — leider mir gefällt es in Dänemark besser — nicht erst ein Wort verlieren, und so bleibt denn nur noch das erbliche konstitutionelle Königthum übrig. Dafür, weil das Wahlreich doch so seine eigenen, immer unüberwindlicher werdenden Schwierigkeiten hat, würden am Ende Alle stimmen; versteht sich, was ihnen gar nicht zu verdenken ist, am liebsten mit einem Polk auf dem Thron.

Gar! — Preußen, Rußland und Oesterreich sollen Ja sagen. — Daß sie es freiwillig nie sagen werden, darauf kommt hier darum nichts an, weil wir, die wir nicht etwa bloß Zusehler sein, sie entweder selbst und allein zwingen werden, Ja zu sagen, oder politische Eifersucht und guter Wind bringen kann, oder ein noch besserer Erlöser aufsteht, oder, weil überhaupt nur von Erhaltung und Pflege polnischer Nationalität für eine Zukunft die Rede ist, die uns die letzte seyn wird, wenn sie keinen Sturm bei sich hat, und ohne Blutvergießen und Ruin eintritt. — Also, Preußen, Rußland und Oesterreich sollen Ja sagen, Euer Vaterland wieder hergestellt, Euch die Wahl Eures erblichen konstitutionellen Königs und die Constitution selbst überlassen werden, Ihr den festen Willen haben, kein Vorgehen gegen den Bürger- und Bauernstand geltend zu

machen; mit Einem Worte: den Himmel auf Erden zu schaffen! — Es soll doch kein polnischer werden, in den man nur mit polnischer Nationalität kommen kann? Ihr werdet doch nicht bestreiten, daß die Vernunft Haupt-, die Nationalität Nebenfache ist?

Entweder, Vaterland und Selbstständigkeit haben den Werth, daß sie uns ewig heilig bleiben müssen: so bedarf es dazu keiner, namentlich Eurer Vorbereitung nicht; auch, wer an die Unsterblichkeit seiner Seele nicht glaubt, wird sich, getrieben, unendlich glücklich und selig finden, und, nur einmal dem Tod mit Bewußtseyn überstanden, zum zweitemal nicht mehr zweifeln. Oder, Vaterland und Selbstständigkeit lassen sich vergessen: so sind sie der Mühe nicht werth, mit der wir das Denken an sie unterhalten.

Die Griechen, von den Römern unterdrückt, pflegten nun erst rechte Künste und Wissenschaften, von profanischer Theilnahme am Staatshaushalt verdrängt, durch ihn nicht mehr abgezogen. Lange währte die römische Herrschaft; Jahrhunderte die arabische. Die Griechen haben ihre Sprache behalten; die Türken haben, ihnen zu gefallen, nicht Griechisch, die Griechen aber, sich zum Nutzen, Türkisch gelernt, und die griechische Nationalität, diejenige, deren Werth wir geschichtlich abwägen können, selbst im Traume nicht mehr, um ihrentwillen ist kein Fuß von den Bergen gekommen. Wer von ihnen jetzt noch ganz abgesprochen Vaterland und Selbstständigkeit, insbesondere die von ihnen entfaltete Kraft-Entwicklung? Bis dazu der rechte Zeitpunkt gekommen, ist es ihnen nicht ein; bis dahin und darum nur Griechisch sprechen zu wollen, kränken sie sich.

nach genau Griechisch, und man diesen Zeitpunkt gekommen, wird es Keiner, der Griechisch gelernt hat, bedauern; denn es kann allenfals von einer Akademie zur Preis-Aufgabe gemacht werden: wovon man den meisten Nutzen haben würde, von dem Besitze aller todtten und lebenden Sprachen, oder von dem aller übrigen Künste und Wissenschaften? Die griechische Sprache hat zur Benutzung des richtigen Zeitpunktes nichts beigetragen, wenigstens ist das Neu-Griechische von dem Alt-Griechischen so verschieden, daß man in der Erhaltung der Sprache kein Mittel, keine Veranlassung der in der neuesten Zeit entwickelten Kraft-Anstrengung finden kann. Jahrhunderte der Knoschenschaft haben das Volk nicht bis zum Vordrücken an der Befreiung davon ältern lassen; und an die Spitze der Revolution stellten sich auch Männer, denen die Türken keines und unbedingt Vertrauen geschenkt haben würden, wenn sie einem Christen überhaupt keines und unbedingt Vertrauen schenken konnten. Zuverlässig fanden die christlichen Eroberer noch einige wirkliche alte Griechen; aber sie trauen es eben, die nun, die einen in Künsten und Wissenschaften ihren Trost suchten, die andern in ruhiger Ergebung das unermessliche Schicksal malen ließen. Alle waren groß zu gebildet, als daß sie unter dem christlichen Adler und unter dem türkischen Halbmond an die Kultivierung griechischer Nationalität gedacht und sich für sie bemüht hätten. Solche Menschen gewinnen die Ueberzeugung, daß, wer im Kerker sitzt, den Willen nicht verlieren darf, sich darauf zu besinnen, aber die Zeit benutzen muß, sich für diese Befreiung zu beschäftigen. Das ist der Fühlgste, dem keine kurze Einschlafzeit ansetzt, der unter dem Pole, wie unter dem

Bequemer frei seyn kann, weil er mit sich und seinen Erwartungen einig ist und bleibt, was sie wollen und mögen. Waren oder sind sich das die Griechen untereinander noch nicht, so streben selbst sie, die bis zur Begründung des Reichthums, zu früh nach Veränderung. Und was ist es am Ende doch nur, das den Aufstand der Griechen vor dem Nichterfolge der Vernunft rechtfertigt? Nicht die Intention, das alte Griechenland wieder herzustellen; denn an diese Wiederherstellung kann kein vernünftiger Mensch glauben. Nicht der Wunsch, wieder bloß Griechisch sprechen zu können; denn das alte Griechisch war nicht mehr ihre Sprache, und das nur so unverboden, als nichts sie zwingt Türkisch zu lernen. Nicht die Absicht, die Fremdherrschaft abzuschütteln, sondern der Wunsch, die französische Fremdherrschaft los zu werden, vor der sich Flegel, Speculation und Wohlhabendheit hinter die Berge verstecken mußten.

Man muß über das Streben nach Vaterland und Selbstständigkeit nicht ungerecht werden und sich mit Einbildungen unterhalten, wie es offenbare Einbildung ist, jehuische Nationalität im preussischen Großherzogthum Posen: eine Einbildung, der es vor dem Nichterfolge der Vernunft an aller Objectivität fehlt. Mit den Griechen spielte das Schicksal, bis sie Sklaven der Türken wurden. Ist vernünftigerweise auch nur daran zu denken, daß die Posener Preußen Sklaven werden könnten? Oder ist es nicht wahr, daß — die Juden ausgenommen, für deren Emancipation die Landstände nicht stimmten — im Weichsel und Zool die ganze Menschheit im ganzen Staat auch ihnen offen steht? Wer die Negation behauptet, was leidet so häufig

geschieht, muß sie damit beweisen, weil Thatfachen und Erfahrungen gegen ihn sprechen. Läßt sich bestreiten, daß sehr viele Individuen zur süd-preussischen Zeit in einigen Jahren mehr für den Staatsdienst ausgebildet werden, als es in Polen in Jahrhunderten geschah? Uebrigens ist es leicht zu erklären, daß sich zur süd-preussischen Zeit die Winkeltore der polnischen Nationalität aus einem ganz andern Tone vernehmen ließen. Erben wir einander auf Recht und Wahrheit die Hand und gesehen:

„daß die Provinz im neunzigsten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts nicht die Höglinge des Zeitgeistes hatte, dessen Herrschaft die Erdame von Freiheit und Gleichheit unterhält.“

In Deutschland wandten sich, von ihm bewegt, Alte an Junge, in Polen versuchen die Jungen die Alten. Die Alten schloßen sich sonst in die Zeit, und begreifen, daß polnische Nationalität unter preussischer Heheit ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die Jungen wollen über die Zeit hinaus, und sie, die gerade am besten Deutsch können, die, was sie Gutes gelernt haben, auf deutschen Schulen und Universitäten in deutscher Sprache lernen, wollen, nach Polen zurückgekehrt, nur polnisch sprechen, um, so weit es nur irgend möglich ist, sich nicht erinnern zu lassen, daß sie preussische Untertanen sind. Jahr's Eing über Eufens ist, so kurze Zeit er dauert, doch zu verlagern — zu bedauern die Verdrängung der Jugend aus ihrer natürlichen Stellung, und sehr zu wünschen, daß unsere Kinder nicht an ihren Kindern erlehren, wie sie den Alten über den Kopf wachsen und klug machen, weil Lehrer eifrig genug waren, in die Kinder alle Hoffnung auf alles Güt zu setzen. Auf

Kuchedern und Gellen solennisirende Kinder, Inhaber des großen Wortes in der Familie, sehen wir Kinder als Hochverräther und Demagogen arreirt. Sind bei solchen Vornahmen die Eltern zu schwach oder zu indolent: so muß die Regierung in ein Rad greifen, dessen Schwingkraft das Zeitalter mit unruhen Jochen fñhrt, und über die Mittel dazu keinen Augenblick mit sich uneinig seyn.

Verzichte Preußen Ingegend des Deutsche, so ist die Regierung Schuld daran. Erzwinge nur die Noth Annahme preussischer Dienste, so ist Preussens Regierung Schuld an diesen Maßnahmen im Umpfehen von der Pflicht. Es ist nicht erllärt, daß die Provinz Posen der Stapelort der Emigrationen seyn kann. Läßt man sie das stückstreichend seyn, so verklagt man sich und adhet die Eitelkeit, die sich an scheinbaren Siegen über die Regierung ergötzt. Wöchentlich kommen jetzt ein Paar hundert Engländer oder Franzosen in Wien, Berlin oder Breslau anlaufen: man wird ihnen Wache und Gendarmen in ihrer Sprache gestatten, diese aber deshalb den Kanakeln nicht aufdringen. Was im Großherzogthum Posen kein deutscher Buchstaben mehr das Auge der Welt erblickt: deshalb wird Keiner preussisch gestimmt. Der überwiegenden Wöcherzahl kommt es auf die Sprache gar nicht an; sie sind Analphabeten, und die es nicht sind, iden oft heimlichen Miß am polnischen Germanismus. Von welcher Seite man die Sache betrachten mag: immer kommt es verlustigermäßig nur dahinaus, daß, wer nicht Deutsch kann, Polnisch geöhrt, verstanden und beschieden werden muß. Wie viele Verhandlungen werden nicht in deutscher Sprache aufgenommen, deren Unthätige, Bürger und Bauern,

ihret oft ganz Einmüth, nur der polnischen nachsichtig hab: sie Meinen gültig und ihre Erkenntnisse werden rechtskräftig, am Ende alle mit dem Beweise davon, daß die Instruenten die Erklärungen der Theilnehmen über das gegenseitige Recht- und Rechtsverhältniß verstanden. Man bemerkt an der Regierung keine Besslichkeit, an den Regierten kein anderes Vertrauen, als das des gemeinen Mannes überhaupt, vermöge dessen er seine Unterschrift so häufig verweigert. Das macht er in Schloßen, in der Mark und a. a. O. eben so; für diese Fälle hat sich die Regierung Rath schaffen müssen und Rath zu schaffen gewußt; es ist das Begnuthheil für die Verhandlungen mit denen, die die polnische Sprache erzwingen wollen, nicht anzunehmen, und vielleicht war es am besten, im Landtags-Abseide zu sagen: „Welcher meiner Beamten polnisch kann, wird gerne polnisch mit Euch sprechen; übrigen soll es an Dolmetschern nicht fehlen.“

So wenig sich der Verfasser zu den Leegledigen zählt, so wenig rechnet er sich zu den Titanen, die der Festung nicht bedürfen, weil sie doch die ganze Parade durchschlagen. Er erklärt also wiederholentlich, daß mit dem, der nicht Deutsch kann, polnisch verhandelt werden muß, wenn er's verlangt. Die preussische Regierung aber muß nicht polenisiren, lieber die Forderung gegen Sibirien hingeben und sich selbst überlassen werden. Vielleicht erleben wir dann in Posen, was unter dem letzten Könige in Warschau erlebt ward: die deutsche Sprache geliebt in den Schulen. Im tiefen Frieden, wo wir kein Waffengeklirr vernahmen, desto mehr Weiser- und Babelgeräusch, ist wenig vielleicht sicher Natur, und doch der tiefe Frieden das Ziel

die Freude und der Genuß der Vergnügung. Wollen wir einmal nicht wieder nachend gehen, so müssen wir schon Kuchter der Mode bleiben, und uns in jeder Hinsicht in die Zeit schicken. Es giebt keinen größeren Jochman, als den, daß uns dieser Zustand im Geiste, Wesen und Charakter prägt. Den weiß die Zeit, er entwickelt sich in der Zeit: Paganini, an die Galtore geknüpft, blieb ein großer Violinspieler. Die Menschheit hat der Genies sehr wenige; das wissen wir daher, daß es noch so viel Geistes und Sprachen giebt. Diese Intelligenzen; einzuführen, dazu gehört so wenig Verstand, und doch ist es wieder dieser Verstand, der uns von der Unmöglichkeit ihrer Beförderung überzeugt. Kann die Menschheit nicht einmal über die Anbetung Gottes einig werden, wie will man von ihr politische Einigkeit verlangen?! Der Mensch besteht aus zwei Hälften, ihre Vereinigung will dem Fortschritt nicht gelingen, und — der Mensch bleibt unheil für den Fortschritt, wie für die Konstitution.

Das ist ein historisches Ergebnis, und diese Ansicht der Sache allein im Stande, uns ruhig und ruhig zu machen, weil wir doch am Ende alle nur unsern eignen Sünden Schuld büßen.

„Der vermeinte Cz-Pole scheint nie ein Vaterland gehabt, also keine verloren zu haben: er spricht, wie der Glinde von der Farbe.“

Diese Bemerkung enthält die Erlaubnis, der Sache auf den Grund zu gehen; und da scheint zunächst das Wort „Vaterland“ einen Begriff auszudrücken, dessen Definition zu den schwierigsten gehört, sofern der „Verlust des Vaterlandes“ zu den größten Leiden gehört wird.

Wer in Boston geboren, an der Mutterbrust gesäugt, dann aber gleich nach Frankreich emigriertemmen und dort geliebten ist, kann Amerika sein Vaterland nennen, wird sich aber durch, oder für dies Vaterland, weil er dort geboren, nicht aufgeregt finden. Die Geburt entscheidet also über das heyligste Vaterland nicht; die Geburt ist nicht die Mutter der Vaterlandsliebe. Ueber sie hinaus, und weil wir das Land, wo unsere Väter geboren wurden, darum noch weniger unser Vaterland nennen können, verliert der Begriff seine erste Erklärung: die wörtliche. Wir werden uns nach einer zweiten umsehen, und Vaterland nennen müssen, wo wir selbstständig zu seyn angefangen haben und geliebt sind; wo unser Selbstbewußtseyn anfing, wo wir in bleibenden Umgebungen und an diese gewöhnten, und nun das Land lieben, an das diese Gewohnheit uns festsetzt. Das ist es, was wir nicht verlieren wollen, und, wenn wir es verloren haben, so unendlich bedauern. Wir verlieren es zwar nicht mit dem Wechsel der Regierung, wir behalten vielmehr das meiste; aber es kommt so viel Neues hinzu, daß uns das ganze Alte in all das Neue untergegangen zu seyn scheint. Eine neue regierende Sprache, neue Verfassungen — — — das und dergleichen ist so abschreckend, daß es mir nicht einfallen kann, Erfahrungen dieser Art zu den freundlichen, zu den willkommenen, und nicht vielmehr zu den feindseligen zu zählen. Aber sind sie das länger, als die Ungewohnheit dauert? kann man sich an sie nie gewöhnen? muß man das voraussetzungsweise nicht, sofern man nicht den Beweis davon zu führen vermag, daß es uns darum schlecht geht, weil nicht von uns und in unserer Sprache regiert wird? muß uns so ein

29.ten Juli auch nur einen Augenblick auf dem Glücksweg nicht bringen?

„Was das für ein verunsicherter Gesichtsmuth ist!“
Doch nur derjenige, der uns zum geduldeten Urtheil über so einen 29.ten Juli befähigt. Sein Zuhörer sagt Karl dem Zehnten und seinen Ministern Dank, daß sie Erinnerungen an die Wälder und deren Reiter veranlaßten; er kann ihnen die Einfalt nicht vergeben, mit der sie es darauf ankommen ließen, daß sich das Volk sein Recht mit Gewalt nahm. Er meint, daß Regierungen und Regierte besondere Pflichten haben: erstere, ihre Achtung für die Rechte der Regierten keinen Augenblick zu vergessen, und das allgemeine Wohlfeyn nicht nach dem der nächsten Umgebung zu berechnen und zu beurtheilen; letztere, zu bedenken, daß der Strom in seine Ufer zurücktreten muß, wenn er die Felder besucht hat. Reichen sich beide einander die Hand nicht mit Ruhe und Vertrauen, halten die Regierungen es noch für möglich, daß ihre Willkür verleszen darf, und ungestraft verleszen kann, und die Regierten, daß es nur ihres Willens bedürfte, dem Panier der Volkeregierung dauernde Herrschaft zu sichern: so werden über kurz oder lang die ersten ihr Ende, die letztern ihr Verderben finden, und erfahren, daß es Einzelnem gelingt, reich zu werden, während Millionen an den Entschloß kommen, und bald um die Rückkehr einer Regierung bitten, unter deren Schutz sie wieder ihr Recht haben.

Es ist des Dessechaltens, daß an Revolutionen — diese von vorübergehendem Aufstehenden unterschieden — an Revolutionen, die den Charakter der Begehrtheiten annehmen, Beide, die Regierungen, wie die Regierten, Schuld sind:

erßere, daß sie es auf den Eintritt einer Zeit ankommen lassen, mit der sie nachgeben müssen; lehrere, daß sie nicht zur rechten Zeit aufhören versehen. Unser Gleichmuth kann sich nicht von der Nothwendigkeit überzeugen, daß die Un- und Einsichten, die Wünsche und Bestrebungen der Völker den Kulminations-Punkt des Freiheitsschwindels erreichen müssen, weil daraus folgen würde, daß die Menschheit erst von Grund aus umgedreht, verkehrt, eine Generation mindestens aufgerollt seyn muß, ehe sich besser läßt, daß sie gekehrt ist. Die Natur des Menschen macht die republikanische Verfassung hinreichend zur nothwendigen Bedingung seines Wohlsseyns; die patriarchalische ist es allein, von der sich das aussagen läßt. Ist nach erfolgter Vergrößerung der Gesellschaften weder die Rücksicht einer Tugend möglich, ohne die die Patriarchie nicht bestehen kann, noch die Aufsicht, die sie verlangt und durch die sie bedingt wird: so findet die Vernunft ihrer Vertretung nur in weiser Monarchie, und das so gewiß, daß sie sich hingegen fühlen darf zu dem Schluß, daß die Monarchie nicht zu seyn aufgehört hat, wenn der Aufstand gegen sie irgend einige vor dem Nichtseyn der Vernunft zu rechtfertigende Wurzeln faßt; hingegen zu der Meinung, daß der Regel nach die Regierungen häufiger an Revolutionen Schuld sind, als die Regierten, überzeugt davon, daß den Revolutionen öfter vorgebeugt werden kann, als selbst an ihre Unaufhaltsamkeit geglaubt werden muß. Unter hundert Revolutionen, von denen uns die Geschichte erzählt, wird nicht eine seyn, deren Entstehen sie uns als das Ergebniß eines Uebermuths darstellen mag.

Mit unserer ruhigen Ueberlegung glauben wir

zu wissen, daß mit dem letzten Jahrthail des abgelaufenen
Jahrhunderts das Regieren schwerer geworden, verlangen
aber doch eigentlich von den Regierern weiter nichts,
als daß sie sich für das Auffassen der gesellschaftlichen Er-
scheinungen nicht selbst unfähig machen, mit der Zeit fort-
schreiten und auf jede Gewalt verzichten möchten, außer
auf die, die das Gesetz verlangt, das Gesetz, das den Re-
gierern die unverwechelte Richtschnur ihrer Handlungswerte
bleiben kann: eine Gewalt, gegen die Sta- und Ueberruth
vergebens streben werden; und — von den Regierten,
daß sie sich doch ja in der gemessenen geistigen Bildung
nicht übernehmen, doch ja nicht glauben mögen, daß das
Patriciat herrsche, den Plebs am Fiegel festzuhalten, oder,
daß viele unter ihnen sind, die noch mehrere zu regieren
versuchen, und daß sie als Ausnahmen in der Geschichte
dastehen werden, deren Tüdt die Strafen der Ausschwei-
fung auf unzählige Seiten erkennen lassen.

Der Ex-Pole hält es nicht für unmöglich, daß die
Regierer sich aber den Geist und die Zufriedenheit der Re-
gierten nicht so leicht erkaufen lassen und trösten, vielmehr
Krautniß nehmen von der Lage aller Stände, die Wer-
tunge prüfen und würdigen, mit denen sie heilen, bestra-
fen, in Ordnung erhalten, ob sie die zuwiderstehen sind,
und — für schwach den Regenten, dem unerwartet Ge-
schick und Regimenter die Bahn verlassen, auch, was
„vor Hände das denken!“ für eine durchaus unzulässige Ent-
schuldigung, wenigstens für einen Beweis, daß die Komman-
dierenden sehr schwach, oder auffallend dumm, und so zerstück
sind, daß sie den Geist ihrer Inspektoren nicht einmal kennen.
Er verlangt von demjenigen, dem ein dergleichen Regieren

zu schwer wird, daß er sich auf alles gefaßt hält und die Regierten machen läßt, was sie wollen.

Er ist der Meinung, daß, wer Verstand hat, und ihn nicht aus irgend einer unverantwortlichen Absicht mißbraucht, einsehen muß, daß es viel besser in der Welt war, als Konstitutionen auf und nicht anders einzuführen, wie die Erinnerung an die spanische Suppe, und daß wir der Konstitutionen zur Prüfung der Regierung nicht, sondern nur der Tugend bedürfen, der Weisheit, Härte, Muth und Gutmuth die feste Stütze zu geben. Er hat nichts dagegen, wenn die Regierungen denen Regierten eine Konstitution geben, oder, was am besten ist, daß beide sich über die zu gebende verständigen; aber alles gegen den Wahn, daß die Sache damit abgemacht ist. Entweder ward eine Konstitution beliebt, unter deren Begide der Regent nichts ist: so gilt es seine Tadeln, ob er nichts Bessern, oder etwas, je mehr je besser, werden, und von seinen Mitteln der Verhörung und Beförderung Gebrauch machen will. Oder er ward nicht zum Nichts gemacht: so entscheidet sein und der Regierten Tugend doch, und, fehlt es an einer, so hilft die Konstitution nicht so viel, daß jene Kraft sich vergessen ließe, oder je gleichgültig seyn könnte.

Er findet es sehr erkläglich, wenn Karl der Dritte in Folge der Juli-Begebenisse nicht mehr zurückkam, wird aber seine eintönige Rückkehr auch erkläglich finden, und nur nicht glauben, daß sich in Frankreich eine Republik nachhaltig durchführen läßt. Wie umgibt den Franzosen auf die Länge; es geht den Franzosen, wie den Polen: es fehlt beiden, sobald die Konsultationen aufgehört haben, an Einigkeit.

Er findet in den Juli-Ereignissen zu Paris nicht einen Beweis der Stadt-Paris-Virtuosität, sondern nur aus früheren Jahren her den Weg zur Entwicklung der Volkskraft noch gehabt, erwiesen die Einfalt der Minister, in der sie jenen Weg schon barricadirt, oder abgebrochen vermeinten, und sichtbar als glücklichen Zufall, daß sich der König mit seiner Familie gleich euferte, und eben sobald ein Anderer da war, gegen den sich im Augenblick nichts einwenden ließ.

Er haßt den Aristocraten und verachtet den Despoten; Land und Volk, Alle müssen beglückt werden, Keinem irgend eine Gelegenheit, sich verdient, und sein Verdienst bekehrt zu machen, beschränkt seyn, und das Volk eher nicht hoffen oder verachten, bis irgendwo bewiesen, daß ein Stand berechneter ist.

Er findet es unbegreiflich, daß so Viele lesen, so Wenige behalten, was sie gelesen haben, es rein vergessen, selbst die eigenen Erfahrungen. Um zu behalten, was Er behalten wissen will, muß man störrisch auf der Einsicht fest stehen, auf welcher man nicht von irgend einer Leidenschaft gekittet wird, oder dumm geblieben ist. Dummheit würde es seyn, wenn irgend ein Thronbewerber oder Thronanbidler glaubte, daß er sich auf die Verständigkeit irgend eines Princips der Staaten-Politik verlassen könnte. Intervention, Nicht-Intervention & C. — entscheidet, welche ergriffen werden soll, ein fester Grundsat; oder Lage, Augenblick, Verhältniß, Egoismus? weiß die Geschichte die Staaten frei von Leidenschaften, von Nachbargierde, Eifersucht, Schadenfreude? Die Regierten aber sollen sich behalten, daß die Revolution das Rattenfeil ist, an welchem

der Eigennutz oder Schmeichelei sie gänglich, bis der erste gestürzt, die letztere erlahmt: der rothe Faden, in dem der Faden keine Wunde und Verwundenes verschlingt.

Es ist, wie man wohlnehmen kann, um den Schleiß auch eine vorzügliche Sache. Er macht uns starr dann — kläger; statt unerschlossen — erschlossen; starr weichlich — hart; statt friedend — stolz; nur — alles zur rechten Zeit!

Er läßt uns auch bei den Betrachtungen über Nord-Amerika ruhig bleiben und das Schicksal dieser Freistaaten nicht berühren. Es soll immerhin die Einführung einer monarchischen Verfassung unmöglich, und das ein Glück seyn — es können doch nun einmal Europa's Staaten dieses Glücks aus denselben Gründen nicht theilhaftig werden, aus welchen Nord-Amerika es nicht verliert. Uebrigens hat der Verfasser mit denkenden Männern gesprochen, die lange dort lebten, und ihn versicherten, daß man da eben so viel Vaster und nur weniger Länder-Einheit finde, daß es mit den gewöhnlichen Mäßigkeits-Aspirationen keinen rechten Fortgang gewinnen wolle, Wenigen von staatswegen genug geschehe, über drückende Abgaben auch geklagt werde, und viele Mängel, wenn sie sprechen könnten, schauerhafte Schwächen, Bosheiten, Lügen und Betrüge bezeugen würden.

W — gm.

Et.

Ueber den Verfall der Wissenschaften in England.

(Nat Quarterly Review No. LXXXVI.)

Während der letzten vierzehn Jahre fast ununterbrochenen Friedens, sind die Kräfte, so wie die mächtigsten der europäischen Staaten eifrig bemüht gewesen, die Künste des Friedens zu heben. Die Kälte der des Schnees in seine Schilde scheint das Zeichen einer allgemeinen Erstarrung gewesen zu seyn, welche darauf abzwachte, erschöpfte Hülfesquellen wieder anzufüllen, Vertriebsamkeit und Zivilisation zu beleben, und Genie und Talent, welche der Krieg entweder in seinem Dienste abgemattet oder durch seine Zerstörungen gelähmt hatte, zu ihren eigenthümlichen Verrichtungen zurückzuführen. Aber England hat keinen Antheil genommen an dieser Lebensbühne der Geschicklichkeit. Erheben durch seine kriegerischen Triumphe, scheint es mit Betrachtung auf die minder blendenden Thaten seiner Philosophen betäubt, und, im Verzug seines früheren Vorranges in den Künsten, mit allzu viel Vertrauen auf die Fortdauer desselben gerechnet zu haben. Verführt durch das Gold des Auslandes, geschwächt durch die Hülfslosigkeit der Freunde, haben seine Künstler den vaterländischen Dienst verlassen; seine Maschinen sind nach entfernten

Wirkten ausgeführt worden — die Erfindungen seiner Philosophen, dahin verachtet, sind ausgewandert in die Fremde — seine wissenschaftlichen Institutionen sind eintuschigt, oder wohl gar aufgehoben — die Artikel, womit es sonst andere Staaten versah, werden von diesen allmählig selbst hervergebracht, und von den besten Künsten Englands ist, eine nach der anderen, auf andere Völker übertragen worden.

Diese schädlichen Wirkungen, obwohl nicht allgemein wahrgenommen und anerkannt, regten die Aufmerksamkeit mehrer Individuen an, welche in der Ehre des Vaterlandes stark theilhaftig waren. Ihre Stimme ließ sich bald als rathgebend, bald als warnend wahrnehmen; allein es war nur die Stimme der Vernunft, und im Geruchsel der Faktionen erreichte sie weder das Cabinet, noch den Thron. Wahrheit kann jedoch nicht lange unterdrückt werden. Wiederholte Angriffe auf die Wissenschaften verursachten stärkeren Aufschrei, und die Abschaffung des längern Bureau's, des einzigen wissenschaftlichen Bureau's in England, verständigte zuletzt die mehr als betrübende Nachricht, daß das Königreich, vermöge eines Parlamentes-Beschlusses, Mangel gelistet habe auf die Bekämpfung selbst derjenigen Wissenschaften, welche mit der Größe seiner Gemacht in der engsten Verbindung stehen.

Um unsern Lesern eine angemessene Vorstellung von dem Zustande der Meinungen, unter den kompetentesten Richtern, hinsichtlich der gegenwärtigen Lage britischer Wissenschaft, zu geben, wollen wir einige Auszüge aus den Werken liefern, worin sie ihre Anschauungen dargelegt haben; beginnen aber wollen wir mit einer Stelle

auf dem Felsen Frauenhofen, das im Jahr 1837 bekannt gemacht wurde. Sie lautet also:

„Bairn hat dennoch einen seiner ausgezeichnetsten Untertanen verloren, und Jahrhunderte können vergehn, ehe München in seine Wäner wieder ein Jodidrium aufnimmt, das so hoch begehrt und so allgemein geschätzt ist. Wie groß sein Verlust aber auch seyn möge, so wird dieser zum wenigsten nicht schmerzlich durch den Gedanken, daß Frauenhofer ungrüßet und unbelohnt gelebt habe. Sein eigener Euerdn, Maximilian Joseph, war sein früherer und sein letzter Beschützer; und durch die Freigebigkeit, womit er bürgerliche Ehren und Geldbelohnungen auf Joseph Frauenhofer übertrug, hat er seinen eigenen Namen unsterblich gemacht und der bairischen Krone neuen Glanz hinzugefügt. Indem wir so der Ehren gedanken, welche ein dankbarer Euerdn dem ausgezeichneten Verbesserer des achromatischen Fernrohrs zu Theil werden ließ, ist es schwer, die Erinnerung zu unterdrücken, daß sein Vorben, gleich britischer Dankbarkeit die Eern des Erfinders dieses edlen Werkzeuges geschmückt hat. Möge England erdiken, wenn es remimmt, daß Dollond's Name genannt wird eher irgend eine Zufug von Ebre, ohne irgend eine Belohnung von Dankbarkeit. Selbst ein rühmliches Beistmal, womit es sonst so freigebig war gegen Dichter, die es harte Dangers berben lassen, ist dem Wohlthäter der Wissenschaft verweigert worden, und die Westminster-Aben hat über Hallen nicht geöffnet zum Empfang der Ueberreste eines Mannes, welcher dertinß zu den schaffsmüthigsten Köpfen dieses Jntalters gezählt werden wird, und dessen Genie

durch Selbsterkenntnis und Grämlichkeit angemessener Art gehoben wurde.⁴

Um dieselbe Zeit, wo diese Meinungen ausgesprochen wurden, war Sir Humphrey Davy mit demselben Gegenstande beschäftigt. Seine Stellung als Präsident der Königl. Acad. der Wissenschaften, und seine Bekanntschaft mit den vornehmsten Personen aus allen Erdtheilen, gaben ihm hinreichende Gelegenheit, über den Stand der Wissenschaft in England ins Klare zu kommen, während sein langer Aufenthalt in fremden Ländern ihn fähig machte, den schmerzlichen Contrast zu fühlen, der seinen Stolz verwundet und seinen Eifer anregte. Um die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Zustand der Dinge hinzulenken, begann er eine Abhandlung über den Verfall der Wissenschaft in England, die er unglücklicherweise nicht beendigt hat, weil er durch den Tod daran verhindert worden ist. Inzwischen hat man uns gesagt, daß sie in der Sprache des Gefühls und der Berechnung abgefaßt gewesen sei; und wie könnten wir hienun zweifeln nach den Aeußerungen, welche er in seinen *Consolations in Travel* über denselben Gegenstand niedergelegt hat!

„Ich habe mich oft darüber gemundert,“ sagt er, „daß Leute von Vermögen und Rang sich nicht mehr auf philosophische Forschungen legen; sie bieten einen angenehmen und beneidenswerthen Pfad zur Aufzeichnung dar, einen Pfad, welcher sich auf die Segnungen und Wohlthaten gründet, die man seinen Mitgeschöpfen erweist. Zwar ersetzen sie nicht die Quellen vorübergehender Popularität, wie sie angetroffen werden in Erfolgen vor Gerichtshöfen oder in Volks-Scenen; allein der aus ihnen ent-

springende Nutzen ist bleibend und unabhängig von Weltgeschmack und Volkseigensinn. Blicken wir zurück auf die Geschichte der fünf letzten Regierungen Englands, so finden wir Peel, Cavendish und Howard, welche diese große Nation durch ihren wissenschaftlichen Nutzen verherrlichten; allein in der gegenwärtigen Aristokratie würden wir uns vergeblich nach Philosophen umsehen. Nur sehr Wenige behandeln die Wissenschaft mit der ihr gebührenden Würde. Man bringt den Gemeinß in recht höhern Anschlag, als den Nutzen, und von 50 Personen, welche Patente für vergebliche Erfindungen erhalten, macht vielleicht kein Einziger eine wirkliche Entdeckung."

Angaben ähnlicher Art, doch noch treffender und einschreibender sind neuerlich durch Herrn Herschel bekannt geworden, dessen Rang in wissenschaftlicher Vollkommenheit in unserem Lande gegenwärtig von Keinem streitig gemacht wird.

"In England," sagt er, „blieben ganze Tausende schätzbare Entdeckungen unbeachtet; ja sie sind kaum dem Namen nach bekannt. Vergeblich würde man diese niedererschlagende Wahrheit verschleiern wollen. Wir bleiben je mehr und mehr zurück. In den mathematischen Wissenschaften haben wir längst den Jüger angetroffen, und den Wenzel als hoffnungslos aufgegeben. In der Chemie ist der Fall nicht besser. Wer konnte und etwas von Schwefel-Säure sagen? Wer und die Erse der Monarchidmase erklären? Ja, wer unter uns hat Lavoisier's Experimente mit oxygenc Säuren, oder Davy's und Berzelius Experimente mit den Urstoffen der Erdenstoffe verstanden? Wir brauchen aber hierin nicht stehen zu bleiben. Es gibt mir

wenige Wissenschaften, welche nicht Stoff zu einer ähnlichen Bemerkung geben. Die Ursachen sind zugleich einleuchtend und tief gewurzelt; doch es ist hier nicht der Ort, sie zu erläutern."

Diese Ansichten von dem Zustande der Wissenschaften in England wurden von ihren Urhebern nur gelegentlich ausgesprochen, indem der Gegenstand, den sie verhandelten, zufällig dahin führte; und da eben diese Ansichten nur in wissenschaftlichen Werken enthalten sind, welche die Regieret Englands vielleicht nicht einmal dem Namen nach kennen: so ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß sie die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und eine Erweiterung herbeiführen werden. Eine Appellation weit förmlicherer Art ist im vorigen ausgegangen von dem berühmten Newton's, und von der Feder eines Nachfolgers, Herrn Babbage, welchen mannichfaltige und tiefgeschöpfte Einsichten für ein solches Werk ganz vorzüglich befähigten. Als Mathematiker ersten Ranges, als umfassender Natur-Philosoph, und als Erfinder einer der außerordentlichsten Maschinen, welche jemals aus dem Scharfsinn eines Menschen hervorgegangen, hat er volle Gelegenheit gehabt, mit dem Stande der Künste sowohl, als der Wissenschaften in diesem Lande bekannt zu werden. Seine „Betrachtungen" *) verdienen demnach das ernsthafte Nachdenken, und sie werden, hoffen wir, einen tiefen Eindruck auf Diejenigen machen, an

*) Sein Werk führt den Titel: *Reflections on the decline of Science in England and on some of its Causes.* By Charles Babbage Esq. Lucasian Professor of Mathematics in the University of Cambridge and Member of several Academies. London 1836.

welche sie vorzugsweise gerichtet sind. Folgende Eingangs-
bemerkungen enthalten die allgemeine Meinung des Ver-
fassers über den Verfall der Wissenschaft in England.

„Es kann der Aufmerksamkeit Derer, die, vermöge
ihrer Bildung, zu einem Urtheil berechtigt sind, und den
Stand der Wissenschaft in anderen Ländern kennen zu ler-
nen Seltsamkeit gehabt haben, nicht entgangen seyn, daß
wir in England, vorzüglich hinsichtlich der schwierigern
und abstraktern Wissenschaften, tief unter anderen Natio-
nen nicht bloß stehen, sondern selbst minderen Ranges
sehn. Daß ein, durch seine mechanische und manufac-
turnde Beschäftlichkeit ausgezeichnetes Land nicht gleichgül-
tig bleiben darf gegen die Fortschritte solcher Untersuchen-
gen, welche die höchste Theilung derjenigen Kenntniß bil-
den, von deren mehr elementarischen Wahrheiten sein Reich-
thum und sein Rang abhängen, ist eine Thatsache, welche
die Aufmerksamkeit Derjenigen wohl verdient, die über die
Ursachen des Fortschritts der Nationen grübeln. Den allmäh-
ligen Verfall der mathematischen, so wie der physikalischen
Wissenschaft in ihren höchsten Regionen, von Newton bis
auf die gegenwärtige Zeit, nachzuweisen, muß einem Ge-
schichtsforscher überlassen bleiben. Dies gehört nicht zu den
Verrichtungen Derjenigen, der, nachdem er in England
lange genug in der Gelehrten-Welt gelebt hat, um die
Schwäche einiger ihrer größten Jerden zu kennen und zu
bedauern, und um das Verschwinden ihrer angeklagten Grande
zu bejahen, diese Bemerkungen niederschreibt mit der
Hoffnung, daß sie eine Erweiterung veranlassen werden, mit
der Überzeugung, daß Erweiterung der zuverlässigste Ver-
bündete der Wahrheit ist, und mit dem Vertrauen, daß

nur der volle Nachdruck der öffentlichen Meinung die Uebel ausmerzen kann, welche die Begeisterung für Wissenschaft in England erstickten, und die Thatkraft derselben lähmten.“

Diese verschiedenen Meinungen, herrührend von Männern, welche nicht verachtet haben, reichen, glauben wir, hin, um die Thatfache festzustellen, daß Künste und Wissenschaften sich seit geraumer Zeit im Verfall befinden. Nur den Wissenschaften obliegend und keiner politischen Partei angehörig, haben die von uns angeführten Männer schwerlich mit einer untheillichen Mordanschuldigung geschwiegen; und da sie achtbarestellungen in der Gesellschaft durchsetzen, so können sie noch weit weniger von einem selbstlichen Beweggrund gekachelt worden seyn. Sie greifen keinen besondern Theil der Verwaltung an; sie verunglimpfen kein Individuum; sie suchen keinen persönlichen Vortheil; sie reden die Sprache des freiesten Bedauerns; sie appelliren nur an dasjenige Tribunal (vorausgesetzt, daß es ein solches giebt), das für die Wohlfahrt und den Ruhm ihres Vaterlandes entscheidet.

Indem wir nun die Thatfache als hieltänglich festgesetzt betrachten, wollen wir damit fortfahren, daß wir eine Uebersicht von dem Schutze geben, den Europa's Gewerbe in milder erleuchteten Zeiten, d. h. in Zeiten, wo die geistliche Anwendung in einer milder innigen Verbindung mit dem Reichthum und dem Fortschritt der Künste stand, der Wissenschaft angedeihen ließen. Hierauf soll ein Uebersicht von dem Stande der Wissenschaften auf dem jetzigen Europa's folgen, und schließen werden wir mit einem Ueberblick ihrer Lage auf diesen Inseln, der Ursachen, die ihren Verfall herbeigeführt haben, und der Mittel, welche

zu ihrer Bekleidung und Ausbreitung angewendet werden kann.

In welcher Periode der Geschichte wir auch unsere Untersuchungen anstellen mögen: in einer jeden ist es schwer, ein hinreichend bewährtes Beispiel aufzufinden, nach welchem Kenntniß und Wissenschaft verfolgt oder vernachlässigt wurden von den Oberhäuptern geistlicher Nationen. Die Verehrung des Weisen und des Helden sind zu allen Zeiten ungetrenntlich gewesen; und in allen, nicht ganz barbarischen Ländern, und in allen nicht ganz verfallenen Zeitaltern, haben die Könige denen, die ihr Land mit Tapferkeit verteidigten, und denen, die dasselbe mit ihrer Weisheit erkaufeten, dieselben Ehren zuerkannt. Die Regierungen der Perser, Alexander's des Großen, der Tartaren-Hürsten Ilugh Belg waren ganz vorzüglich ausgezeichnet durch diese edle Beschüpfung der Gelehrsamkeit. Nicht genug, daß diese Hürsten das Gedeihen ihrer eigenen Nation beschränkten, indem sie zu ihrer Hilfe auch die Philosophen fremder Länder ein; sie nahmen sogar thätigen Antheil an ihrem wissenschaftlichen Untersuchungen, und beehrten dieselben mit ihrem Vertrauen und ihrer Freundschaft. Es war kaum zu erwarten, daß dies goldene Zeitalter eine lange Dauer erhalten würde; allein, wenn auch die Tage der glücklichsten Welt dem Schutze der Gelehrsamkeit ungünstig wurde, so hatte sich der menschliche Geist doch kaum von seinem Falle erholt, als auch schon die Hürsten Europa's in der Beschüpfung der Künste ihrem Nachen suchten.

Galilei's Geschichte gewährt ein schlagendes Beispiel von der Vernachlässigung des Gelehrten von Toscana, und

den dem Einfluß, den dieselbe auf die Entdeckungen dieses berühmten Astronomen hatte. Er hatte zu Padua die Stelle eines Professors der Mathematik mit einem Gehalt von 320 Fl. bekleidet; da dieses aber nicht ausgereicht hatte für den Unterhalt seiner Familie, so hatte er sich geachtet gesehen, Privat-Unterricht zu geben und Zöglinge in sein Haus zu nehmen. Cosmo, welcher seinem Vater als Erbsitzergog gefolgt war, ließ Galilei'n im Jahr 1607 den Vorschlag machen, daß er in seine ursprüngliche Lage zu Pisa zurückkehren möchte; und in Bezugung auf diesen Vorschlag erwiederte Galilei, wie folgt:

„Mein öffentliches Amt nimmt mich jährlich sechzig und eine halbe Stunde in Anspruch, und selbst dies nicht mit so großer Strenge, daß ich in dringenden Fällen nicht Abweilen finden sollte, einige Vakanz-Tage zu gewinnen; der Ueberrest meiner Zeit steht ganz zu meiner Verfügung. Da jedoch mein Privat-Unterricht und meine häuslichen Zöglinge ein großes Hinderniß und eine starke Unterbrechung für meine Studien sind, so wünschte ich allerdings von dem ersten ganz und von den letztern in einem hohen Maße befreit zu werden. Will ich also in mein Vaterland zurückkehren, so wünschte ich, daß Sr. Hoheit, der Erbsitzergog es ihre erste Angelegenheit seyn lasse, mir die Waage zu verschaffen, die mich in den Stand setzen würde, meine Werke zu vollenden, ohne daß ich nöthig hätte, mich noch länger mit Privat-Unterricht zu befassen.“

Cosmo nahm diesen Antrag mit Freuden an. Mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Fl. wurde Galilei als

Ehren-Professor der Mathematik in Pisa angestellt. Auch gezeichnet durch den Titel Philosoph, und vornehmster Mathematiker Sr. Hoheit, war er verbunden von allen Verbindungen, doch nicht von der Verbindlichkeit, bei außerordentlichen Veranlassungen überausen Fürsten und anderen vornehmen Ansehenden Vorlesungen zu halten. Wie er sich selbst darüber ausdrückt, war er, auf diese Weise, von jeder Amtspflicht entbunden, und durch die vollkommenste Ruhe befähigt, seine Verhandlungen über Mechanik, über die Zusammensetzung des Univerfals und über natürliche und gewaltsame Ortsbewegung zu vollenden. Doch die Großmuth Cosmo's ließ es hierbei nicht bewenden. Besonders leistete er, mehrere Monate lang, Galilei's Beistand, als dieser die Jupiters-Trabanten zu Pisa beobachtete; und als er von ihm schied, machte er ihm ein Geschenk von nicht als 1000 Fl. Im Frühling des Jahres 1624 begab sich Galilei nach Rom, um dem Papst Urban zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Hierdurch geschmeichelt, bewilligte Sr. Heiligkeit dem Astronomen eine Pension zur Erziehung seines Sohnes Michel Migno. In den nächsten Ausdrücken empfahl er ihn zugleich dem Großherzog Ferdinand, der jetzt seinem Vater gefolgt war; und wenige Jahre darauf belohnte er Galilei's Entdeckung mit einer Pension von 100 Kronen. Ferdinand stand nicht an, die Freigebigkeit seines Vaters über die Wissenschaft ausdehnen. Er selbst legte sich auf das Studium der Optik, und in einem Schreiben an seinen Freund Riccio berichtet uns Galilei, „daß Ferdinand sich damit beschäftigt habe, Objectiv-Gläser zu schleifen, von welchen er stets eins bei sich trug, um daran zu arbeiten,

wofin er sich auch begeben möchte.¹¹ Verhet mit so ausgezeichneten Manuskripten, sah Galilei sich in den Stand gesetzt, jene großen Untersuchungen zu beendigen, die er mit so viel Erfolg begonnen hatte. Alle physischen Wissenschaften empfanden die Großmacht, deren Gegenstand der italienische Philosoph war; und in jedem nachfolgenden Zeitalter werden die Großherzoge Cosimo und Ferdinand Mit-Erben des Ruhms bleiben, welchen Galilei für sich und sein Vaterland erwarbte.

Während die abstrakten Wissenschaften auf diese Weise in Italien gepflegt wurden, erhielt Tycho de Brahe die fürstlichste Bewehrung von Friedrich dem Zweiten, König von Dänemark. Außer einer Pension von 1000 Rhenen jährlich, wendete der König ihm das Kanonikat von Roskilde mit einem jährlichen Einkommen von 2000 Rhenen zu, und überließ ihm die Insel Hven, wo er, mit einem Aufwande von 20,000 Pf. St., das berühmte Observatorium Uraniborg baute. In diesem Tempel der Astronomie verfolgte Tycho de Brahe seine Untersuchungen länger als zwanzig Jahre. Fürsten und Philosophen bewarben sich um seine Bekanntschaft, und unter den ausländischen Gästen befand sich Ulrich, Herzog von Mecklenburg, begleitet von seiner Tochter, der Königin von Dänemark, Wilhelm, Prinz von Hessen, und Jakob der Erste von England. Der letzte Monarch verlebte acht Tage unter Tycho de Brahe's Dache, und besah ihn bei seiner Arbeit nicht bloß mit einem bedeutenden Geschenk, sondern richtete auch Werke an ihn und gab ihm seine königliche Erlaubniß, in England drucken zu lassen was er schreiben würde. Der Tod Friedrichs des Zweiten, im Jahre 1588, war ein

harter Schlag für die Glücksumstände Lupo de Besche's. Angefaßt von der Bosheit seiner Feinde, entzog ihm der herrschigte Balchenhof, Christiant des Vierten Minister, seine Pension und sein Razonikal, und zwang ihn zu einer Auswanderung mit Weib und Kind. Doch sobald Kaiser Rudolph der Zweite dies erfahren hatte, lud er ihn ein zu einer Niederlassung in seinem Reichthum, und gab ihm das Schloß Smach, in der Nähe von Prag, mit einer jährlichen Pension von 3000 Fl.

Dieselbe Gesandtschaft erfährt der berühmte Kepler von Rudolph dem Zweiten, der ihn, nach Lupo de Besche's Hinterrück, zu dessen Nachfolger, als vornehmsten Mathematiker des Kaisers, mit einer nicht unbedeutenden Pension ernannte. Unglücklicherweise für die Wissenschaft wurde dies sehr unregelmäßig gezahlt, wodurch Kepler sich genöthigt sah, seinen Lebensunterhalt durch Rativokals-Zellen zu verdienen, und sich folglich die Leichtsinnigkeit seiner Zeitgenossen einträglich zu machen.

In der Geschichte des Philosophen Descartes stehen wir auf noch weit schmerzlichere Weise von Reichthum, Güte und Munizenz. In einer früheren Periode seines Lebens lud Herz Charles Cavendish, Bruder des Herzogs von Newcastle, Descartes und dessen Freund Wyborghus zu einer Niederlassung in England ein, und Karl der Erste erbot sich, für diese beide Mathematiker reichlich zu sorgen. Doch dies, für den Schwede Großbritanniens so ehrenvolle Abkommen, wurde durch den Ausbruch der bürgerlichen Kriege vereitelt. Auf den Rath des Cardinals Richelieu lud Ludwig der Dreizehnte Descartes nach Paris ein; doch, ungeachtet der ihm geschenkten großen Alacrie,

tungen, konnte man ihn nicht bewegen, seinen stillen Aufenthalt in Spitzbergen aufzugeben. Schaaren von Tensindern strömten von allen Seiten zu ihm hin, und unter diesen befand sich auch die Pfalzgräfin Elisabeth, welche sich persönlich zu seiner Schülerin machte. Als er im Jahre 1647 nach Frankreich zurückkehrte, gewährte ihm der König eine Pension von 3000 Kronen, nicht bloß aus Achtung für seine Talente, und wegen der großen Wohlthaten, welche seine Entdeckungen dem menschlichen Geschlechte zu Wege gebracht hatten, sondern auch, um ihn in den Stand zu setzen, die von ihm angefertigten Zeichnungen zu vollenden.

Kaum war er nach Holland zurückgekommen, so erhielt er von der schwedischen Königin Christina eine Einladung nach Stockholm, um sie einzuteilen in die Prinzipie seiner Philosophie. Im Oktober des Jahres 1649 langte er in dieser Hauptstadt an, wo er empfangen wurde mit voller Achtung und Ehre, die sich von einer Schwärme so großer Einsicht erwarten ließ. Sie fand jeden Morgen um 3 Uhr auf, um seinen Unterricht zu empfangen; und so ängstlich dachte sie darauf, ihn an ihr Königreich zu fesseln, daß sie ihm eine jährliche Pension von 3000 Kronen und den bleibenden Besitz des Eigenthums, aus welchem diese bestanden, anbot; ja, damit das strenge Klima seiner vollen Gesundheit nicht schaden möchte, erhielt er die Erlaubniß zu wählen zwischen einem Aufenthalt im Erzbischoflichen Seminar und in Schwedisch-Pommern. Eine Krankheit des französischen Gesandten verhinderte allein den Abschluß dieses Abkommens; kaum aber war dieser wieder hergestellt, als Deland an den Folgen einer

Erdklinge starb. Die königliche Schillerin war untröstlich über den Verlust eines so ausgezeichneten Lehrers; sie schlug dem französischen Botsandten vor, daß Defontes auf öffentliche Kosten beerdigt, und daß seine Gebeine mitten unter den Grabstätten schwedischer Könige ihre Endruhe finden sollten. Außerdem wollte sie ein prächtiges Mausoleum ihm zu Ehren errichten. Eine einfachere Bestattung und ein demüthigteres Grab wurden für angemessener befunden. Er wurde also auf einem katholischen Kirchhof beerdigt, und etwa sieben Jahr später führte der General-Schoenmeister die Leiche nach Paris, wo sie mit großem Pomp in der Kirche der heil. Genovefa beigesetzt wurde.

Unter den übrigen Philosophen, welche eine Perle des sechzehnten Jahrhunderts waren, giebt es schwerlich einen einzigen, der nicht die wesentlichsten Bezeichnungen für seine wissenschaftlichen Arbeiten erhalten hätte. Newton wurde von Charles Montague, in der Folge Graf von Halifax, erst zum Advokaten und dann zum Kanzler berufen; und in der nachfolgenden Regierung der Königin Anna wurde die damals noch nicht herabgewürdigte Ehre der Ritterschaft (Knighthood) auf ihn übertragen. Olaus Römer, der Entdecker der Barytflanzung des Lichts, wurde zu einem Rath in der Kanzlei Dänemarks ernannt. Hugenst sah sich von Colbert nach Frankreich berufen, und verweilte, bei einem ansehnlichen Jahresgehalt, in Paris, bis die Zurücknahme des Edikts von Nantes ihn nach seinem Geburtsort zurücktrieb. Auch Huyghens, Konsul der Republik Dordrecht, erhielt für seine astronomischen Entdeckungen eine Pension von Ludwig dem Vierzehnten, ohne daß er deshalb genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen.

Leibniz, dieser große Nebenbuhler Newtons, wurde durch ganz Deutschland gesucht. Sehr früh als einer von den Vätern seines Jahrhunderts befaßt, erhielt er die Erlaubniß, so lange in Paris zu verweilen, bis er seine arithmetische Maschine vollendet haben würde. Im Jahre 1711 wurde er zum Hofrath des deutschen Kaisers ernannt, der ihm ein Gehalt von 2000 Fl. gab, und ihm das Doppelte versprach, wenn er sich in Wien niederlassen wollte. Der Kaiser von Rußland erwähnte ihn gleichfalls zu seinem geheimen Rathe, mit einer Pension von 1000 Dukaten; und die Lage eines Schließers des Vatican wurde ihm von dem Cardinal Reginata angetragen. Georg der Erste lud Leibniz, gleich nach seiner Thronbesteigung, nach England ein, wo er mit der größten Auszeichnung empfangen wurde. Diese eintäglichen Gehalte setzten ihn in den Stand, ein Vermögen von 60,000 Kronen zu hinterlassen, welche, nach seinem Tode, in Bunteln, von allen Münzsteinen, gefunden wurden.

Die berühmte Familie der Bernoulli, welche am den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts blühte, wurde durch eintägliche Professuren belehrt, die sie befähigten, ihre Bemühungen fortzusetzen mit der vollen Energie, welche die Unabhängigkeit gewährt. Als Leihniß dem Könige von Preußen (Friedrich dem Ersten) den von Johann Bernoulli entdeckten Barometer überreichte, beschenkte jener Fürst den Philosophen mit einer 40 Dukaten schweren Medaille. Sein Sohn Daniel wurde von dem russischen Hofe in die Akademie von St. Petersburg berufen, wo er eine anständige Pension genoß. Als der Wunsch, seinen Schwiegersohn wieder zu sehen, ihn bestimmt

hätte, Maßland auf immer zu verlassen, vernachlässigte der kaiserliche Hof sein Gehalt; und eben dieser Hof schenkte ihm später die Hälfte seines Einkommens mit der Erlaubniß, in sein Geburtsland zurückzukehren.

Der berühmte Euler — ein Name, kaum geheiliger als der Name Newton, und in welchem Scharfsinn und Weisheit gleich sehr hervorglänzte — genoß die Freundschaft und die Liberalität der Könige auf eine besondere Weise. Auf die Einladung der Brüder Daniel und Nicholas Bernoulli ging er nach Petersburg, wo er von der Regierung als Professor der Natur-Philosophie und der Mathematik mit einem angemessenen Gehalte angestellt wurde. Friedrich der Große, in der Folge Friedrich der Einzige genannt, lud ihn im Jahr 1741 nach Berlin ein; und kaum war er in dieser Hauptstadt angelangt, als er von dem Könige ein Bewillkommungs-Schreiben erhielt, das aus dem Lager bei Michendorf datirt war. Die Königin-Mutter besuchte ihn mit ihrer besondern Freundschaft, und hatte von seiner Unterhaltung den höchsten Genuß. Später ergab sich eine Veranlassung, welche recht auffallend zeigte, welcher Art die Gefühle der Menschen für Männer von Genie in diesen Zeiten waren. Als das russische Heer unter General Totleben im Jahr 1760 in die Mark Brandenburg eindrang, wurde der Kantsig, der Euler in der Nähe von Charlottenburg besaß, geplündert und zerstört; sobald jedoch der russische General von diesem Unfall unterrichtet war, schickte er eine beträchtliche Summe zur Entschädigung, und dieser fügte die Kaiserin Elisabeth noch ein Geschenk von 4000 Rl. hinzu. Während Euler's Aufenthalt in Preußen hatte die russische

Regierung, die ihm früher gestandene Pension fortgesetzt; und diese geschnürte Bekleidung, verbunden mit der Munifizenz der Kaiserin und ihres Generals, bestimmten ihn, die Einladung der Kaiserin Katharina nach Petersburg anzunehmen.

Als nun der König von Preussen eingewilligt hatte, lud der Herzog Czartorpeh Euler'n im Namen des Königs von Polen ein, seinen Weg über Warschau zu nehmen, wo er, ausgezeichnet auf jede nur erdenkliche Weise, zehn Tage mit Stanislaus Poniatowski verlebte, der ihn in der Folge mit seinem Briefwechsel besetzte. Als Euler alt und blind wurde, blieb er noch immer Gegenstand königlicher Aufmerksamkeit. Der Thronerbe Joseph brachte, während seines Aufenthalts in Petersburg, mehrere Stunden an dem Eingebetteten des berühmten Philosophen zu; und während dieses langen Besuchs, saß auf seinem Schooße ein Enkel Eulers, welcher sehr frühe eine entschiedene Anlage für die Mathematik hatte blühen lassen.

Der Zeitgenosse und Nebenbuhler Euler's, der berühmte Lagrange, wurde durch noch höhere Würden ausgezeichnet. Als Euler Berlin verließ, wurde Lagrange von dem Könige Friedrich dem Zweiten aufgerufen, sein Nachfolger zu werden, mit einem Gehalte von 1500 preussischen Thalern, und mit dem Titel eines Direktors der Academie der physisch-mathematischen Wissenschaften. Nach dem Tode Friedrichs des Zweiten hörten die Philosophen auf, den hohen Rang einzunehmen, den er ihnen angeteilt hatte, und Lagrange empfand das Verlangen in sein Geburtsland zurückzukehren. Kaum nun war

sein Wunsch bekannt geworden, als die Censur die sich um die Erwerbung eines so schätzbaren Gelehrten stritten. Der König von Sardinien lud ihn dringend ein, in sein Schutzland zurück zu kehren. Der Prinz Carlot de Savoie bot ihm von Seiten des Königs von Neapel die freundlichstesten Bedingungen an; doch die Liberalität Ludwigs des Sechzehnten, durch seinen Minister, Herrn von Bernis, ausgesprochen, sicherte ihn für die französische Academie. Im Jahre 1787 kam er in Paris an, und seine Lage als ausländisches Mitglied wurde in die eines vornehmen Gehaltsbezieher's verwandelt. Die Königin von Frankreich behandelte ihn mit der äußersten Achtung, und erhielt für ihn Zimmer im Louvre. Selbst unter den Stürmen der Revolution wurden seine Person und seine Talente geachtet; und obwohl er, eine Zeit lang, das Schicksal einiger seiner berühmten Kollegen fürchtete zu haben scheint, so ließ er sich doch durch seine Gattin bewegen, besser Zeiten abzuwarten. Diese kamen; und der außerordentliche Mann, welcher Frankreichs Schicksal bestimmte, ließ es nicht an sich fehlen, als es darauf ankam, den ausgezeichnetsten Kopf in Frankreich zu ehren. Lagrange wurde von Bonaparte zum Senator, zum Grafen des Reichs, zum Groß-Beamten der Ehren-Legion, zum Vicesirey des kaiserlichen Ordens der Krone ernannt; und als er unter der Last der Jahre und der Ehrenbeweihe ins Grab sank, da wurden seine Ueberreste beigesetzt in dem Mausoleum, an welches Frankreich die merkwürdige Inschrift gesetzt hat: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“

Nach Lagrange's Eintritt nahm Laplace den obersten Rang unter den großen Philosophen Europa's ein. Aus der niedrigen Stellung eines Professors der Mathematik an der Militär-Schule zu Paris wurde er, in Kraft seines Talents, zum Präsidenten des Erhaltungsraths erhoben, und nach einander zum Grafen und zum Marquis ernannt. Napoleon, den er seine beiden großen Werke widmete, behandelte ihn unausgesetzt mit der höchsten Achtung, und von Ludwig dem Achtzehnten und von Karl dem Zehnten erhielt er jeden Beweis von Berücksichtigung und Zuneigung.

Sehr viel von Frankreich nach Italien über, so floßen wie auf neue Ehrenbeise, welche wissenschaftlich gebildeten Männern zu Theil wurden. Volta von Como, der berühmte Erfinder der voltaischen Säule, wurde 1801 nach Paris eingeladen, wo er in Gegenwart des Ersten Königs seine Experimente vor dem Institut wiederholte. Bonaparte schenkte ihm den Orden der Ehren-Legion und der eisernen Krone, und schließlich wurde er zum Grafen und zum Senator des Königreichs Italien ernannt. Bei der Bildung des italienischen Instituts wurde eine Zusammenkunft, in welcher Bonaparte den Vorsitz führte, für die Ernennung der vornehmsten Mitglieder gehalten. Als nun die Rede davon war, ob man eine Liste der Mitglieder in alphabetischer Ordnung ansetzen sollte, oder nicht, schrieb Bonaparte den Namen Volta's auf einen Bogen Papier, und gab diesen dem Sekreter mit den Worten: „Thut nun was euch gefällt, nur daß dieser Name obenan stehe.“ Beim Eintritt dieses ausgezeichneten Philosophen, im Jahre 1827, ließen seine Nachfolger

eine Denksäule schlagen und errichteten seinem Andenken ein Monument; und eine Vertiefung in der Fagade der öffentlichen Schule von Genua, welche zwischen den Schülern des Plinius und des Cicero für ihn leer geblieben war, ist, glauben wir, neuerlich mit der Hülfe Voltaire's ausgefüllt worden, der, wie jetzt, in Genua geboren war.

Dies ist ein magerer Abriß von den Ehrenbeissen, welche Päpsten jenen berühmten Männern haben zu Theil werden lassen, durch deren rastlose Bemühungen der Tempel moderner Wissenschaft aufgeführt worden ist. In dieser Aufzählung nimmt England einen sehr untergeordneten Platz ein. Seine Freigebigkeit gegen Newton ist das einzige schlagende Beispiel, das wir haben anführen können; denn es ist das einzige, wozu die Ehre eines Titels mit einer angemessenen Geldbeilehnung verbunden war. Zwar ist Sir W. Herschel zu einem händewaschen Ritter, und Sir Humphry Davy zu einem Baronet ernannt worden; allein die Emolumente, welche diese ausgezeichneten Männer genossen, und die Stellung, welche sie in der Gesellschaft einnahmen, rührten weder von dem Kaiserthum, noch von der Nation her. Kein Denkmal ist ihrem Gedächtniß errichtet worden, und von ihrer Nachsichtung ist nichts auf ihre Nachkommen übergegangen. Auch sind sie nicht die einzigen Beispiele nationaler Undankbarkeit. Wallaston's erfindendisches Genie und Young's Talent und Darstellungsvermögen sind, gleich Retzius, an unsrer Nation übergegangen. Kein Ehrentitel hat ihre Namen verherrlicht, und kein Tribut der Zuneigung und Liebe ist an ihrem Grabe laut geworden. Er, der an den schwachen

Arm des Menschen die Macht gigantischer Thatkraft band,
und sein Geschlecht über die Schwerkraft der Materie sie-
gen, und der Wuth der Elemente widerstehen lehrte; er,
der die Hülfquellen des Staats vervielfältigte, und in den
Schatz den Ueppel seines Reichthums leitete — der un-
sterbliche Watt war nie von seinem Euboden gekannt,
nie von den Ministern desselben geachtet, nie den Helden und
den Weisen seines Vaterlandes zur Seite gestellt — nicht
einmal im Grabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verbesserung
im ersten Hefte dieses Jahrgangs.

Seite 86 Zeile 7 von oben lies, statt *Verhütung*, *Enttöbung*.

THE
LIBRARY
OF THE
MUSEUM OF
COMPARATIVE ZOOLOGY
AT HARVARD UNIVERSITY
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS
U.S.A.

RECEIVED
JAN 10 1961
FROM THE
MUSEUM OF COMPARATIVE ZOOLOGY
AT HARVARD UNIVERSITY
CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS
U.S.A.

U n t e r s u c h u n g e n

ü b e r

die allmähliche Entwicklung des preussischen
Staats.

(F o r t s e t z u n g)

Viertes Kapitel.

Die acht letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten; sein Eintritt und Charakter.

Der Feldzug, durch welchen die Schweden aus dem Herzogthum Preussen vertrieben wurden, war der letzte, an welchem der große Kurfürst persönlichen Antheil nahm. Krieger, im eigentlichen Sinne des Wortes, war dieser ausgezeichnete Fürst in keiner Periode seines Lebens. Was er in dieser Eigenschaft leistete, rühete von der Ueberszeugung her, daß die Zeit gekommen sei, wo man sich zum Hutmacher machen müsse, wenn man nicht als Landvater verachtet werden wollte, d. h. wo sein Staat, der nicht ein vorzügliches Heer unterhalte, eine Rolle spielen werde. Auf den Schlachtfeldern bei Warschau und Gschewilin, so wie bei manchen andern Gelegenheiten, hatte er gezeigt, daß

es ihm nicht an Heldennuth fehlte; sein Ruf hatte sich über die ganze europäische Welt verbreitet. Hiermit zufrieden, glaubte er in einem Alter von sechsßg Jahren die Ruhe verdient zu haben, nach welcher man sich inständig sehnt, wenn man seinen Beruf nicht im Verstand, sondern im Schaffen findet, wie dies bei ihm so sehr der Fall war. Dazu kam unstreitig, daß der schlechte Erfolg seiner kriegerischen Unternehmungen seit dem Jahre 1675, wo er die Schweden bei Fehrbellin geschlagen hatte, ihn mit Unmuth erfüllte. Die lebende Idee seiner Politik war offenbar keine andere, als daß Brandenburg im nordöstlichen Deutschland keine große Macht besitzen lassen sollte, wenn es fortanern und seine Bestimmung mit irgend einer Sicherheit erfüllen wollte. Durch den Eigensinn Ludwigs des Vierzehnten an der Verwirklichung dieser Idee verhindert, war er, wie wir glauben, nur allzu sehr berechtigt, bei der Unterzeichnung des Friedens von St. Germain auszurufen: „Wäge einst einer meiner Nachkommen mein Nachsehn!“

Den Ueberrest seiner Tage im Frieden zu verleben, war Friedrich Wilhelm vorherrschender Wunsch. Doch, wie viel fehlte daran, daß in der von Ludwig dem Vierzehnten ausgegangenen Bewegung dieser Wunsch hätte erfüllt werden können! Die drei letzten Friedensschlüsse hatten dem französischen Reiche eine beträchtliche Anzahl von Städten und Distrikten überlassen, ohne die letztern genau zu bestimmen, noch ihr Schicksal festzusetzen. Hierin nun lag für Ludwig dem Vierzehnten die Verführung, sich eine richterliche Oberhoheit anzumessen. Zwar fühlte er, daß ein Recht, welches nicht aus freier Zuständnisseu herbor-

gehe, einen sehr geringen Werth hat; da er jedoch Ursache hatte zu glauben, daß das, was er beabsichtigte, nie den Verfall, weder der Theiligten, noch den der europäischen Mächte erhalten würde, so versiel er, um wenigstens den Schein des Rechtes zu retten, auf das französische Mittel, seine Angelegenheit den Reichsgelehrten anzuvertrauen. Er errichtete demnach jene berücktigten Revisions-Kammern, welche ihrer Weisheit zu Recht, Verstand, Besonnen und Dornst aufschlugen, um mit größter Gemüthsruhe auszumitteln, welche Städte und benachbarte Länder ehemals zu Frankreich gehört hätten, und folglich aufs Neue zu diesem Reiche geschlagen werden müßten. Einem Könige, der alles auf sich bezog, sich selbst aber auf nichts beziehen wollte, konnte es nicht als Unrecht eintreten, daß er in seiner eigenen Sache Partei und Richter zugleich war; den von ihm niedergesetzten Kammern aber konnte es nicht schwer werden, das französische Gebiet nach Ortsansicht zu erweitern, wenn sie die, in früheren Jahrhunderten durch Unordnungen aller Art herbeigeführten Zustände für Unrechtszustände nahmen, ohne dabei etwas Anderes ins Auge zu fassen, als Frankreichs Größe. Diese im Gelde des französischen Monarchen stehenden Richter entschieden sich also ihres Auftrags nur allzu gewissenhaft. Dem Kurfürsten von der Pfalz wurden Germersheim und mehrere andere Städte, dem Bischof von Speier Lauterbach, dem Könige von Schweden Zweibrücken abgesprochen, und mit denselben Rechte schlugen diese Sentenzen-Schmiede die Grafschaften Waldeck, Homburg, Dieph und das Fürstenthum Wimpelgard zu Frankreich. Vorgerath protestirte der deutsche Kaiser gegen ein so ungerechtes Verfahren, das allen

Besitzstand geschwächt und unsicher machte; durch Unruhen in Ungarn war also sehr beschäftigt, hatte er es nicht in seiner Gewalt seinen Prestationen Nachdruck zu geben. Den 30. Septbr. 1680 besetzte selbst Strassburg dem französischen Kriegsminister seine Thore, und an demselben Tage rückte der Marschall Boufflers in Casal an, das Karl der Vierte, Herzog von Mantua, für 1,200,000 Lieres an Frankreich verkauft hatte, damit es in Italien einen festen Punkt für seine Angriffe auf Spanien haben möchte. Auch das Herzogthum Burgund sollte, auf den Auspruch der Vereinigungskammern dem französischen Königreiche einverleibt werden, als die Nachricht von den furchtbaren Ausfällungen der Türken gegen Oesterreich diese Maßregel hintertrieb, indem Ludwig der Vierte sich das Ansehen gab, als wollte er den Kaiser nicht an einer tapferen Vertheidigung der Unglücklichen verhindern. Nie war die politische Hausföld weiter getrieben worden; denn, daß die Türken in Ungarn einfielen und nicht lange darauf Wien belagerten, war Ludwig des Vierten Werk, der seine Vergeltungsentwürfe unter dem Schutze der hohen Pforten am sichersten durchzuführen glaubte.

Wendet man sich in die Tage Friedrich Wilhelm's, so muß man sogleich gesehen, daß die Aufgabe, die er als Reichsfürst unter diesen Umständen zu lösen hatte, eine der schwierigsten war, welche sich darbieten können. Die deutschen Fürsten scheuten aber Eingriffe in längst verjährte Rechte, und zu Regensburg wurde die Frage über Krieg und Frieden mit der vollen Festigkeit verhandelt, welche das Gefühl politischer Schwäche mit sich bringt. Hiervon der Kaiser Leopold das Mindeste von einem Herrscher in

sich getragen: so würde der Zeitpunkt da gewesen seyn, wo sich Deutschlands Kräfte nicht ohne Erfolg mit denen des französischen Königs hätten messen können. Doch nicht genug, daß Leopold ein schwacher Fürst war, der nicht einmal den Rath hatte, sein eigenes Reichgebiet zu vertheidigen, war sein Verhältniß zu den Reichsfürsten durch den Einfall der Türken so gut als aufgehoben. Dies erzwingend, redete Friedrich Wilhelm auf dem Reichstage zu Regensburg eine Sprache, die mehr dem Weisen als dem Helden angehörte. Er rief zum Frieden, weil er die Uebereyegung ahnete, daß, um Ludwig den Vierzehnten noch mehr zu verheerlichen, kein Mittel wirksamer seyn würde, als ein Krieg, geführt mit zusammengekauften Truppen und von Generalen, die in der Kriegskunst so weit hinter den französischen zurückstanden. Er, der so viel Ursache hatte sich über den König der Franzosen zu beklagen, erdachte seine Privat-Gefühle den Anfechtungen unter, die er von Deutschlands Gefammtheit empfing. Die Fürsten Deutschlands folgten der Stimme des edlen Kurfürsten. Ein Waffenstillstand, auf zwanzig Jahre abgeschlossen, sicherte den Feinden des Reichs, der freilich nur dadurch erkaufte werden konnte, daß man Ludwig den Vierzehnten im Besiz alles dessen ließ, was er sich bis zum 1. August 1681 angeeignet hatte. Mit ungleicher Kraft sah sich, das Reich und Andere zu vertheidigen, wie es der große Kurfürst bisher gethan hatte, verrath unsterblich Selbste; doch, voll Selbstüberwindung mit dem Feinde Frieden schließen, um die Belädigter (in dem vorliegenden Falle, den Kaiser und die Reichsfürsten, die ihn im Jahre 1679 preisgegeben hatten) zu retten, kündigt eine Deklaration an, welche alle

ungewöhnlich ist, als daß eine angemessene Benennung in Beziehung auf sie leicht zu finden wäre. Falschlich der Vierzehnte selbst empfand das Hochwichtige in dem Betragen Friedrich Wilhelms so sehr, daß er sich um seine Freundschaft bewach. Beide Fürsten schlossen ein Bündniß mit einander, und bewiesen sich ihre Achtung durch Worte, Geschenke und Gefälligkeiten aller Art. Berlin war schon in diesen Zeiten berühmt durch seine Wagenbauer. Friedrich Wilhelm machte dem Könige von Frankreich ein Geschenk mit Pferden und Bernstein aus Preußen, und mit Wagen, die in Berlin gebaut waren; und die französische Sprache betrauet bis auf den heutigen Tag das Andenken an die Verbindung beider Fürsten in der Benennung „Berliner“ zur Bezeichnung bedachter Wagen, deren Form sich gleich geblieben ist. Das Begabungsstück des französischen Königs waren kostbare Gebelins . . .

Inzwischen hatte sich die Gestalt der Dinge auch im Süd-Osten geändert. Wien, seit dem 14. Juli 1683 von den Türken belagert, wurde den 21. Sept. desselben Jahres durch den polnischen König Johann Sobieski erlöst, welcher, unter dem Beistande von 2000 Mann brandenburgischer Truppen, die Türken schlug, und den nach Wien geflüchten Kaiser Leopold in seine Hauptstadt zurückführte. Der Krieg mit den Ungern dauerte indeß fort; und wenn Friedrich Wilhelm dem Kaiser in demselben mit 8000 Mann unter dem General Hans Adam von Schöning unterstützte, so griff es, um eine gerechte Sache durchzusetzen, welche kein Gegenstand legend eines Streites hätte werden sollen. Hiermit verhält es sich, wie folgt. Im Jahr 1537 hatte Kurfürst Joachim der Zweite eine Erb-

Vertheilung mit dem Herzog von Siegnitz, Krieg und Wolau geschlossen, nach welcher das überlebende Hand des Erbes des ausgestorbenen werden sollte. Erbverleumdungen waren den Reichsgesetzen auf keine Weise entgegen; und sofern es für sie einer kaiserlichen Bestätigung bedurfte, hatte es in dem Verhältniß beider Reichsfürsten nicht an dieser gefehlt. Als nun George Wilhelm, der letzte Herzog jener schlesischen Länder, im Jahr 1675 ohne Erben starb, forderte Friedrich Wilhelm sogleich nach ihm den Nachkommen geschützt. Doch Kaiser Leopold war einer von den Fürsten, die mit ihr eigenes Recht zur Anschauung zu bringen vermögen, und der Gerechtigkeit — ihre Annahme und ihrem Stolz entgegenstellen. Da der Kurfürst zu die erwählte Zeit vollumf mit den Schweden zu thun hatte, so nahm der Kaiser das erledigte Erbe für sich und seine Nachkommen in Besitz, meinend, daß dem Kurfürsten Heil genug widerfahre, wenn er ihm nicht hinderlich würde bei der Erwerbung des Herzogthums Magdeburg. So blieben die Sachen bis zum Ausbruch der ungarischen Umrufen, welche von den Türken unterjocht wurden. Des Willens des des Kurfürsten bedrückt, ließ Leopold Bereitwilligkeit zur Zurückgabe des schlesischen Herzogthums blieben; und dieser Bedingung folgend, sandte ihm Friedrich Wilhelm 8000 Mann mit dem besten unter seinen Generalen. Diese zeichneten sich bei der Belagerung der Stadt Ofen so vortheilhaft aus, daß der österreichische Oberfeldherr ihre Tapferkeit im Angesicht des ganzen Heeres rühmte. Die Hauptstadt Ungarns wurde erobert; doch kaum war dies vollbracht, als sich der Kaiser bewilligte, den Befehl zum Rückmarsch der Truppen zu geben, damit die Brandenburger

sich nicht einfallen lassen möchten, ihre Winterquartiere in Schloßen zu beziehen. Den Kurfürsten mochte es schmerzen, in seinen Erwartungen betrogen zu sein; doch vorgerückt im Alter, trug er sein Schicksal, zufriedengestellt durch die Abrechnung des Schmiedacher Kreises und einer Geldforderung auf Ostfriesland, die, auf eine Million Thaler angeschlagen, auf 240,000 Thaler zusammenschmolz.

Wenn Friedrich Wilhelm sich des Kaisers in seinen Streifzügen mit den Ungarn angeschlossen hatte: so war der Wunsch, ein schlesisches Herzogthum zu erben, nicht der ausschließende Beweggrund dazu gewesen. Ohne Altkampen konnte der Kurfürst nicht bleiben; und da das freundschaftliche Verhältniß, worin er zu Ludwig dem Vierzehnten gestanden war, sich sehr schnell wieder aufgelöst hatte: so war ihm keine andere Wahl geblieben, als eine andere Selbste zu suchen, die er, wie schwach sie auch seyn mochte, nur in dem Kaiser finden konnte. Die Ursache nun, um demüthigten der Kurfürst so schnell mit dem Könige von Frankreich zerfiel, verdient um so mehr eine ausführliche Erörterung, weil sie für die Entwicklung des preussischen Staats von unermesslichem Erfolge war...

Kühnheit des Vierzehnten Religion war — Selbstanbetung, d. h. Vergötterung der eigenen Person. Dies aber hatte die nachtheiligsten Folgen für sein eigenes Königthum. Man konnte sich darüber wundern, daß derselbe Monarch, der, während der ersten Hälfte seiner Regierung den Feinden von Romwegen dächte, den Canal von Farnaguet graben ließ, die Academie der Wissenschaften stiftete, dem stehenden Schauspiel ein größeres Theater entgegenstellte, auf welchem der Lärm aufgeführt worden

darfte, und, um alles mit einem Worte zu sagen, nur in dem Geiste eines weltlichen Schwanks handelte, in der zweiten Hälfte eben dieser Regierung zum nachbittlichen Verfolger des Protestantismus wurde. Allein auch dies hing mit seiner Selbstbeurtheilung zusammen, weil diese, wie sich ganz von selbst versteht, immer nur einen geringen Grad von echter Aufklärung in sich schließen konnte. Derselbe Einfluß nun, womit Ludwig, unter Colberts Verwaltung, sich alles gefallen ließ, was der Gesellschaft eine freiere Entfaltung verspricht, verleitete ihn zur Unbaldsamkeit und zur Tyrannei von dem Augenblick an, wo es ihm gelungen war, ihn zu überreden, daß der katholische Glaube die sicherste Grundlage monarchischer Gewalt sei; die Vernunft selbst sollte ihm dienen, wiewohl er sich darüber ausgesprochen schwerlich jemals mochte.

Wie viel dem Kaiser la Chaise, und, in ihm, dem ganzen Jesuiten-Orden gelungen seyn würde, wenn Colbert ein höheres Alter erreicht hätte, mag dahingestellt bleiben; gewiß aber ist, daß jenen weniger gelungen seyn würde, wenn Ludwigs Gesundheit, vom Jahre 1682 an, nicht durch einen Fäul-Schaden am Kopfborn erschüttert worden wäre, der ihn vier Jahre hindurch heimgesucht hielt, seine physischen Kräfte verhehete, seine Neigungen veränderte und von seinem früheren Erya nicht weiter lassen ließ, als den tiefenwurzeln Glauben an — seine Götlichkeit. Da ihm alle echte Wissenschaft abging, und da er sich den plötzlichen Eingebungen seiner Fantasie bei weitem mehr gefolgt war, als den Aussprüchen seines Verstandes: so konnte es nicht schwer werden, ihm, im Zustande physischer Abwärtung, solche Richtigungen zu geben,

die ihm geneigt machten, das für seinen Vortheil zu halten, noch nur der Vortheil seiner Rathgeber war; es bedurfte dazu nur einer geschickten Benutzung seiner Hauptschwäche: der Uebersetzung, die er von seiner Uniriegeltie hatte. Nur allzu oft ist von Ludwig dem Vierzehnten gesagt worden, daß er durch die Furcht, regiert zu werden, wirklich regiert worden sei; und wer möchte dies auffallend finden an einem Monarchen, der über die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens so wenig bekümmert war? Bedurfte es für Jesuiten, nachdem sie bis zu seiner Person vorrückungen waren, noch eines andern Mittels, als einer besondern Unterwerfung, um ihn zu Maßregeln zu bewegen, die seinem wahren Vortheile ganz entgegen waren? Die Einsicht der Selbstverleugung passte nur allzu gut zu der Selbstbejauberung worin er lebte; und da alles Reichthum nur in Beziehung auf den Thron, oder vielmehr auf die Person des Monarchen einen Werth für ihn hatte: so bedurfte es auch nur einer Verfrachtung der wahren Triebfedern seiner Macht, um ihn zu Verfolgungen zu bestimmen, deren Gegenstand gerade Diejenigen wurden, die seinen Großvater (Heinrich den Dritten) auf den französischen Thron erhoben, und nie ein anderes Verbrechen begangen hatten, als eine Autorität zu verwerfen, die, wenn sein Verfahren gegen den Papst darüber entscheiden durfte, auch von ihm nicht anerkannt wurde. Es gehörte unstreitig nur wenig dazu, die Uebersetzung zu gewinnen, daß Protestanten schon dadurch ihrer Regierung vorzüglich anhängen, daß es nur einen Landesherrn oder Staatsoberhaupt — nicht zugleich ein entferntes Oberhaupt der Kirche — für sie gebe; allein so weit ging die Verblendung Ludwigs,

daß er nur diejenigen für gute Unterthanen — von Staatsbürgern war im 17ten Jahrhundert noch nicht die Rede — erkennen wollte, welche sein Glaubensbekenntniß theilten, noch, genauer untersucht, heißt nicht weiter sagte, als — seine Uebereyngung, seine Religion gestatten wollen.

Es erfolgte im Jahr 1683 die Zurücknahme des Edikts von Nantes: eine Maßregel, welche für alle Zeiten den Maßstab für die Einsicht und Regenten-Weisheit Ludwig des Vierzehnten abgeben wird: eine Maßregel, deren Wirkungen noch immer fortdauern, und auf die letzten Begebenheiten Frankreichs gewiß keinen geringen Einfluß ausgeübt haben. Es kann hier nicht die Rede seyn von den Verdrüssungen und Prestripielenen, welche die Zurücknahme des Edikts von Nantes nach sich zog: genug, daß Ludwig der Vierzehnte, als Werkzeug der Jesuiten, nicht bloß Frankreich um eine halbe Million nützlicher Unterthanen entbeherte, welche die Früchtnisse des höhern Kunstfleißes ins Ausland verschiften, sondern auch sich selbst, in einem großen Theile dieser unglücklichen, unversöhnlichen Feinde erzeugte: Feinde, die sobald es eine ernstliche Bekämpfung seines Despotismus galt, ihrer Liebe für Frankreich in dem Haß gegen dessen König an den Tag legten. Dinge dieser Art gleichen sich im Verlauf der Zeit ganz von selbst aus; und die Welt gewohnt sogar dabei, daß sie eine Zeit lang wirksam bleiben. Allein, wenn es für einen Monarchen keinen sichereren Vortheur giebt, als den, daß er den Geist der Zeit, und mit demselben seinen eignen Vortheil verkannt habe: so trifft unter den Regenten der neueren Zeiten keinen dieser Vortheur so stark, als Ludwig dem Vierzehnten. Viel Barbarisches war in früheren Perioden geschehen, weil

die Gesellschaft nur theokratisch regiert werden konnte; und eben deswegen hatte man einen Scheiter über die Grandschützen der Prieſterſchaft geworfen. Im ſiebzehnten Jahrhundert aber war die Civiliſation ſo weit vorgeſchritten, daß jede Verfolgung, deren Gegenſtand ſirchliche oder theologiſche Meinungen waren, ihr Verdammungs-Urtheil in ſich trug; und ſo verſetzte denn auch Ludwig der Vierzehnte durch ſeinen Verfolgungsgeiſt jener die Meinung, welche man bis dahin von ſeinem Verſtande und ſeinem Herzen gehabt hatte.

Von der halben Million abhängiger Unterthanen, welche, wie Friedrich der Zweite ſich in ſeinen Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg darüber ausdrückt, „lieber Tod und Gut verlieren, als den Pfaffen Clement Rathſatz entgegen ſetzen,“ fanden circa 21,000 Aufnahme in der Kurmark. Es waren Leute aus allen Ständen: Bauer, Gärtner, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Gelehrte und Soldaten. Vertheilt über die ganze Oberfläche des Staatsgebietes, mochten ſie ſich allenthalben nützlich; und was ſich nicht Nugen läßt, iſt, daß ſie durch Verbreitung beſſerer Methoden ſogar zur Kultur des Landes beitrugen. Da für Ludwig den Vierzehnten alles perſönlich war: ſo konnte er ſeinen Freunde, dem Kurfürſten, nicht verzeihen, daß er die von ihm vertriebenen Calviniſten gütig bei ſich aufgenommen habe. Dieſer ſetzte ſich jedoch leicht hinweg über eines Unwiſſen, der aus ſo unklarer Quelle floß. Er fand darin vielmehr eine Aufforderung, ſeine neuen Unterthanen mit allem zu unterſtützen, was in ſeinem beſchränkten Köpfen ſtand. Acker und Wohnungen wurden ihnen aus dem Staatſchatz verliehen; es blieb hierbei aber

nicht; denn sie erhielten, nach und nach, alles, was zu einer Colonie gehört: Kirchen, Schulen, Hospitäler, sogar eigene Gerichtshöfe. Was man französische Geschmad und französische Güte nennt, war zum Theil schon vor ihnen eingewandert; die Art und Weise, wie Ludwig der Vierte auf die europäische Welt einwirkte, hatte dies bewirkt. Doch darf man sagen, daß Frankreich durch diese Einwanderung weit vollständiger in die Marken verflochten wurde, als es ohne dieselben der Fall gewesen seyn würde.

Von allen Erwerbungen, welche Friedrich Wilhelm während einer fünf und vierzigjährigen Regierung für die Wiederbevölkerung der Marken gemacht hatte, war ihm die der Réfugiés — so nannten sich die ausgewanderten Franzosen — bei weitem die liebste; und wie wohl er sich dem Jele, daß die Natur seinem Leben geklagt hatte, mit starken Schritten näherte, so genoß er doch noch einen Theil der Früchte, die als naturgemäßer Lohn seiner Duldsamkeit betrachtet werden dürfen. Die Betreibsamkeit nahm einen höheren Flug. Um den alten Kurfürsten her blühten Manufakturen aller Art auf: Seiden-, Hut- und Strumpf-Fabriken, welche meistens das Werk der ausgewanderten Franzosen waren. Friedrich Wilhelms Freude darüber war so groß, daß er das erste Paar geminderter Strümpfe mit hundert Thalern bezahlte. Sammet- und Kock-Fabriken blühten nicht aus; und neben einer Zuckerfabrik sah man eine Seifen-Fabrik entstehen, wie das Land sie bis dahin noch nicht gekannt hatte. Angedenken dieser Art schildern den gesellschaftlichen Zustand einer gegebenen Periode. Wir wollen daher nicht unterlassen lassen, daß auch die Tuchmanufakturen, dieser alte Befandtheil

farbeutendungslicher Vertriebsamkeit, nachdem sie während des dreißigjährigen Krieges in Verfall gerathen waren, sich von neuem hoben, und zwar bei weitem weniger durch die Einfuhr. Verbohr zu ihrem Gussen, als durch die Wirtshaltung reichlicherer Methoden, und durch die Einführung solcher Zucht, deren Absatz gesicherter war. Die Staatswirtschaftslehre war in diesen Zeiten noch weit davon entfernt, eine Wissenschaft zu seyn; daher so manche Irrgriffe, die ihrem Grund darin hatten, daß man, ohne zu fragen, was dem Klima und den Verhältnissen des Landes entspreche, sich auch wohl auf solche Productionen einließ, die man vortheilhafter aus dem Auslande bezogen haben würde. Die Entschuldigung für verschwenderisches Kapital war, wie zum Theil noch gegenwärtig, „daß man darauf bedacht seyn müsse, das Geld im Lande zu behalten.“ Von selbst versteht sich, daß die Versuche, welche gemacht wurden, die Glasfabrikation empor zu bringen, nicht in diese Kategorie gehörten; denn für diese Art von Production war das Material in der größten Fülle vorhanden, und in sofern es nur darauf ankam, geschickte Schlichter, Maler und Vergolder ins Land zu ziehen, sorgte der ruhelose thätige Verstand des Kurfürsten dafür, daß es nicht an solchen fehlte.

Einem Fürsten, der einen großen Theil seiner Bildung den Beobachtungen verdankte, welche er während seines Aufenthaltes im Holland gemacht hatte, konnten die Vortheile des Verhändels nicht gleichgültig seyn; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß es einer seiner Lieblingsgedanken war, sein Volk durch die Theilnahme an den Weltverkehre zugleich zu bereichern und aufzuklären.

Schon in dem Kriege mit Schweden hatte er eine kleine Flotte, die von dem Holländer Benjamin Hauke befehligt wurde, nicht unvortheilhaft gebraucht, und, nach der Eroberung Vortind, in dieser so glücklich gelegenen Stadt ein Kommerz-Kollegium errichtet, das keine andere Bestimmung hatte, als seinem Gebanten hinsichtlich einer Theilnahme an dem Welthandel Beschäftigung und Bestand zu geben. Durch den Frieden von St. Germain zur Zurückgabe des schwedischen Pommerns genehmigt, ließ er den einmal gefassten Gebanten auf keine Weise fahren. Auf seinem Befehl wurde der Hafen zu Pillau gereinigt; und nachdem eine von holländischen Schiffbauern zusammengebrachte Flotte mit brandenburgischen Soldaten und holländischen Matrosen bemant war, wurde zu Pillau eine Admiralität, und zu Königsberg ein Kommerz-Kollegium errichtet. Zum General-Direktor des Vortind ernannte der Kurfürst denselben Benjamin Hauke, der ihm bereits so gute Dienste geleistet hatte. Die Hauptaufgabe war — eine Kolonie zu gründen; und da die großen Reife bereits so vertheilt waren, daß man sich vergeblich nach Amerika und Ostindien gewendet haben würde, so wandte man sich nach Afrika, wo das Haupt-Objekt des Handels, Goldstaub war. Dies geschah mit Frankreichs Genehmigung, daß dem Kurfürsten eine solche Entschädigung für die Zurückgabe Schwedisch-Pommerns nicht versagen sollte. Mit Benjamin Hauke's Instruktionen versehen, ließ Kapitain Blouf im Jahre 1680 mit zwei Schiffen von Pillau aus, und landete, nach einer glücklichen Fahrt, auf der Küste von Guinea, wo er mit drei Negerskizern einen Vergleich schloß, nach welchem sie sich verbindlich machten, nur mit

dem Kurfürsten von Brandenburg Handel zu treiben, und die Erbauung eines Forts zu gestatten. Ein so glücklicher Erfolg belebte den Unternehmungsgeist der brandenburgischen Kaufleute. Kaum war also Lophin Blom zurückgekehrt, als eine afrikanische Handelsgesellschaft gegründet wurde, an welcher jeder Theil nehmen konnte, der Geldverhältnisse zu machen vermochte. Haupt-Anteile war der Kurfürst selbst mit 8000 Thalem; die Berliner Kaufleute bezogen 22,000 zusammen; 20,000 Thaler gaben Benjamin Raule und seine holländischen Freunde. So wurde ein Unternehmen begonnen, dessen Fortgang der Kurfürst durch einen Freiheitsbrief auf 30 Jahre und durch das Versprechen sicherte, daß er die Kosten zur Anlage eines Forts, so wie zur Unterhaltung der dazu nöthigen Besatzung hergeben wolle; die letztern waren auf 6000 Thaler jährlich berechnet. Dießem Versprechen gemäß wurde der Major Otto Friedrich von Seiden auf zwei Freigatten, von welchen die eine 26, die andere 26 Kanonen führte, mit 100 Soldaten und den erforderlichen Werkleuten nach Guinea geschickt. Am 1. Januar 1683 landete er an Ort und Stelle an, nahm mit Einwilligung der Neger-Häupter Besitz von dem Berge Mansfort, grubete darauf das Fort Groß-Friedrichsburg, und ließ, nachdem er seine Bestimmung erfüllt hatte, den Kapitän Blom als Kommandanten des Forts mit vierzig Kanonen zurück.

Wenn dies Unternehmen fruchtlos blieb, so lag die Schuld weder an dem mangelnden Unternehmungs-Geist der brandenburgischen Kaufleute, noch an dem Muth der Holländer, noch endlich an der Untreue und Uneinigkeit der Befehlshaber; sie lag vielmehr in dem Unternehmen selber,

festern dasselbe keine bessere Grundlage hatte, als die Vergabe nach Gold, das man am wohlfeilsten durch Goldsund zu gewinnen glaubte: ein Irrthum, den man selbst dann noch festhält, als der Kurfürst bereits gestanden hatte, „daß die aus dem Goldlande der Räte Quira gezögten Dufaten ihm das Doppelte ihres Werthes kosteten.“ Ohne die Wahrheit zu verhehlen, hätte er das Sechsfache als den Restpreis jedes Dufatens angeben können.

Was in sich selbst schlechtest ist, kann auch durch die stärksten Aufseuerungen nicht verbessert werden. Vergeblich gedauerte also Friedrich Wilhelm die Endner Kaufleute für seinen Entwurf. Dies geschah auf folgende Weise. Als Director des westphälischen Kreises erhielt der Kurfürst vom Kaiser den Auftrag die ostfriesischen Städte gegen ihren Fürsten zu vertheidigen, der sich gewaltsame Eingriffe in ihre Rechte erlaubt hatte. Friedrich Wilhelm nahm diesen Auftrag an, nicht ohne Eroberungs-Abichten damit in Verbindung zu bringen. Der schlechte Erfolg seiner Vermittelung brachte mit sich, daß seine Truppen im Lande blieben. Hierüber traten die Städte von Ostfriesland und die Stadt Enden der afrikanischen Handelsgesellschaft bei, und vermöge eines Verschusses von 42,000 Thakern wurde Enden von jetzt an der Sitz dieser Gesellschaft und des ganzen brandenburgischen Seehandels; nur daß dieser nicht einträglich war. Da sich die Schulden der Gesellschaft mit jedem Jahre vermehrten, so übernahm der Kurfürst den ganzen Handel auf eigene Rechnung, d. h. zum Nachtheil des Landes; denn Verluste des Fürsten sind nothwendig Verluste für seine Unterthanen, weil sein Vortheil nur ein Produkt des allgemeinen Vortheils ist. Die Niederlas-

sung auf der Küste von Guinea überliete den Kurfürsten Friedrich Wilhelm um volle 32 Jahre, d. h. bis zum Jahre 1720, wo sein Enkel Friedrich Wilhelm der Erste die brandenburgischen Besitzungen in Afrika für eine nur allzu geringe Summe, und doch noch verschleift, grang, an die Holländer abtrat.

Ein schlaggeschlagenes Unternehmen dieser Art konnte dem Kaise eines Fürsten nicht schaden, dessen Eigenschaften minder glänzend gewesen seyn würden, wenn sie sich durch einen lausdänischen Kaiser hätten beherrschen lassen; im Grunde schmeckte sich Friedrich Wilhelm mit seinem Streben nach Handel und Colonien nur dem Geiste seiner Zeit unter, der, bei dem zunehmenden Verfall der Leibeigenschaft, in fernem Welttheilen, Verhältnisse retten wollte, welche in der europäischen Welt je mehr und mehr abstarben. Im Leben dieses großen Mannes ist überhaupt nichts so merkwürdig, als daß die Achtung seiner Zeitgenossen ihn ins Grab begleitete. Wir haben es überflüssig gefunden, der edelhaften Gesandtschaft zu gedenken, wodurch sich der Tartar-Chan um seine Freundschaft bemah *); wir haben sogar sehr vieler andern Gesandtschaften nicht gedacht, die ein weit unprechtigerer Ausdruck der Achtung waren, worin der große Kurfürst stand. Dies sind Dinge, die in das

*) Diese Gesandtschaft nahm sich den Weg nach Berlin durch Kach, ohne sich selbst, nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt, weniger über den Aufenthalt zu beschweren, den man ihr gönnet hatte. Ihr Dolmetscher war ein Türke mit abgetheiltem Obern und dem kühnen Kaise. Sie überreichte dem Kaiser einen abgetheilten Obern und ein Paar Pöbeln, und war so abgetheilt, daß sie, um abgetheilt anständig aufzutreten, vorher bestrafen werden mußte.

Gebiet der Chroniken-Schreiber gehören, d. h. solcher Schriftsteller, die, ohne etwas, weder von den Dingen, noch von den Personen zu verstehen, die Geschichte in demselben Geiste schreiben, womit die römischen Prosaiker der frühsten Zeit, um den Ablauf eines Jahres zu bezeichnen, einen Vogel durch eine Tempelthür trieben. Was wir nicht unbekannt lassen dürfen, ist, daß der große Kurfürst sich der Stadt Hamburg annahm, als diese im Jahre 1687 von dem Könige von Dänemark belagert wurde, und daß seine Abgesandten, Paul Fuchs und Schmittenau, Friedrich den Fünften — dies war der Name des dänischen Königs — zur Aufhebung der Belagerung, so wie zur Wiederherstellung der Dinge auf den Fuß, wie vor den Ausbruch der Feindseligkeiten, bewegen. Durch noch stärkeren Mangel des Vertrauens erhielt der Kurfürst, als der König von Dänemark in seinen Streitigkeiten mit dem Herzog von Gottorp, nach der Vertreibung dieses Herzogs aus Schleswig, die Vermittelung des Kaisers Leopold ablehnte und Friedrich Wilhelm zu seinem Schlichter ernannte. In den Besprechungen, welche über diesen Gegenstand zu Hamburg und Altona Statt fanden, erbot sich Friedrich der Fünfte, dem Herzog von Gottorp gewisse Grafschaften abzutreten, deren Ertrag dem des Herzogthums Schleswig gleich kommen sollte, nur daß dem Eigenthümer dieser Grafschaften die Einnahme nicht versagt blieb. Der Herzog lehnte dies Anerbieten ab, und der Kurfürst hatte nicht die Benutzung, diesen Streit zu Ende gebracht zu haben.

Die letzte europäische Angelegenheit, an welcher der große Kurfürst einen wesentlichen Antheil nahm, war jene Union, wodurch das Geschlecht der Sturms in der

Person Jakobs des Zweiten auf England vertrieben wurde. Als Wilhelm von Oranien, von den Engländern aufgesetzt, sich der Krone seines Schwögersvaters zu bemächtigen, hierüber mit seinem nahen Verwandten, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, in einer zu Altes gehaltenen Unterredung zu Rathe ging, rief dieser ihm, „war alles anstehenden, was den Engländern Erleichterung verschaffen könnte, sich aber aller Gewaltthaten gegen seinen Schwögersvater zu enthalten.“ Ein gut gemeinter Rath, der in der Voraussetzung gegeben wurde, daß Menschen etwas über die Dinge vermögen! Er erfolgte im Jahre 1688. Im nächstfolgenden Jahre überquerte sich Friedrich Wilhelm in Unterredungen, welche er zu Potsdam mit einem vornehmen Schottländer hatte, daß dem traurigen Zustande, worin sich die Engländer durch die Verblendung des von Jesuiten geleiteten Jakobs des Zweiten befanden, nur durch eine Landung abzuwehren sei, welche der Fürst von Oranien in England versuchen werde. Jetzt billigte er eine Unterzeichnung, welche für die Schicksale Europa's im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mehr als jede andere entscheidend gewesen ist. Doch erlebte er ihre Vollendung nicht.

Friedrich Wilhelm hat seit geraumer Zeit am Pötagra. Diese Krankheit überfiel sich zu Anfange des Jahres 1688 in Wasserfucht auf. Mit dem sanftesten Blick eines Helden sah er das Ziel seines Lebens näher rücken. Drei Tage vor seinem Hinsinn raffte er seine letzten Kräfte zusammen, um noch einmal den Verfaß im Staatsrathe zu führen, den er nach Potsdam zu sich berufen hatte. Als um 7 Uhr Morgens mehre Mitglieder desselben sich noch

nicht bei ihm eingefanden hatten, beschloß er sie, um ihre Befehle zu beschleunigen; seine Ungeduld war so groß, daß man deutlich wahrnahm, er fürchte, von dem Tode überholt zu werden. Endlich sind alle beisammen; und nun eröffnet der große Fürst die Sitzung mit einer Rede, worin er seinen Ministern und seinen Generalen für die treuen Dienste dankt, welche sie ihm geleistet haben, und sie auffordert, seinem Sohne und Nachfolger dieselbe Gesinnung zu bewahren. Er wendet sich hiernach gegen den Kurprinzen, dem er die Pflichten eines guten Fürsten einschärft und die Verbündlichkeit auflegt, dem Prinzen von Orenien in dem Unternehmen auf England zu unterstützen; zugleich sagt er ihn in Kenntniß des Zustandes, worin er die Staatsangelegenheiten zurückließ. Alle Anwesenden sind bis zu Thränen gerührt, und der Feldmarschall Schomberg verbürgt sich für ihrer Ergebenheit und liebevollen Treue. Den Zustand zu verändern, läßt Friedrich Wilhelm sich die laufenden Angelegenheiten vertragen, die er eben so unbefangenen beurtheilt, wie in den Tagen seiner Gesundheit und Stärke. So geht die Sitzung zu Ende. Der große Fürst läßt sich in seine Zimmer zurückführen, wo er, von jetzt an den Tod erwartend, und zwei Tage darauf mit demselben Heldensinn vom Leben schiedet, den er so oft im Betheume der Schlacht bewiesen hatte. Der 26. April war sein Sterbetag, sofern es für ausgezeichnete Männer verglichen geht; denn die gebietende Persönlichkeit, die er im Leben bildete, blieb in dem von ihm gegründeten Staate zurück, dessen Institutionen seinen Geist nicht bloß bewahrten, sondern im Verlaufe der Zeit nur herrlicher ausbildeten. Eine acht und vierzigjährige Regierung, in einem

großen und edlen Sinne geführt, mache unsterblich, und zwar um so sicherer, je weniger irgend ein Eigennuß dabei im Spiele gewesen ist.

Den Charakter des großen Kurfürsten und gehörige Rücksicht zu stellen, hat sein Urenkel, Friedrich der Dritte, in seinem Vertheidigungsbrief des Hauses Brandenburg, das Mittel gewählt, ihn mit Ludwig dem Vierzehnten zu vergleichen. Wer nun möchte behaupten, daß diese Vergleichung nicht gelungen sei? Jedoch läßt sich darin, wie wir glauben, alles auf zwei Punkte zurückführen, nämlich 1) daß, während der französische König alles auf sich bezog, der brandenburgische Kurfürst hingegen nur dem Staate lebe, an dessen Spitze ihn die Vorsehung gestellt hatte; 2) daß während jener alle Kräfte eines Reichs für die Befriedigung seines Ehrgeizes und seines Hochmuths verbrauchte, dieser nur darauf bedacht war, wie er neue Kräfte herbeizurufen wolle, um die Zukunft seines Volks und seiner Dynastie zu sichern. Wie in dem ersten diese Fürsten eine schrankenlose Selbstsucht wirkte, eben so wirkte in dem zweiten eine besondernbedachtige Liebe. Zerstören war die Sache des einen, Schaffen die des andern. Ludwig der Vierzehnte, ausgerüstet mit so großen Mitteln, hinterließ mehr als drei Milliarden Livres Staatsschulden, und in diesen drei Jahren, aus welchen sich vier und sechzig Jahre nach seinem Tode, die furchtbare Revolution entwickelte; Friedrich Wilhelm, dessen behäufte Tage und bedeutende Unternehmungen wir geschildert haben, hinterließ nicht nur keine Schulden, sondern einen Schatz von 650,000 Thalern. Am meisten unterschieden sich beide Fürsten in ihren religiösen Ansichten. Die Unultsankeit Ludwigs

erobirte Frankreich und gab den Jesuiten ein so starkes Uebergewicht, daß sie zur ersten Ursache der Vertreibung seiner Geschlechter aus Frankreich wurde. Die Duldsamkeit Friedrich Wilhelms beschränkte ein veredelter Land; und indem sie das Erbtheil seiner Nachfolger ward, sicherte sie sein Geschlecht vor allen den Katastrophen, welche da eintreten, wo Eiferes- und Gewissenszwang gräbe wird *).

Abgesehen von allem, was die Vergleichung, es sei mit wem es wolle, giebt, erhält man ein entsprechendes Bild von dem großen Kurfürsten, wenn man folgende Züge zusammenfaßt:

Ein Körper mittelmäßiger Größe, doch regelmäßig und sehr schön gebaut. Die Gesichtsbildung gebiend durch eine Hochschnase, dabei ansehend und Vertrauen einflößend. Sehr viel Feinsichtigkeit im Umgange, und diejenige Leichtigkeit der Mittheilung, welche verräth, daß man viele Sorgen zur Anpflanzung gebracht hat. Ein natürlicher Rath,

*) Mit zu weihen Worte die Duldsamkeit des großen Kurfürsten Erbtheil seiner Nachfolger geworden ist, geht am auffallendsten aus einer Stelle in der Abhandlung Friedrichs des Dritten über Regierungsformen hervor, wo es heißt:

„Wohl man auf der Regierung der Gesellschaft steht: so ist einleuchtend, daß der Souverän auch nicht das absolute Recht auf die Despotie seiner Bürger hat. Würde man nicht wahrnehmen, wenn man glauben wollte, Königen hätten zu einem and ihrer Worte gesagt: wir erheben Dich über uns, weil wir die Ehrenreligion lieben, und wir erheben Dir die Macht, unser Vornehm nach Deinen Willen zu leben? Sie haben vielmehr gesagt: wir bekränzen Deiner zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit, denen wir gehorchen sollen; du sollst uns regieren, du sollst uns vertheidigen, im Uebrigen aber verlass uns, daß du unser Freiheit darfst. Dies ist ein Spruch, der keine Appellation zuläßt, und eben diese Zustimmung genügt zum Vortheil der Gesellschaft.“

nedurch man auch Durchsamer mit sich fortreißt, und, als Feldherr, den Soldaten mit Begeisterung erfüllt. Ihre Einfachheit der Seele, die sich selbst im Nagel abspiegelt *). Mäßigkeit im Essen und Trinken war dem Kurfürsten nie angelegen; und ausgelesene Gerichte erschienen auf seiner Tafel nur, wenn er vornehme Gäste bewirthete, oder wenn die süßliche Würde Hofwand gebot. Abschweifungen in der Liebe waren seinem ganzen Wesen fremd; zweimal verheiratet, bewahrte er seiner Gemalinne eine musterhafte Treue, die ihn um so achtungswerther machte. Nie ist seine Gutmüthigkeit in Zweifel gezogen worden; sie gehörte dem Geiste eines Johannis an, wenn die Theologie noch für eine Wissenschaft galt. So tief gereinigt war jedoch seine Duldsamkeit, daß er fast unerhörliche Strenge gegen die lutherischen Geistlichen übte, die ihm hierin nicht gleich kamen — vielleicht nur, weil sie es unverzüglich fanden, daß er ein Calvinist, nicht ein Lutheraner, war. Dies führte seltsame Maassregeln herbei, in welchen das gesunde Urtheil des Kurfürsten glänzte **). Schloßte

*) Im Kriege trug der Kurfürst einen runden sammetnen Hut mit einer Feder, ein schönes Schwertband. Über die rechte Schulter geschlagen, hielt der Degen über, auf silberner und rother Seide gemalte Schilde umgürtete den hohen Rock und die lange Hose; schwarze Stiefeln mit großen Stacheln bedeckten das Unterkleid. So gieng sich der große Kurfürst seinen Soldaten, und wenn er sich in Pranken befand, war sein Anzug prächtig.

**) Ein solcher Befehl erfolgte bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges auf dem Schloß zu Berlin . . . Während dieser Gerichte der Fesslung und Knirsch hatten mehrer Theile der Kammern Huchwehren das Festhalten anerkannt, damit sie nicht auslösen würden christliche Gemeinden zu sein. So fand dann der Obersteppeliger Stuhl auf einer Kirchen-Versammlung in einem Bei-

Die Selbstlosigkeit seiner Gefühle ihn gleich nicht vor Ueber-
eilungen, so blieb er doch weit entfernt von jener Einnä-
higkeit, welche auf Unfehlbarkeit Anspruch macht; und ein
zugefügtes Unrecht wieder gut zu machen, kostete ihm nie
die geringste Ueberwindung. Gleich beim ersten Antritt sei-
ner Regierung empfahl er seinen Beamten: „es so zu ma-
chen, daß seine Unterthanen da, wo sie beten sollten, nicht
Ursache hätten zu stutzen.“ Unvermeidliche Kriege nöthig-
ten ihn zwar, einen weit härteren Druck zu üben, als sein
allgemeines Wohlwollen gestattete; allein wir haben gesehen,

von Orts einen Schenker, der die Eheschwaure vermählte, ohne
dazu jemals vorbereitet worden zu seyn. Wer wird nicht glauben,
daß der Oberhofprediger dies nicht sehr anständig fand? Um kurz zu
sagen: der predigende Schenker wurde da bald von ihm abgesetzt.
Doch als jedoch nach Berlin, wo er vor dem Kurfürsten sein Recht
mit derselben Treulichkeit vertheidigte, merkte er das Predigamt
angewiesen und vernachlässigt hatte. Eingeweiht durch diese Reden,
ließ der junge König den Oberhofprediger holen, um ihn dem An-
stiche gegenüber zu stellen. Gleich behauptet der Bischof, daß
jeder unfeind und versuche nicht, die Eheschwaure zu vermählen.
Doch bringt auf Bruch. „Zeig“, antwortet der Oberhofpredi-
ger, „wie willst du es nicht lassen?“ — Dazu mag ich ein Kind
haben, antwortet der Schenker. — „Gut, hier ist mein Kirchen;
besieh mir aus, es sei ein Kind.“ Mit diesem Worten legt der
Oberhofprediger sein Kirchen auf den Tisch. Es wird Wasser ge-
bet. Der Bischof steht frei der Kirche, auf welche er geschworen
wäre. Als alles in Bereitschaft ist, tritt er geschäftig hervor,
vertraut sich gegen den Kurfürsten und tritt folgendermaßen an:
„Auf Befehl meines geliebten Kurfürsten und Herrn, und darauf
der Oberhofprediger es also haben will (hier geht er der handvoll
Wasser auf das Kirchen) laß ich dich Kirchen, daß du Kir-
chen sollst haben, so lange ein Christ an die ist.“ Der Kurfürst
lacht, zieht den Hofprediger auf die Seite und sagt: „der Kerl ist
klug, wie Ihr.“ Der Ausgang war gar lustig; und das geschah
am Ende.

daß er zu den seltenen Fürsten gehöre, die für das, was sie nehmen, zu geben versprechen, und unsere ganze Erziehung beweiset, daß das Fürstenthum mitten unter den Anstrengungen des Krieges gedieh. Ohne Wissenschaften und Künste schien ihm das Leben öde; und als ein Geist, der selbst die mannichfaltigsten Kenntnisse vereinigte, that er, was in seinen Kräften stand, den Beiseßnehmung seines Volkes zu kräftigen. Durch ihn wurde das joachimthalische Gymnasium, dessen wir früher gedacht haben, nach Berlin verlegt, und mit dem Kloster Hambach, so wie mit säcularisirten Kanonikaten des kölnerstädtischen Domstiftes reichlicher ausgestattet. Später (1681) führte er zu Berlin das Werdersche Gymnasium. Seine Schöpfung war die Universität zu Duisburg, während er zugleich der Wohltäter der Universitäten zu Frankfurt an der Oder und zu Königsberg wurde. Auch die königliche Bibliothek zu Berlin, diese gegenwärtig so gleichnützige Anstalt, verdankt ihm ihre erste Entstehung; und weil sein Sinn für alles Große und Umfassende so lebendig war, fehlte wenig daran, daß er einging auf den fantastischen Entwurf eines gelehrten Schwedens, Namens Benjamin Oken, welcher im Brandenburgerischen eine Stadt anlegen wollte, die, von lauter Gelehrten besetzt, der Mittelpunkt aller Wissenschaften und Künste, und als solcher eine Universität für alle Völker wäre. Seine Liebe für unparteiische Richterpflege darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden; doch möchten wir die freimüthige Aeußerung, wodurch er erklärte: „daß, wenn gleich von ihm und anderen Behörden einseitige Urtheile erschlichen werden könnten, die Richter, unbestimmt um verglichen, einzig nach den ihnen anvertrauten Aussagen

sprechen sollten,^{*)} höher stellen, als jenes gepriesene Ver-
fahren, wonach er ein großes Bild, worin Lambert einen
ungerechten Richter strafe, in den Audienz-Saal des Kam-
mergerichts aufhängen ließ^{*)}; denn von allen Mitleid,
Ungerechtigkeit zu befeitigen, dürfte die Erinnerung an
eine barbarische Bestrafung des Richters, vielleicht das aller
unwirksamste sein. Zur Entschuldigung des großen Man-
nes genügt, daß er noch sehr jung war, als er hierin den
Rath eines Hofmanns folgte; die That selbst geschah im
Jahre 1646.

Noch ein letzter Zug im dem Charakter dieses großen
Fürsten will berührt sein. Er betrifft die allzu weit ge-
triebene Rücksicht Friedrich Wilhelm's gegen seine zweite
Gemahlin, ein Vorwurf, den selbst Friedrich der Erste
seinem großen Ahnen macht, wenn er in seiner Parabelle
sagt: „Ludwig der Vierte ließ sich gegen das Ende
seiner Regierung von seiner Maitresse (der Frau von Maine-
mon), Friedrich Wilhelm von seiner Gemahlin beherr-
schen^{**)}.“ Der königliche Schriftsteller fügt zwar hinzu:
„die Selbstliebe des menschlichen Geschlechts würde allzu
sehr gedemüthigt werden, wenn die Oberherrlichkeit solcher
Halbgötter uns nicht lehrete, daß sie Menschen sind, wie
wir;“ allein der Vorwurf wird dadurch nicht aufgehoben,

*) Das Bild war in Holland gefertigt, und stellte auf eine
alle Regeln der Anstalt verletzende Weise dar, wie Lambert einen
ungerechten Richter strafe, und die ihm abgegebene Just über den
Richtersstuhl hinweg lege, auf welchen sich der Sohn des Richters
beim als Richter absetzen soll.

**) Siehe *Mémoires de Brandebourg* p. 166. der Ausgabe
von 1759.

und die Hauptfrage dabei ist: was hatte es auf sich mit der Nachsichtigkeit des großen Kurfürsten gegen seine zweite Gemahlin?

Daß Friedrich Wilhelm weder reichlich noch reichlich war, geht aus der Geschichte seiner 48-jährigen Regierung so schlagend hervor, daß sich dagegen nichts einwenden läßt. Wie hätte nun ein solcher Mann dazu kommen sollen, das blinde Werkzeug seiner Gattin zu werden? Gewiß war die Kurfürstin Dorothea eine Frau sehr lebendigen Geistes und sehr zuverlässigen Charakters; allein daraus folgt keineswegs, daß ihre Gemahl, dem es an diesen Eigenschaften gar nicht fehlte, sich von ihr habe auf eine seiner unwürdigen Weise beherrschen lassen. Das räthselhafte Phänomen ist vollständig erklärt, wenn man annimmt, daß die Kurfürstin (eine heilgeistliche Prinzessin, welche früher die Gemahlin eines Herzogs von Braunschweig Lüneburg gewesen war) eben so geschmeidig als thätig in die schmerzlichen Ideen ihres Gemahls einging, und es nie an sich fehlen ließ, wenn es darauf ankam, ihn in seinen Entwürfen zu unterstützen. Daß die treffliche Gattin charakteristisch wurde, wurde mißgedeutet, weil alle Beziehungen in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, bei einem auffallenden Mangel an Öffentlichkeit, durch ihre Kleinlichkeit noch zu innig waren, als daß Mißdeutungen hätten vermieden werden können. Die lutherische Geistlichkeit tadelte, daß die Kurfürstin, aus Liebe für ihren Gemahl, den lutherischen Glauben gegen den kalvinistischen vertauscht hatte. Die Salzer Gesandten wurden zum Argwohn gereizt, als für Rechnung der Kurfürstin vor dem spandauer Thore ein Gasthof angelegt wurde, wo hamburger Kauf- und Fabel-

leute einzulichten genöthigt waren. Daher die Verläumdungen, deren Gegenstand Dorothea wurde, sobald der älteste Sohn des Kurfürsten, der Kurfürst Karl Emil, in einem Alter von 20 Jahren, 1674 zu Seraburg an einem hitzigen Fieber gestorben war: ein Uefall, den man lieber dem Ehegriß seiner Seksinette, als der schwachen Organisation des jungen Prinzen zuschreiben wollte.

Gefallen sind alle die Verläumdungen, welche ihrem Ueftrag in dem Uegreife hatten, der in großen und kleinen Hauptstädten so geschäftigt ist, die edelsten Charaktere anzuschwärzen. Nur Ein Vermuth ist bis auf unsere Zeiten an Dorothea's Namen stehen geblieben; nämlich der, daß sie, zum Vortheil ihrer eigenen Kinder, den Kurfürsten zur Leistung des Markgrafthums Schwedt und zu andern Verhändlungen der brandenburgischen Länder bewogen habe. Daß dies wirklich geschehen sei, ist schwerlich aus irgend einem Documente darzuthun. Diejenigen nun, welche sich über einen solchen Vorwurf hinwegsetzen, sollten zum wenigsten bedenken, daß, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, die Selbstreichtthum noch nicht so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, daß das Einkommen der nachgekommenen Prinzen durch die Staatseinkünfte gesichert werden konnte; — daß folglich der große Kurfürst, ganz unabhängig von den Wünschen seiner Gemahlin, Einrichtungen treffen konnte, welche mehr der Vergangenheit als der Zukunft angehörten; denn die Ausstattung der nachgekommenen Prinzen mit Land und Leuten, hatte am Schluß des 17. Jahrh. noch nicht aufgestellt allgemeine Regeln zu seyn.

Wir haben geglaubt, einen hoch achtungswerthen Historiker von einem Vermuth befreien zu müssen, der, wenn er

gegründet steht, alle Harmonie in dem Charakter dieses Fürsten aufheben, und den größten Mann seiner Zeit zu einem Schwächling herabwürdigen würde; wir haben zugleich geglaubt, eine so tugendhafte Frau, wie die Kurfürstin Dorothea war, gegen Beschuldigungen verteidigen zu müssen, für welche keine Thatfache spricht, und welche eben deshalb keine Stelle mehr in unsern Geschichtswerken einnehmen sollten.

Das Areal des Kurfürstenthums, durch Friedrich Wilhelm um 602 Quadratmeilen erweitert, betrug, bei seinem Eintritt, 2,046 Quadratmeilen. Ueber die Veröfßerung dieses Flächenraums ist nichts zuverlässiger aufgeschrieben worden. Nach dem Maßstabe, den die Hauptstadt gemeldet, konnte sie jedoch nicht beträchtlich seyn; denn Berlin, obgleich durch den Anbau des sogenannten Werders und durch die Dorotheen-Stadt vergrößert, zählte, nach den schärfsten Angaben, im Jahre 1690 in allen seinen Abtheilungen nur 21,500 Einwohner *). Erbe des Sangen war der Kurfürst Friedrich, dieses Namens der Dritte, aus der ersten Ehe entstammen, zu Königsberg in Preussen geboren, und beim Tode seines Vaters 31 Jahre alt. Aus der zweiten Ehe überlebten dem großen Kurfürsten sechs Kinder: 1) Philipp Wilhelm, ausgestattet mit der Markgrafschaft Schwedt und verschiedenen Pommeran. Ämtern, gest. 1711. 2) Maria Amalie, vermählt erst mit dem Erbprinzen von Mecklenburg, sodann mit dem Herzog von Sachsen-Zey, gest. 1739. 3) Albrecht Friedrich, nach dem Tode seines Vaters

*) Die Veröfßerung des Kurfürstenths betrug mit Preussen alle überhaupt zwei Willken.

der Karl Philipp Hermeister des Johanniter-Ordens, in der Folge auch Statthalter in Hinterpommern, gest. 1731. 4) Karl Philipp Hermeister des Johanniter-Ordens, gest. 1693. 5) Elisabeth Sophie, vermählt erst mit dem Herzog von Anhalt, dann mit dem Markgrafen von Brandenburg, in letzter Ehe mit dem Herzoge von Sachsen-Weimagen, gest. 1748. 6) Christian Ludwig, Statthalter zu Halberstadt und Dompropst zu Magdeburg, gest. 1734. Man begreift, daß eine so zahlreiche Nachkommenschaft einem lebenden Vater, wenn dieser ein Fürst ist, unter gewissen Umständen Sorgen verursachen kann, die sich nur dadurch besänftigen lassen, daß die Staatseinkünfte von ihm aufgespeert wird. Das Uebereinstimmende, das die Kurfürstin Dorothea über ihrem Gemahl gehabt haben soll, bestand also wesentlich in — ihrer Fruchtbarkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Es sei und eine Wiederholung erlaubt, um das, was wir vorzutragen gedanken, in besserem Zusammenhang zu bringen . . .

Nachdem Adam Smith in seinem berühmten Werke auf eine in die Augen springende Art bewiesen hat, daß keine Regierung, ohne sich zahllosen und höchst nachtheiligen Verschümmern auszusetzen, es auf sich nehmen kann, die Betriebsamkeit und die Arbeiten der Privat-Personen zu leiten, wirft er die Frage auf: „Welches ist die nützlichste Art der Einrichtung einer Regierung auf die Gesellschaft?“

Seine Antwort ist:

„Sie hat nur drei Vorrichtungen zu vollbringen. Diese sind wichtig, aber einfach, und ihre Nothwendigkeit zu begreifen, reicht die gewöhnlichste Einsicht hin.“

„Die erste besteht darin, die Gesellschaft zu beschützen vor den Angriffen und Gewaltthaten anderer unabhängiger Nationen.“

„Die zweite darin, jedes Mitglied der Gesellschaft vor den Fälschungen des Arbeitslobens und der Ungerechtigkeit jedes andern Mitgliedes zu bewahren.“

„Die dritte endlich besteht in der Stiftung gewisser, dem Publikum nützlicher Einrichtungen, welche zu schaffen und zu unterhalten nicht zum Vortheil eines Individuums
oder

oder einer geringen Zahl von Individuen gerichtet; aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil die, mit diesen Einrichtungen verbundenen Ausgaben die Vortheile, welche Privatpersonen, wenn sie jene auf ihre Kosten unterhalten wollen, davon ziehen können, bei weitem überwiegen würden.“

Es versteht sich wohl von selbst, daß der britische Staatswirtschaftslehre, indem er sich so ausdrückte, nur solche Gesellschaftszustände im Auge haben konnte, wie die der europäischen Welt des achtzehnten Jahrhunderts waren; denn, wenn man über die möglichste Art der Einwirkung einer Regierung auf die Gesellschaft im Allgemeinen etwas feststellen will, so müssen alle gesellschaftlichen Zustände, die es jemals gegeben hat, oder auch noch gibt, in Betrachtung kommen, was nicht geschehen kann, ohne über die Art der Einwirkung der Regierung auf die Gesellschaft mit mehr Zurückhaltung zu sprechen, als es von Adam Smith geschehen ist.

Welcher Art aber auch die Einwirkung der Regierung auf die Gesellschaft seyn möge: vollziehen kann sich diese Einwirkung immer nur dadurch, daß die Gesellschaft die Mittel dazu hergibt; denn sie allein bringt alles das hervor, was die Regierung bedarf, um ein Daseyn und eine Wirksamkeit zu erhalten. Freier wäre es abgeschmackt, der Legation die Produktionskräfte abzusperren; da diese aber, in Beziehung auf sie, nur immaterieller Art ist, so entsteht ganz natürlich die Frage: „auf welche Weise vermittelt man materielle und immaterielle Produktionskräfte so, daß beide neben einander bestehen können?“ oder, mit andern Worten: „wie ist es anzufangen, daß Regierte und Regierer in Harmonie bleiben und sich gegenseitig unterstützen?“

Von einem guten Werthe verlangt man, daß er von dem, was er zu seinen Bedürfnissen rechnet, nicht über dessen Werth bezahle, und sich besonders keinen Vorkümmern hingehen soll, weil diese zur Verschwendung, dem Gegentheile jeder guten Wirtschaft, verführen. Darf der Staatswirth hierin seine Noem finden: so muß ihm zugleich erlaubt seyn, sich zum Richter über dasjenige aufzuwerfen, was die Gesellschaft für ihre materielle Production von der Regierung erhält. Es läßt sich sogar behaupten, daß, wenn ihm über das Verhältniß der Gesellschaft zur Regierung sein Urtheil zukommt, seine Kunst oder Wissenschaft so gut als nichts ist; denn, wenn er über dies Verhältniß keine Auskunft zu geben versteht, so fallen alle seine übrigen Urtheile in nichts zusammen. Der wahre Staatswirth muß demnach angeben können, welchen Werth alles Einzelne, das von der Regierung ausgeht, für die Gesellschaft hat; und wiewohl dies eine sehr schwierige Aufgabe ist, so darf er dieselbe doch unter keinem Vorwande, bei Strafe seiner Nullität, zurückweisen. Nur allzu leicht wird er sich dem Vorwurfe der Anmaßung dabei aussetzen; doch darf er selbst diesen nicht scheuen, sobald er sein Wesen darin setzt, daß er vor allen die Bestimmung habe, anzugeben, durch welche Mittel die Gesellschaft nicht bloß erhalten wird, sondern auch die Sicherheit gewinnt, ihre Kraft zu vermehren und in die Zukunft hineinzutragen.

Unter den verschiedenen Verrichtungen der Regierung steht das Befehlgeben nothwendig oben an.

Was heißt Gesetz geben?

Es heißt: Diejenigen Willen hervorbringen, welche die Regeln für das Verhalten der Vergesellschafteten ausmachen sollen.

Trennt man in Gedanken die Vergesellschafteten von der Regierung: so begreift man auf der Stelle, warum jene sich nicht mit der Abfassung dieser Regeln beschäftigen können. Verpflichtet, für die Bedürfnisse ihrer Familien zu sorgen, außerdem aber der mannichfaltigen Kenntnisse beraubt, welche die Abfassung guter Gesetze erfordert, ist die Mehrzahl der Bürger geneigt, dies Geschäft an Diejenigen zu übertragen, die ihm gewachsen sind. In dieser Lage der Dinge nun sind zwei Fälle möglich. Der eine ist, daß die Gesetze, denen sich die große Mehrheit unterwerfen soll, zu ihrem Vortheil passen; und in diesem Falle erfolgt die Unterwerfung ohne allen Widerstand. Der andre ist, daß sie nicht passen; und in diesem letzteren Falle findet eine mehr oder minder allgemeine Empörung statt. Was in dieser wichtigen Angelegenheit hauptsächlich entscheidet, ist die vollständigere Kenntnis, welche der Gesetzgeber von dem Civilisations-Grade Derjenigen besitzt, für welche er statuiren möchte. Über diesen Civilisations-Grad hinaus, oder hinter denselben zurück, giebt es keinen Erfolg für den Gesetzgeber. Wollte irgend ein moderner Colon die Gesetzgebung der Indianer verbessern, so würde er an diesem Unternehmen eben so sehr scheitern, als Josaphat der Judee an der Unterdrückung der Klöster und an der Bekämpfung der päpstlichen Autorität in seinen Staaten am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts scheiterte. Nicht gering ist die Zahl der Staaten, welche schlechte Gesetze

haben; allein, indem sie dieselben für gute halten und ihrem Gesetzeheiten getreu bleiben, glauben sie sich nicht schlechter zu befinden, als andere, die nicht in ihrem Falle sind; und hieraus folgt ganz von selbst, daß, wenn nicht etwa Gewalt geübt werden soll, nichts sorgfältiger abgewartet werden muß, als der rechte Zeitpunkt für die Verbesserung der Gesetze.

Bewissen Erscheinungen jenseits, ist aber zu keiner Zeit auf die Art und Weise, das Gesetz zu bilden, mehr Gewicht gelegt worden, als in der, worin wir leben. Wenn im heimischen Unterhause alljährlich 656, in der französischen Deputirten-Kammer alljährlich 430 Gesetzgeber versammelt werden, und wenn die legislatorische Weisheit dort durch ein zahlreiches Oberhaus, hier durch eine nicht minder zahlreiche Pairkammer unterstützt und gesichert wird: so darf man wohl sagen, daß so große Vorrichtungen einem Beweise von dem Wunsche der Gesellschaft, durch die besten Gesetze gerichtet zu seyn, ablegen. Fast unermesslich möchte man den Aufwand nennen, welcher zur Aufrechterhaltung eines solchen Systems gemacht werden muß; denn, selbst wenn dieser Aufwand aus den Taschen der Gesetzgeber, ob sei ganz oder größten Theils, bestritten wird, darf er nicht anders betrachtet werden, als in dem Lichte eines Opfers, das die Gesellschaft sich selbst darbringt, um zu guten Gesetzen zu gelangen.

Was bei dem Repäsentativ-System beabsichtigt wird, liegt demnach außer Zweifel. Die Frage kann in dieser Beziehung keine andere seyn, als ob die angewendeten Mittel dem Zwecke entsprechen, um dessentwillen sie in Bewegung gesetzt werden. Darüber nun kann nur die

Erfahrung entscheiden. Doch was sie aussagt, ist unglücklichweise von einer solchen Beschränktheit, daß man in die Versuchung geräth, zahlreiche Versammlungen von Gesetzgebern den schlechtesten Maschinen zu vergleichen, deren Product entweder gar keinen oder einen sehr geringen und sehr vorübergehenden Werth hat. Wer von uns erinnert sich nicht der Krisiden, die vor wenigen Jahren im britischen Unterhause über die Criminal- und die Civil-Gesetzgebung Englands von den Herren Peel und Brougham vorgetragen wurden? Keinem ist es eingefallen, diesen Krisiden den Charakter der Wahrheit zu versagen. Was geht aber daraus hervor? Wie wir glauben: nichts weiter, als daß in zahlreichen Versammlungen, selbst wenn ihre Beratungen öffentlich sind, keine Garantie für die Güte der von ihnen ausgehenden Gesetze enthalten ist, daß also ein Volk die Abfassung der ihm nothwendigen Gesetze leicht zu sühnen bezahlen kann, und daß es Verschwendung treibt — unverantwortliche sogar — wenn es sich in den Fall bringt schlechte Gesetze zu erhalten.

Es ist hier nicht der Ort, alle Eigenthümlichkeiten des Repräsentativ-Systems aufeinander zu setzen; doch kann wir nicht umhin, die eine oder die andere hervorzuheben. Angenommen, daß es nicht aus altem Mißbrauch hervorgegangen sei, welche zwar verbessert werden sollten, aber, weil man ihnen Krim beilehen ließ, nur verschlimmert wurden, konnte es, wie jedes andere politische System, keinen andern Foud haben, als die Sicherheit, das Eigenthum und die Rechte eines Jeden zu beschützen. Was hat es aber in diesen Beziehungen geleistet? Indem das Wahlrecht-System von ihm ausgegangen ist, hat es, auf dem

Weg scheinbarer Erleichterungen nur dahin gewirkt, daß die ihm unterworfenen Völker, in verhältnißmäßig kurzer Zeit, eine Steuerlast aufgeladen haben, unter welcher sie nur erliegen konnten. Am abschreckendsten ist in dieser Hinsicht das Beispiel Englands, dessen Staatsschuld so angewachsen ist, daß ihrer Verginsung Anstrengungen erfordern, welche der Arbeit ihrem Werth rauben. England ist auf diesem Wege auf den Punkt zurückgekommen, auf welchem die Staaten des Mittelalters mit ihrer politischen Einsicht standen. Jedem nämlich, in frühem Zeiten, das Daseyn des Vaterlandes nur von dessen materieller Stärke abhing, blieb nichts anderes übrig, als, es sei im Innern oder im Aeußern, die Feinde dieses Vaterlandes zu vernichten, wofern es nicht von ihnen vernichtet werden sollte. In dieser Lage der Dinge durfte es nicht an einem fanatischen Patriotismus fehlen, derudge dessen alle Opfer nichts, das Vaterland hingegen alles war. Was geschah jedoch? Ein Volk, das, für seine Befestigung, nur materielle Stärke aufzubringen hatte, wurde Sklave von dem Augenblicke an, wo es der schwächere Theil war; es wurde Sklave eines andern Volkes, oder eines Despoten, und diese antworteten auf alle Verstellungen, die man ihnen machte, mit demselben *Vae victis!* das die Besiegten, so lange sie die Schwächeren waren, zur Befestigung ihres Befehlens angewendet hatten.

Für das Repräsentativ-System gilt der Grundsatz: „daß die Gesetze dem allgemeinen Vortheil in demselben Maße besser entsprechen, als die Zahl der Gesetzgeber größer ist.“ Doch wie viel fehlt daran, daß dem wirklich so sei! Gerade in der Uebersahl der Gesetzgeber liegt einer von den

Hauptgründen, um derentwillen das Besetzungs-Gesetz im Repräsentativ-System nothwendig mißrath; denn starke Versammlungen werden einem, ihnen vorgelegten Gedankem nie gleichzeitig auffassen und ausbilden, und soll dieser Gedanke gleichwohl Gesetz werden, so wird man, um bei der Abstimmung über denselben jeden Widerstand zu besiegen, seine Zusage zu künstlichen Winkeln nehmen müssen. Nun wird im Repräsentativ-System zwar angenommen, daß die Ehre, zu den Besetzern gewählt zu werden, eine Entschädigung für alle die Opfer sei, welche dem gemeinen Wesen dargebracht werden; da aber nicht Alle ein gleich lebendiges Gefühl für diese Ehre haben, so fehlt es nie an Solchen, die, sofern es auf ihre Zustimmung ankommt, ganz andern Beweggründen Raum geben. Wer erinnert sich nicht des Ausrufs, wodurch der Minister Walpole die Nothwendigkeit der Parliaments-Glieder charakterisirte? Bekanntlich werden 90 Mitglieder des Unterhauses, welche bei Abstimmungen die spezielle Bedachung des Ministeriums bilden, mit 200,000 Pf. Sterling remunerirt. Wer giebt diese Summe her? Der herbeiziehende Theil der Gesellschaft; dies verdrängt sich mit keinem Zweifel. Weßhalb aber ist diese Summe noch nie im Budget aufgeführt worden? Weil man sich einer solchen Aufzählung schämt, und weil es sich mit allen Budgets in Repräsentativ-Staaten zuletzt nicht anders verhält, als mit der Rechnung jenes städtischen Räumers, welcher aufrichtig genug war, zu sagen: „auch meine Scharlach-Weise mit der besten gelben Dreß ist in diese Rechnung enthalten; aber ich will den sehen, der sie herausfinden soll.“ Die Natur der Gesellschaft wird also im Repräsentativ-System auf eine merk-

nürdige Weise zugleich verlegt und gerächt. Verlegt wird sie durch die Forderung, daß der Beschädigte keine andere Entschädigung für seine Wunde annehmen soll, als welche in der Eile besteht, Mitglied einer zahlreichen Versammlung zu seyn; gerächt aber wird sie dadurch, daß die Verletzten ihre Kraft gegen Diejenigen richten, zu deren Verschuldung und Vertheidigung sie vorhanden sind. Die Furcht vor dem Despotismus eines Einzelnen hat das Repräsentativ-System geboren; allein ist der Despotismus durch dies System nicht ins Unendliche vergrößert worden? So muß, glauben wir, Jeder urtheilen, der da weiß, was die Farte verdirgt.

„Sollen die Grundsätze der Staatswirtschaftslehre das politische System, oder soll dieses die Grundsätze der Staatswirtschaftslehre bestimmen?“

Die Beantwortung dieser Frage ist minder schwer, als sie zu seyn scheint. Angenommen, man wolle sie zum Vortheil des politischen Systems entscheiden: so würde es an jedem Maßstab für die Güte desselben fehlen, und alles, was jemals in demselben fehlerhaft war, würde seine Rechtfertigung darin finden, daß es bestanden habe. Ist die Idee von Zweck und von Mitteln zur Erreichung desselben: so liegt es in der Natur der Dinge, daß der erstere durch die letztern bestimmt wird, weil er sonst unerreicht bleiben würde. Nun kann zwar gesagt werden, daß in dem Verhältniß des politischen Systems zu den Grundsätzen der Staatswirtschaftslehre sehr Vieles möglich sei, was man a priori nicht dafür gehalten; die Erfahrung selbst spricht dafür, sofern sie auslegt, daß große Anstrengungen gemacht werden sind, um ein fehlerhaftes Verhältniß zu-

schen beiden ausreicht zu erhalten. Allein im gesellschaftlichen Leben hat alles seine Bedinge; und sobald die Kraft einer Nation nicht mehr ausreicht, einem fehlerhaften politischen System Dauer zu geben, stürzt dieses immer in sich selbst zusammen. Alldem nun tragen die Grundzüge der Staatswirthschaft, vorausgesetzt, daß sie richtig angesehen werden, den Sieg über das politische System davon, d. h. man richtet sich anders ein, weil man dazu genöthigt ist. Unverantwortlicher aber ist nicht, als Verschwendung, welche in Beziehung auf Gesetzgebung getrieben wird; denn, wenn leuchtet wohl nicht ein, daß dies Geschäft immer nur Denen anvertraut werden sollte, die unter ihren Zeitgenossen für die Einsichtvollsten und Tugendhaftesten gelten, und daß, da ihrer immer nur Wenige seyn werden, ein weitgetriebener Aufwand für sie weder nöthig, noch angebracht ist? Vorausgesetzt also, daß die Grundzüge der Staatswirthschaft jemals zu einer allgemeinen Kenntniß, als bisher, gelangen, wird man das Repräsentativ-System, für welches man gegenwärtig wie *pro aris et focis* kämpft, ruhig fallen lassen, und kaum begreifen können, wie der menschliche Verstand sich so weit verirren konnte, irgend ein Gewicht auf dieses System zu legen.

Man würde aus dem bisher Bemerkten alles viel folgern, wenn man darauf bestehen wollte, der Gedanke des Verfassers sei, daß das Gesetzgebungsgeschäft ohne Nachtheil in einigen Wenigen centralisirt werden könne. Weit entfernt von einem solchen Gedanken, glaubt er vielmehr, dies Geschäft müsse so viele Vertheile finden, als der Umfang einer gegebenen Gesellschaft erfordert, ohne

daß gerade bestimmt wird, auf wie viel Tausende ein Gesetzgeber fallen, und auf welchem Vollstreckungs-Modus er hervorgehen soll. Was in dieser Hinsicht hergesehen ist, schließt auch den großen Fehler in sich, daß die gesetzgebenden Versammlungen sich in bloße Allgemeinheiten verlieren, ut aliquid locisse videantur, während das wahre Interesse der Provinzen, denen sie angehören, ganz aus dem Spiele bleibt und der gesellschaftliche Zustand in denselben für nichts gratet wird. Es soll, den Anschauungen des Verfassers zufolge, also allerdings ein Kollegium von Gesetzgebern geben; allein dies Kollegium soll so geordnet seyn, daß es die individuellen Interessen der einzelnen Provinzen umfaßt, einer jeden gerade das giebt, wodurch sie zu einer Harmonie mit ihrem Schwester-Provinzen erregen wird, und überall nur dahin arbeitet, Zwecke nützlicher Thätigkeit — auf welche es bei der Gesetzgebung allein ankommt — mit dem geringsten Geräusch und Kraftaufwand zu fördern. Ein solches Kollegium braucht aber nicht aus mehreren Hunderten zu bestehen, um höchst nützlich zu werden; ein solches Kollegium hat auch gar nicht nöthig, auf die so veränderliche öffentliche Meinung zu lauschen, um zu erfahren, woher der Wind kommt und wohin er fñhet. Nicht diese, sondern die genaue Kenntniß der Gesellschaft, in allen ihren Beziehungen, ist der Boden, auf welchem es steht. Sollte auch keine seiner Mitglieder zu einer Veräbthung gelangen, ja sollten die von ihm ausgegangenen Wohlthaten, ihren Urhebern noch, nie bekannt werden — was verschätze dies alles zuletzt, wenn nur höheres Wohlses der Vorgesellschafteten das letzte Resultat von Bemühungen ist, welche von einer solchen Behörde ausgehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Verfall der Wissenschaften in England.

(Fortsetzung)

Von diesem, für das Gefühl eines Engländer's so schmerzlichen Kontrast werden wir uns nach einem noch weit niederschlagenderen, wenn wir die Lage unserer lebenden Philosophen und den gegenwärtigen Zustand unserer Wissenschaft ins Auge fassen. Um jedoch eine richtige Meinung von diesem wichtigen Gegenstande zu erhalten, müssen wir vorher eine Uebersicht von dem Zustande der Wissenschaft auf dem Festlande zu gewinnen suchen.

Unter allen europäischen Königreichen ist Frankreich, zweifelsohne, das einzige, in welchem die wissenschaftlichen Einrichtungen nach den erlauchteten und liberalsten Prinzipen geregelt sind, und die Wissenschaft mit dem besten Erfolge angebaut wird. Diese Auszeichnung verdankt Frankreich der Bildung seines Instituts, welches aus vier verschiedenen Akademien zusammengesetzt ist, namentlich 1) aus der französischen Academie; 2) aus der königlichen Academie der Inschriften und schönen Literatur; 3) aus der königlichen Academie der schönen Künste; 4) aus der königlichen Academie der Wissenschaften. Die letztere, bei welcher wir allein verweilen, ist auf folgende Weise zusammengesezt.

Mathematische Wissenschaften:

	Wglieder.	Corresp. Wglieder.
Geometrie	6	6
Mechanik	6	6
Astronomie	6	16
Geographie und Schifffahrt	3	3
Allgemeine Physik (Natur-Philosophie)	6	6

Physische Wissenschaften:

Chemie	6	12
Mineralogie	6	8
Botanik	6	10
Landwirthschaft und thierische Heilkunde	6	10
Medicin und Zoologie	6	10
Heilkunde und Wundarzneikunde	6	8
	63	95
Assigirte Mitglieder	8	

Erledigte Plätze, welche in diesem wissenschaftlichen Körper entstehen, werden durch Schommenswechseln ausgefüllt, und in dem Falle ordnungsmäßiger oder assigirter Mitglieder ist die königliche Zustimmung zur Vollendung der Wahl erforderlich. Politische Beweggründe haben, wie wir glauben, selten, wenn jemals, Einfluß auf diese Wahlen ausgeübt; und unsere Leser brauchen nur einen Blick auf die Liste der Mitglieder zu werfen — eine Liste, welche unsterbliche Namen enthält — um eine Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Angabe zu erhalten.

Die drei und sechsßig ordnungsmäßigen Mitglieder der Academie erhalten jedes eine jährliche Pension von 1500 Fr.

von der Regierung, und die beiden Sectoren jeder 6000. Eine beträchtliche Anzahl dieser Mitglieder aus den Abtheilungen der Geometrie, Mechanik, Astronomie und Schifffahrt bilden das Edigen-Corps, und erhalten einen arithmetischen Zuschuß zu ihrem Gehalte. Andere haben Stellen in der Universität Straßburg, an der königlichen Sternwarte, an der polytechnischen Schule, in dem Pflanzengarten, in der Bergmannsschule und in der Schule des Straßen- und Brückenbau's. Mit einem Worte: die Mitglieder der Akademie können betrachtet werden als Leute, die sich in einer vortheilhaften Lage befinden, und, weil sie von den Anstrengungen einer handwerksmäßigen Arbeit befreit sind, ihren wissenschaftlichen Bestrebungen in dem Frieden der Zurückgezogenheit und des häuslichen Lebens ungehindert nachgehen dürfen. Dabei hat Frankreich in seiner Sorgfalt für die Respectabilität seiner Philosophen kein Vergessen der stürmischen Erache des Genies und der Vertriebsamkeit übersehen. Alle Staats-Ehren sind den ausgezeichnetsten Denkern und Schriftstellern zugesandt und zugewendet. Der Weis- und der Held berathschlagen in demselben Cabinet; sie sitzen zusammen in der Pairie, und in der Deputirten-Kammer; sie führen dieselben Titel; sie sind mit demselben Orden geschmückt, und Arm und Geist der Nation sind auf diese Weise unaussprechlich für ihren Namen und für ihre Vertretung verbunden.

„Wenn wir,“ sagt Herr Vasthage, „die Liste des Instituts müssen, so werden wir nur Wenige antreffen, welche nicht Titel oder Decorationen besitzen; da aber der Werth solcher königlichen königlicher Gunst in einem hohen Maße abhängen muß von der Frequenz, in welcher sie

vorzulegen: so will ich mehrere Umstände anführen, welche dem englischen Leser schwerlich bekannt sind.

	Zahl der Mitglieder des Instituts in der Ehrenlegion.	Gesamtheit ihrer Classe in der Ehrenlegion.
Großkreuz	3	80
Großkreuzer	3	160
Kreuzthum	3	400
Beamte (Offiziers)	17	2000
Nicht	40	nicht gezählt.

	Zahl der Mitglieder des Instituts, welche den St. Michael-Orden haben.	Gesamtheit dieses Ordens.
Großkreuz	2	100
Nicht	27	

Unter den Mitgliedern des Instituts befanden sich:

Könige	2
Kardinäle	1
Großen	4
Bischofs	2
Barone	14
Zusammen	23
Von diesen sind Paare	5

In demselben Jahr, auf welches sich diese Einzelheiten ganz besonders beziehen, fand die vierjährige Waffelung der National-Vereinsarmee Frankreichs Statt. Bei dieser Gelegenheit verlieh Karl der Dritte das Band der Ehrenlegion an zwölf der ausgezeichnetsten Künstler, und vertheilte acht und vierzig goldene, neun und dreißig silberne und sechshundert und siebenzehn bronzene, in Allem vierhundert

bert und vier Medaillen. Der Einfluß solcher Liberalität auf die Fortschritte der Gewerbe braucht nicht hervorgehoben zu werden.

Obwohl die wissenschaftlichen Institutionen Preussens, weder der Organisation noch dem Umlaufe nach, mit denen des französischen Reichs verglichen werden können, so wird doch der großmüthige Schutz, den das Haus Brandenburg dem Erbgere der Wissenschaft zuwendet, von keinem regierenden Hause Europa's erreicht, viel weniger übertroffen. In weniger als zweiszig Jahren ist die Universität zu Berlin zur Berühmtheit emporgehoben; und durch die Munifizenz des Königs enthalten die Kassen der Anatomie, Zoologie, Mineralogie und Geologie reiche und gut geordnete Sammlungen. Die berühmten Namen: von Humboldt, von Buch, Wächterlich, Serbell, Weiß, Cramer, Heinrich und August Nöse glänzen die Universität und die Akademie Berlins; und die große Gönnerung des Königs zu jeder Art von Talent, so wie der Wunsch, die besten Köpfe des Auslandes um sich zu versammeln, unterstützt die Hoffnung, daß diese Institutionen in sehr kurzer Zeit den ähnl. Einrichtungen Frankreichs gleichkommen werden.

Bei dem Zusammentritt der deutschen Naturforscher und Philosophen, welcher im Septbr. 1828 zu Berlin stattfand, erstreckte sich die Liebe des Königs und der königlichen Familie zu den Wissenschaften auf eine schlagende Weise. Am Abend des ersten Tages dieser Zusammenkunft gab Herr von Humboldt, der berühmte Reisende und Kammerherr des Königs, eine große Soirée in dem Concert-Saale des National-Theaters. Fast 1200 Personen von Rang und Talent waren bei dieser Gelegenheit versammelt,

und der König von Preußen selbst beehrte diese glänzende Versammlung mit seiner Gegenwart. Mehrere Fürsten des Auslandes, der preussische Adel und die ansehnlichen Gesandten waren gleichfalls zugegen. Die Prinzen des Hauses mischten sich unter die Anhäuer der Wissenschaft, und der ruhmwüthige Erbe des preussischen Thrones gerieth in enge Bekanntschaft mit den Philosophen seines eigenen Landes und anderer Königreiche, mit Männern, welche sich durch ihre Geistes- und ihre Talente berühmt gemacht hatten.

Wir haben bereits der Freigebigkeit gedacht, womit die Kaiser Russlands für die große Wissenschaft gesorgt haben, die sie in ihrer Hauptstadt zogen. Die Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg, welche so viel für die Erweiterung der Erkenntniß gethan hat, besteht aus Individuen, welche auf öffentliche Kosten unterhalten werden, und die Regierung hat, bei jeder Gelegenheit, die edelste Vorliebe für ihre Philosophen und Künstler an den Tag gelegt. Die neuerdings erfolgte Anlegung eines Observatoriums zu Doepat in Russland, versehen mit den besten Werkzeugen, welche Europa hervorbringen kann, und ausgestattet mit dem reichlichsten Gehalte für die Beobachtung, wird für immer ein solches Denkmal für den Fürsten bleiben, von welchem es gegründet ist. Die Regierung des Kaisers Nikolai, obwohl in ihrem Beginn durch einen nothwendigen Krieg gestört, verspricht, den Wissenschaften eben so günstig zu werden, wie die seiner Vorgänger es gewesen ist. Ein technologisches Institut zur Beförderung nützlicher Gewerbe ist vor kurzem zu St. Petersburg in Gang gebracht worden, und in jedem Theile des unermesslichen russischen Reichs sind Philosophen und Mannsforscher mit

mit den ansehnlichsten Gegenständen der Wissenschaft beschäftigt. Als Herr von Humboldt, auf seiner Rückkehr aus Sibirien, St. Petersburg besuchte, wurde er mit allen den Ehrenbezeugungen empfangen, welche seiner wissenschaftlichen Vortrefflichkeit gebühren; und auf seine Empfehlung ist die Akademie der Wissenschaften von dem Kaiser zur Ernennung einer Kommission bevollmächtigt worden, welche die Bestimmung hat, in der Hauptstadt ein Observatorium für physikalische, meteorologische und magnetische Beobachtungen zu stiften.

Schweden ist in eifriger Beschäftigung der Wissenschaft nicht zurückgeblieben hinter den übrigen Königreichen des Nordens. Der berühmte Chemiker Bergslund ist mit einem Sitz in dem Hause des Reichsherrn beehrt worden. Das Kreuz des Besa-Ordens und das Großkreuz des Polar-Ordens sind sein Erbtheil geworden; und außer diesen Zeichen königlicher Achtung genießt er, fast ausschließend, das Patronat der chemischen und medicinischen Lehrstühle Schwedens. Obgleich in seinen Jahren dringt, hat das Königlich-Königliche dem Professor Hanssen nicht weniger als 3000 Thaler vorgestreckt, um eine magnetische Reise in Sibirien zu machen; und dies großmüthige Vertrauen zu einem Landmann ist gut bezahlt worden durch eine Reihe der schärfsten Beobachtungen. Ja, wir sind überzeugt, daß jeder echte Philosoph in Europa ein Dankgefühl nährt für die patriotischen Noenberger wegen eines Altes von Achtung für Wissenschaft, welcher der allermächtigsten Nation zur Ehre gereichen würde.

In den übrigen Staaten Europa's wird dieselbe Begeistertheit auf Philosophen ausgedehnt; und Vertraulichkeit mit Wissenschaft, anstatt eine Zurücksetzung mit sich zu führen,

ist eine Empfehlung zu Ehrenreichen und zu Bekannern von Würde und Vertrauen. Dersehl, Gang und v. Humboldt erschienen auf dem Berliner Philosophen-Kongreß mit den Orden ihrer bezüglichen Euerdne gekrönt. Der Maris Rangan, Verfasser der Denkschrift sulle Funzioni generali und anderer mathematischer Werke, ist im mauritanischen Staat zum Finanz-Minister und zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt worden. Graf Jassembrou, Ueherer mehrer Denkschriften über Gegenstände der Mechanik und Hydraulik, ist der Premier-Minister des Großherzogs von Toskana, und der Freiherr von Lindenau, wohl bekannt durch seine astronomischen Werke, und ehemals Astronom auf dem Gotha'schen Observatorium, später der Regidentant eines Großherzogs auf dem deutschen Bundesstage, genießt gegenwärtig das Einkommen eines königlich-sächsischen Gesandten am niederländischen Hofe.

Nach allen diesen Angaben, welche aufgedehnt werden könnten über Oesterreich, Dänemark, Baiern, Preuß und die Niederlande, sind wir berechtigt, zu behaupten, daß, die Türkei und die pyrenäische Halbinsel abgerechnet, in jeder Nation des europäischen Festlandes, wissenschaftliche Berge ihre Inhaber zu Reichthum, Ehre, Ausdruke, so wie zur Kunst und Freundschaft ihrer Euerdne, führen.

In England jedoch stellt sich das Umgekehrte dieses Grundsatzes unserer Betrachtung dar.

Auf den bestlichten Inseln giebt es in diesem Augenblick keinen einzigen Philosophen, wie hervorragend seine Dienste auch seyn mögen, der den geringsten jener Titel trägt, welche dem niedrigsten Wohlthäter der Nation, oder dem demüthigsten Diener der Krone zu Theil zu werden pflegen.

Es giebt keinen einzigen Philosophen, der eine Pension, eine Zulage, eine Einkunft genießt, fähig, ihn und die Seinigen in der trauernsten Lage zu unterstützen.

Es giebt keinen einzigen Philosophen, welcher die Ehre eines Senators oder die Freundschaft seiner Minister genießt.

Herr Dalton, der ausgezeichnete Chemiker in Großbritannien — ein Mann, welcher der Chemie ihrer neuesten Werke gegeben hat — was ist sein Loos gewesen? Er hat die Blüthe seiner Tage in dem Schlarathum verbracht, das sich an den Unterricht in der Mathematik knüpft; nie ist ihm der kleinste Beweis von National-Erkennlichkeit zu Theil geworden. Herr Juerg, der erste Mathematiker in England, hat die Kraft seines Lebens als Lehrer der Mathematik zu Marlow erschöpft, sich, gleich dem niedrigsten seiner Kollegen, mit einem Zeugniß seiner Abgeliebt-heit zufrieden, und die Erlaubniß erhalten, die letzten Jahre seines Lebens in Mangel und Verdunklung zu verschmachten.

Wenn die größten und vortheilhaftesten unserer Weisen in einem so hohen Grade vernachlässigt werden sind, dürfen wir uns alsdann darüber wundern, daß die Lage der jüngeren nicht besser ist, und daß sie keine andere Bestimmung haben, als in die Fußstapfen ihrer Vorgänger zu treten? Dürfen wir fragen, welche Früchte der Wohnung auf Breton, den ersten Botaniker des Zeitalters, übergegangen sind? — auf Lavoisier, den Vorgesetzten unserer Wissenschaft? — auf Robbaze, den Erfinder einer Maschine, welche von Seifenkraft besetzt zu seyn scheint? — auf Rater, Barlow, Christie und South, welche die Entlagen der physischen

Wissenschaften erweitert haben? — auf Thomson, Henry und Faraday, welche im Felde chemischer Entdeckungen glänzten! — aber auf Murdoch und Heinrich Vell, welche die zwei größten praktischen Erfindungen unserer Zeit zuerst in wirkliche Anwendung gebracht haben! Von den beiden letztern hat Herr Murdoch das Glück gehabt, zu Reichthum und Ansehen in Folge kaufmännischer Unternehmungen zu gelangen; aber Herr Vell ist vor dem Hungertode nur durch die milden Beiträge seiner Wohlthäter bewahrt worden.

Wäre eine größere Ausführllichkeit nicht vielleicht langweilig: so könnten wir unseren Lesern eine Reihe von Beschwerden der niedererschlagendsten Art ersetzen. Wir könnten heimliche Erfindungen nennen, die im Lande verwerfen, im Auslande benutzt werden sind. Wir könnten die Fälle von sinnreichen Männern anführen, die, nach öffentlicher Beistand ihnen versagt wurde, aber ihre Erfindungen ihrer Privat-Hülfsquellen erschöpft haben, und im Armut, oder wohl gar im Gefängniß, gestorben sind. Wir könnten jene unglückseligen Beispiele bejammern, wo jugendliche Begabung von der Apathie der Nachhaber erstickt wurde und frühgeschlagene Hoffnung die Schmelzregel des Genies in wilde Schöplinge verändelter Geistesverwirrung verwandelte. In Wahrheit, Tag für Tag stoßen wir auf die Opfer unsers Patent-Systems, dieser betrügerischen Boten, welche dem Genie die Motten, den Schurken die Gewinne zuweist — welche dem armen Erfinder des Nachschlags beraubt, den er mühsam erworben oder erborgt hat, und ihn in den Geldbeutel des General-Anwalts und des Grafsiegelbewahers von England versetzt.

Von Nicht-*allgemeinen* Beobachtungen, welche nur auf einem vorübergehenden Eindruck beruhen sind, schei-
ten wir zur Befestigung unserer wissenschaftlichen Instinze vor.
Oder zu erwarten, daß irgend einer unserer Philosophen
Kabinet-Minister, oder Geheimrath, oder Gesandter werde,
bliesse es gleichwohl keine abgeschmackte Voraussetzung seyn,
anzunehmen, daß in einem Lande, wie Großbritannien,
eine Menge öffentlicher Institutionen reichliche Versorgung
für wissenschaftlich gebildete Männer darbiete. Es ist Ge-
bieter des Opus; und hiernach möchte man glauben, daß
sein Köngen-Bureau, gleich dem französischen, mehrern un-
serer Philosophen einen reichlichen Unterhalt gewähren werde.
Auf gleiche Weise könnten seine Buchschmuck-Bureau, mit
ihren unermesslichen Einkommen, gleich dem correspon-
denden Bureau in Frankreich, Andern bequeme Lagen ver-
schaffen; seine Manuscript-Bureau von Männern geleitet
werden, welche Theorie mit Praxis verbinden; eine mine-
rallischen Schatz einer Schmelze zur Beleuchtung Dorer, die
sie erforschten und auf die Gewerbe anzuwenden, abwerfen;
seine königliche Bibliothek ansehnliche Lagen in sich schließen,
und eine Universitäts, außer den gewöhnlichen Lehrstühlen
für Brod-Studien, andere Lehrstühle enthalten, die, wäh-
rend sie berühmte Männer ansetzten, ihnen hinreichende
Masse zur Fortsetzung ihrer Forschungen gewähren. Dies
Alles könnte in England vorausgesetzt werden, weil es an-
getroffen wird in Ländern, welche weit unfähiger sind und
den deswegen weniger Betrug haben, freiwillig gegen ihre
Philosophen zu seyn.

Doch in welchem Grade werden diese Erwartungen
betrogen! Das Köngen-Bureau wurde gestellt unter die

Leitung des Herdes und der Sekretarien der Admiralität u., unter den königlichen Officieren und gewisse Professoren von Oxford und Cambridge, unter den Präsidenten und drei Secretes (Geheulsen) der königlichen Societät, und unter drei, von der Admiralsität gewählte wissenschaftliche Commissarien, welche jährlich hundert Pfund beziehn, und von welchen derjenige, der den Secretär führt, einen Gehalt von 300 Pf. und außerdem 200 Pf. für seine Aufsicht über den Schiffs-Almanach hat. Dies so kleinm zusammengesetzte Bureau wurde im Jahre 1828 aufgehoben, aus dem ganz einfachen Grunde, wie wir glauben, weil man es als unnütz betrachtete. Sein Secretärn als Präsident führte jedoch nur von dem Anslande her, daß es nicht, gleich dem französischen Bureau gleichen Namens, von wissenschaftlich gebildeten Männern geleitet wurde, welche, ausgestattet mit regelmäßigen Gehältern, persönlich verantwortlich waren für die ihnen zugewiesenen Befehlungen, und für die Bekanntmachungen, die von ihnen ausgingen.

Seefriedmannen hat drei Leuchthurm-Bureauz, nämlich das von Trinity-House, das schottische Leuchthurm-Bureau, und das Bureau zur Verbesserung des Hafens von Dublin. Hinsichtlich der genauen Zusammensetzung dieser Bureauz sind wir nicht unendlich unterrichtet; allein wir wissen, daß die Fonds, welche jährlich durch ihre Hände gehen, nicht wohl unter 100,000 Pf. Sterl. betragen können. Sie haben Ingenieure, Secretarien und Schatzmeister, welche gute Gehälter beziehen, und in einem dieser Bureauz werden, wie wir glauben, auch die Mitglieder bezahlt. Doch, vermöge eines Beschlusses, welches über allen britischen Institutionen walten, ist von den zahlreichen Mi-

gleichem und Branten dieser wissenschaftlichen Bureau sein einziger wissenschaftlich gebildeter Mann — keiner, welcher bekannt wäre mit den Tugenden der Optik, welche die Vertheilung und Vertheilung des Elements regeln, dessen Vertheilung aber die Tiefe ihr einziges Geschick ausmacht.

Das Schenische Bureau besteht aus zwei Beschreibern (Law-Officers) der Krone, sechs Vorsetzern (provoosts) zwei Richter (baillies), und vierzehn Scheriffe der am Meer gelegenen Gesellschaften, welche ihre Pflichten unentgeltlich und gewissenhaft erfüllen. Allein wie groß auch immer der Eifer und die gesellige Stimmung seiner Mitglieder sein möge: ein solches Bureau verlangt gewissermaßen den Beistand wissenschaftlich gebildeter Männer, welche fähig sind die vollkommensten Systeme der Erleuchtung zu prüfen und einzuführen; und selbst wenn solche aus den Rängen ihrer respektiven Bureauen reichlich bezahle würden, so würde damit noch immer unberechenbare Ersparniß für das Land verbunden sein. So wie sie gegenwärtig konstituiert sind, sind sie unfähig ihrer Bestimmung zu erfüllen. Der Apparat für feste und bewegliche Lichter ist bei weitem zusammengesetzter, als der eines Leuchtschiffs und anderer epöischer Werkzeuge; und doch würde die britische Regierung ersprechen vor einer Parlamentar. Abg., welche die Werkzeuge unserer Observatorien unter die Obhut der Sec. der festen und Scheriffe Schenlands stellen wollte.

Daß diese Nachtheile aus so zusammengesetzten Bureauen entspringen, ist keine Sache der bloßen Vermuthung, nachdem ein schlagendes Beispiel in demselben Bureau, mit welchem wir es hier zu thun haben, vorgekommen ist. Der

Erfinder eines neuen Einsenglases und eines damit verbundenen besonderen Apparats, machte im Jahre 1811 eine Nachricht von seiner Erfindung bekannt. Einige Jahr darauf brachte ein sehr ausgezeichnetes Mitglied der Academie der Wissenschaften dasselbe Einsenglas mit seinem Apparat als eine neue Erfindung für Bruchheilmittel-Erhaltung zur Sprache. Es wurde von dem französischen Bruchheilmittel-Bureau, das aus einigen der vornehmsten Philosophen und Ober-Offizieren in Paris bestand, der sorgfältigsten Prüfung unterworfen; und man fand, daß es bei weitem den Vorschlag gab über alle früheren Erleuchtungs-Weiten. Nicht bloß wurde es angenommen für den großen National-Bruchheilmittel-Bureau von Verdun, sondern man traf auch Anstalten zu seiner Einführung auf dem Küsten Frankreichs. Der Urheber der Erfindung hatte sich früher, wenn gleich vergänglich, Mühe gegeben, die Aufmerksamkeit des Ingegnieurs der schottischen Bruchheilmittel darauf hinzulenken. Gekräftigt durch die gegenwärtige Einführung in einem fremden Lande, wendete er sich jetzt an die drei Bruchheilmittel-Bureau's Großbritannien's, und bat seine unentgeltlichen Dienste an, um das neue System in Gang zu bringen. Das schottische Bruchhaus-Bureau entschloß sich, eins von den Einsenggläsern unter der Oberraufsicht des Erfinders bearbeiten zu lassen.

Zu London machte der Trinity-Bord einige Versuche mit dem neuen Einsenglase, ehe es weiter geschickt wurde; aber das Dubliner Bureau wollte mit der Sache nichts zu schaffen haben. Ein anderer Schritt ist nicht gethan worden; und die Unfähigkeit dieses Bureau's, über das Verdienst der Erfindung zu urtheilen, hat verhindert, daß sie

an die Stelle der unwissenschaftlichen Methoden getreten ist, welche auf jedem Theile der britischen Insel angewendet werden.

Schottland enthält drei andere Bureau wissenschaftlichen Charakters, welche durch eine Parlamentarisch-interponirt sind, namentlich das der Trustees zur Beförderung der Manufakturen Schottlands, das für die britische und weiße Heringsfischerei, und die britische Gesellschaft zur Ausdehnung der Fischeien und zur Verbesserung der Seeflässe. Diese Boards (denn so werden sie genannt) bieten uns dieselbe ungewöhnliche Konstitution dar, wie das Buchhalter-Bureau. Sie alle werden geleitet von unbefoldeten Kommissionären, welche nothwendig unbekannt sind mit den ihnen anvertrauten Dingen. Auch ist in diesen Boards, selbst unter den bezahlten Offizianten, kein einziger Mann von Wissenschaft, und der Board zur Verbesserung der Küste scheint nicht einmal einem Ingenieur in sich zu schließen, sondern ist zusammengesetzt aus Individuen, die, wenn sie überhaupt etwas von unsern Küsten verstehen, sie aus dem Buchloch einer Bademaschine oder über das Vordach eines Dampfboots hin beobachtet haben.

Bei diesen Bemerkungen werden wir hoffentlich nicht in den Verdacht gerathen, als wollten wir einen Schatten werfen auf Personen, welche dem Publikum ihre Dienste unentgeltlich leisten. Wir haben ihren Eifer beachtet; doch die Angelegenheiten der Boards stehen wesentlich unter der Leitung von Beamten, welche ihrer Bestimmung nicht gewachsen sind. Nicht also die Ehrenmänner, denen ein solches Joch aufgelegt ist, möchten wir tadeln, wohl aber die Knickerei — um nicht zu sagen: die Unwissenheit —

der brittischen Regierung, welche mit einer unterthanen-
lichen Ehrfurcht gegen das Veste des Landes von jedem
Board gerade diejenigen ausgeschlossen hat, welche darin
die erste Rolle spielen sollten, und aus ganz falschen An-
sichten von Staatswirtschaft solche Institute der unangese-
henen Leitung unseres Volks und unserer Gentry preisgibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

U e b e r

Schriftliche Verfassungs-Urkunden, politische Mündigkeit des Zeitalters und getheilte Initiative.

Ein Sendschreiben an den Herrn Gesrath L. L. G. Pöggendorf.

Gefß beziehe ich, Ihnen, mein sehr werthet Freund, vor anderthalb Monaten das Versprechen gegeben zu haben, daß mein öffentliches Urtheil über Ihre letzte Schrift, betitelt: „Das konstitutionelle Leben nach seinen Formen und Bedingungen,“ nicht ausbleiben werde; ich fühle mich nämlich, nach wiederholter Besang, in den Wechselstall gebracht, entweder meinen Ueberzeugungen zu entsagen, an den Inhalt Ihrer Schrift zu rühren, oder Ihren zahlreichen Lebrechnern und Berechnern die Sitten zu bieten, um meine Ueberzeugungen zu retten. Die Sache stellt sich für mich sogar noch schlimmer. Sie, mein Freund, schwimmen mit dem heftigen Strom der öffentlichen Meinung, so weit diese das Konstitutionelle betrifft; ich hingegen schwimme gegen diesen Strom, indem ich nach Altem, was ich gedacht und erfahren habe, nicht zugeben kann, daß das Zeitalter in seinen reformatorischen Bestrebungen die Wahrheit auf seiner Seite habe, und mit allen Kräfte, denen es sich preisgibt, das Ziel seiner Wünsche erreichen werde. Wir ist die Politik — nicht eine auf Hypothesen ruhende

und von Vermuthungen genährte Wissenschaft, wohl aber eine Wissenschaft gut koordinirter Thatfachen. Die natürliche Folge davon ist, daß ich mit meinen Anschauungen vereinzelt bin, und daß ich dies so lange bleiben werde, bis der Erfolg entschieden hat. Wahrscheinlich, dieser ist die einzige Autorität, an welche ich appelliren kann, während Sie mein Freund, bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther, gar keiner Autorität bedürfen. In dem Streite, den ich eingehe, ist demnach alles zu meinem Nachtheil; und wenn ich ihn gleichwohl nicht ablehne, so geschieht es: einmal, weil man seinen Überzeugungen getreu bleiben muß, so lange alle Thatfachen dafür sprechen; zweitens, weil Jeder, der die Wahrheit sucht, mit Cicero zu sagen gradebittet ist: *amicus Plato, sed magis amica veritas*; ein Grundsatz, dem Sie gewiß nicht weniger huldigen, als ich.

Doch genug zur Einleitung.

Vorgianen muß ich mit dem Bekenntniß, daß es mir bis jetzt noch nicht gelungen ist, das Kriticism zu erkennen, wodurch sich das Konstitutionelle der gegenwärtigen Zeit von dem Konstitutionellen früherer Perioden unterscheidet. Man nimmt zwar die Wiener an, als ob der Begriff des Konstitutionellen der Voreyk gänzlich fremd gewesen sei; daß dies aber, wo nicht eine Lüge, doch eine Unwahrscheinlichkeit in sich schließt, kann streng bewiesen werden. Wo es jemals eine Gesellschaft gab, da gab es auch eine Regierung, deren Verhältnis zu den Regierten auf irgend eine Weise geregelt war. Ob gut, ob schlecht, davon kann hier nicht die Rede seyn; denn darüber entschied zu allen Zeiten der Entwicklungsgrad der Gesellschaft. Wie jenes Ver-

hältniß nur auch geregelt seyn möchte: genug, daß das, wodurch es bestimmt wurde, die Konstitution ausmache. In dieser Ansicht sind selbst die Horden der nord-amerikanischen Wilden konstituiert; freilich nicht auf dieselbe Weise, wie eine west-europäische Gesellschaft, aber doch konstituiert, weil sie sonst nicht einmal eine Horde bilden könnten. Was ist es denn, das die Menschen zusammensüßet und unter einander verbindet? Irgend ein Thätigkeitspred. Dieser sei Jagd, oder Krieg, oder was er sonst wolle: immer kann er nur dadurch erreicht werden, daß die gesellschaftliche Arbeit sich theilt, und daß eine Kraft wirksam ist, welche für die Aufrechterhaltung der Ordnung in der getheilten Arbeit sorgt. Diese wirksame Kraft ist die Regierung, vermöge der ihr zugetheilten Berechtigungen, bei welchen es gar nicht darauf ankommt, ob sie bloß mündliche und traditionelle, oder ob sie schriftliche und vertragsmäßige sind. Nur die Unbekanntheit mit den gesellschaftlichen Erscheinungen bei verschiedenen Zivilisations-Graden hat zu dem falschen Ansichten verführen können, welche gegenseitig über das Konstitutionelle im Gange sind. In echt philosophischer Würdigung ist der asiatische Kaiser, den wir immer nur als einen Despoten anschauen, ein eben so konstitutioneller Monarch, als irgend einer von denen, die vorzugsweise diesen Namen führen; nur daß es unter andern Formen und Bedingungen ist.

Das Konstitutionelle durch dessen Formen und Bedingungen fixiren zu wollen, würde aber aus einem doppelten Grunde ein ganz vergebliches Unternehmen seyn: nämlich einmal, weil Formen und Bedingungen nicht die Sache selbst sind; zweitens, weil sie, so lange die letztere nicht gesunden und

festgestellt ist, keinen Bestand in sich schließen. Angenommen demnach, die gesellschaftlichen Bewegungen der gegenwärtigen Zeit hätten ihren letzten Grund in einer höhern Entwicklung und in Bedürfnissen, hinter welchen die Regierungen mit ihrer ewigen Bestimmung, die gesellschaftliche Ordnung zu bewahren, zurückgeblieben wären: so würde wahrlich nichts überdrißiger seyn, als eine bessere Ordnung der Dinge damit ansetzen zu wollen, daß man die öffentliche Gewalt möglichst lähme, die höchste Autorität, ohne welche noch niemals eine Gesellschaft bestanden hat, auf's Außerste beschränke; dies hieße geradezu, die Pferde hinter den Wagen spannen, der fortgezogen werden soll. Die Aufgabe würde vielmehr keine andere seyn, als, nach geschehener Aufmittlung des Thatsachens, alles herbeiführen, wodurch das Verhältniß der Regierten zu den Regierern wahrhaft verbessert, d. h. eine bleibende Ordnung zurückgeführt werden kann; die Form der Regierung bilde sich darüber aus, wie sie wolle. Erst Ordnung, dann Freiheit. Wo jene das Resultat von dieser werden soll, da wird alles aus seinen Angeln gehoben, und eine unabsehbare Auflösung eingeleitet. Es ist vielleicht sehr schwer, hinter das Scheinbild menschlicher Entwicklung zu gelangen; allein, wenn dieses einmal gelungen ist, der sagt, ohne sich im Mindesten zu bedenken, mit Pope:

For forms of government let fools contest,

Whate'er is best administered, is best.

Und er sagt dies mit uns so besser Uebergangung, weil er weiß, daß alle Formen an und für sich todt sind, und daß, wenn der sie belebende Geist nicht durch sich selbst ein göttlicher ist, nichts in der Welt ihn dazu machen kann.

Nach dieser Darlegung meiner zwar historischen, aber, wie ich glaube, nur um so unternutzlicheren Absicht von dem Konstitutionellen im Allgemeinen, gelange ich zur Erörterung einiger Fundamental-Fragen, welche das Konstitutionelle in der Zeit, d. h. dasjenige Konstitutionelle angehen, das sich vorzugsweise geltend machen möchte.

Die erste dieser Fragen ist:

Worauf beruht die Nothwendigkeit einer schriftlichen Konstitutions-Urkunde?

Sie, mein hochgeachteter Freund, vertheidigen diese Nothwendigkeit.

„Unter Verfassungen,“ sagen Sie, „verstehen wir im neuen Sinne des Wortes, die schriftlichen Urkunden, welche die Gesamtheit der rechtlichen Bedingungen enthalten, auf denen das innere Leben eines gegebenen Staates, nach dem nothwendigen Zusammenhange der einzelnen Theile dieses Lebens, beruht.“

Sie fügen zur Erklärung hinzu:

„Durch diese Begriffsbestimmung unterscheiden sich die Verfassungen der neueren und neuesten Zeit, von dem, was man in älterer Zeit gewöhnlich Verfassung nannte, in wiefern man darunter theils die im Mittelalter entstandenen, und zunächst auf dem Herkommen beruhenden Versammlungen der Reichs- und Landstände in einer großen Mehrzahl germanischer Staaten, theils gewisse schriftlich vorhandene Reichsgrundgesetze verstand, welche allerdings gewisse allgemeine — wenn gleich nicht unter sich zusammenhängende — Grundbestimmungen des innern Rechtszustandes dieser Reiche und Staaten enthielten.“

Diese Ihre Definition sagt, wie ich glaube, mehr

auf, als dem Gegenstande desselben entspricht. Denn wer hat jemals das innere Leben eines gegebenen Staats nach dem nothwendigen Zusammenhange der einzelnen Theile dieses Lebens aufgestellt und dargestellt? Wer ist jemals im Staube gewesen, die rechtlichen Bedingungen desselben so festzustellen, daß ihre Fortdauer auch nur von dem einen Jahrzehnd zum andern hätte verbürgt werden können? Oder, wie Sie gesagt: „unter Verfassungen, im neueren Sinne des Wortes, verstehen wir die schriftlichen Urkunden, welche Auskunft geben über das Verhältniß der Regierung zu den Regierten, oder über die Art und Weise, wie das Gesetz gebildet und vollzogen werden soll, damit die öffentliche Ordnung bewahrt werde:“ so würden Sie sich sehr leichter aufgedrückt und den zu bestimmenden Gegenstand besser begriffen haben. Alsdann würde auch die hinzugefügte Erklärung überflüssig geworden seyn; denn was in früherer Zeit Verfassung genannt wurde, hatte einen Charakter wahrlich nicht darin, daß es unvollständig war, wohl aber darin, daß es dem gesellschaftlichen Bedürfniß, so weit dieses vor Jahrhunderten entwickelt war, wenigstens eben so vollkommen, vielleicht sogar noch besser entsprach, als die modernen Verfassungs-Urkunden.

Wie die Machtwelt über die Verfassungs-Urkunden der gegenwärtigen Zeit umherliege, lasse ich gern dahingestellt seyn; nur kann ich nicht zugeben, daß eine Verfassungs-Urkunde noch etwas mehr sei, als eine Zusammenstellung der realen Gesetze eines gegebenen Staats, diese Gesetze mögen gute oder schlechte seyn; denn, ob sie das Eine oder das Andere sind, darüber entscheidet, wie gesagt, der in der Gesellschaft vorwaltende Aufklärungs-Grad, indem

es nicht wohl möglich ist, daß eine civilisirte Gesellschaft mit einer barbarischen Regierung besetzt.

Sie legen einen besondern Werth auf die Schriftlichkeit der Verfassungs-Urkunden; „denn,“ sagen Sie, „so wie diejenigen positiven Religionen nie wieder von der Erde verschwanden, welche, in der Zeit ihrer Begründung, durch schriftliche Urkunden zu den Völkern kamen, wenn gleich diese Völker und jene heiligen Urkunden im Wechsel der Jahrhunderte und Jahrtausende die verschiedensten Schicksale erfuhren: so gewinnen auch Reiche und Staaten, deren politische Verfassung auf einer schriftlichen Urkunde beruht, an innerer Erstarkung, an gesicherter Fortdauer und an erhöhter Kraftanstrengung in den auswärtigen Verhältnissen.“

Ich vermißte in diesem Beweise jedoch den nöthigen Zusammenhang. Von den schriftlichen Urkunden des Alterthums — welche, beiläufig sei es gesagt, sehr wohl Verfassungs-Urkunden genannt werden können, weil die menschliche Gesellschaft in den früheren Perioden ihrer Daseyns nur den Priestern, d. h. theokratisch regiert werden konnte — wird zugestanden, daß sie keine Schicksale abzumenden vermocht haben, als da sind Unterjochung, oder Auflösung und Zerstreuung über den ganzen Erdboden. Gleichwohl sollen die schriftlichen Urkunden der neueren Völker, wenn sie Verfassungs-Urkunden sind, die Kraft haben, Verjüngung, Erstarkung, gesicherte Fortdauer und erhöhte Kraftanstrengung zu gewähren. Ganz offenbar werden hier zwei höchst ungleichartige Dinge vermischt; nämlich die Kraft theokratischer Dogmen und die Kraft politischer Systeme. Doch hierbei zu verweilen, ist sehr

der Mühe werth. Die Frage ist: was genannt eine Verfassungsurkunde dadurch, daß sie eine schriftliche ist?

Im Grunde gehört die Schriftlichkeit zu ihrem Wesen; denn, ob es gleich Urkunden geben kann, welche nicht schriftlich sind, so gehört doch eine Verfassungsurkunde nicht in diese Kategorie, weil sie nichts sein würde, wenn sie nicht aufgeschrieben wäre. Aufgeschrieben aber kann sie einem doppeltem Charakter haben; nämlich den eines bloßen Auf- und Grundrisses des politischen Gebäudes, oder auch den eines förmlichen Vertrages zwischen den Regierten und den Regirern, d. h. eines gesellschaftlichen Vertrages in dem renaissanceartigen Sinne dieses Wortes. Mit dem ersten Charakter wird sie etwas ganz anderes leisten, als mit dem zweiten. Denn, wenn sie mit jenem nichts weiter ist, als ein Nachweis, wodurch man sich über den Zusammenhang des politischen Gebäudes zuversicht finden kann: so wird sie mit diesem für einen Kontrakt gelten, auf welchen man jurädict, so oft man sich verletzt oder beeinträchtigt glaubt. Was aber wird alsdann geschehen? Es läßt sich mit wenigen Worten sagen: Regierte und Regierer werden unter dieser Voraussetzung nicht auf dem Streite kommen, und dieser wird so lange anhalten, bis man den Schaden ausgegeben hat, den gesellschaftlichen Frieden auf einen Kontrakt gründen zu wollen, der immer nur in einer bestimmten Periode abgeschlossen werden kann, nichts desto weniger aber für das ganze Daseyn der Gesellschaft gelten soll.

Die Idee eines solchen Kontraktes ist nicht so neu, wie Viele glauben. Sie geht durch das ganze Mittelalter, und befaßt das Verhältniß aus, werin Geistlichkeit, Adel und städtische Korporationen zu dem, meistens selbstgenügsamen

Könige standen. Um vollständigsten entwickelte sie sich in dem kleinen Königreich Aragon, dessen Verfassungs-Urkunde sich in den Worten ausdrückt: „Wir, die wir eben so viel gelten, als Ihr (so bezeichnet die Urkunde den König) machen Euch zu unserem Könige und Herrn unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte und Freiheiten achtet; was nicht, nicht.“ Da hiedurch die Autorität des Königs, als solcher, vernichtet und jede Entwicklung der Gesellschaft verhindert war; da folglich der Kontrakt nicht gehalten werden konnte: so suchte man den Papst, die Gewaltherrschaft desselben zu übernehmen. Dieser nun war stillen genug, ein so schwieriges Geschäft dadurch von sich abzuweisen, daß er die Bestellung einer Magistrats-Person empfahl, welche die felsame Benennung *el Justiza* erhielt, um in ihr die Gerechtigkeit zu personifiziren. Jetzt schien die aragonische Gesellschaft alles zu haben, was die Vollziehung ihres Kontrakts erforderte. Sie hatte jedoch nichts für diesen Zweck gewonnen, weil der zwischen dem Könige und den Ständen in die Mitte gestellte Richter, von allen Vollziehungs-Mitteln entblößt war, wodurch er den Völkergewalt nicht abweisen konnte. Das über der Gesellschaft stehende natürliche Entwicklungsgeß wollte Bewegung; das Staatsgrundgeß, d. h. die schriftliche Verfassungs-Urkunde oder der gesellschaftliche Vertrag hingegen wollte Stillstand. Um zwischen beiden durchzukommen, wendeten sich Aragons Könige an die Vorgesellschaft ihrer großen Vasallen, *ricos hombres* genannt, eben so, wie sich die konstitutionellen Monarchen der neuern Zeit, wohl an die Vorgesellschaft großer Vasallen gewendet haben, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Als jene war Erweiterung ihres

Wachstheils das sicherste Mittel, der Sklaverei zu entkommen, warin das Staatsgrundgesetz sie zu erhalten strebte. Sie warfen sich also in die Eroberung; und, unterstützt von den Baronen des Königreichs und von den Ritterorden, mit welchen sie die Bunde theilten, beachteten sie es im Laufe der Jahrhunderte dahin, daß, nach der Entwerthung der balearischen Inseln, der Fürstenthümer Katalonien und Valencia, der Königreiche Sicilien und Sardinien u. s. m. von dem Staatsgrundgesetze nicht länger die Rede seyn konnte. Dieses dauerte zwar *de jure* fort, *de facto* aber war es aufgehoben; und als endlich die Vereinigung des sehr erweiterten Königreichs Aragon mit dem nicht weniger erweiterten Königreich Kastilien, durch die Verbindung Ferdinands des Fünften mit der berühmten Isabella erfolgt war, bedurfte es nur weniger Generationen, um den Angenblick herbeizuführen, wo das veraltete Staatsgrundgesetz auch *de jure* aufgehoben wurde; was bekanntlich in dem Streite Philipp's des Zweiten mit seinem Rabinett-Schreier Antonio Perez geschah, der sich nach Saragossa geflüchtet und sich in den Schatz der Manifestationen begeben hatte.

Sanz zuverlässig war die aragonesische Verfassungs-Urkunde, als gesellschaftlicher Vertrag, nicht schlechter und nicht besser, als jede andere, welche seitdem zum Vorschein gekommen ist. Wenn sie nun nicht leistete, was sie zu leisten bestimmt war, nämlich die Gesellschaft auf dem Stande der Entwicklung zu halten, für welchen sie schriftlich abgeschlossen war: so konnte die Ursache immer nur darin liegen, daß man mit ihr etwas beymachte, was man gar nicht hätte beymachen sollen. Mit Einem Worte: ihrer Urheber, wer sie auch seyn mochten, verstanden sich nicht auf

das Wesen der Gesellschaft. Ist sich aber wohl etwas Besseres auslagen von denen, welche denselben Irrthum, wenn gleich in einer andern Gestalt, in unsren Zeiten zu rückzuführen trachten? Wer leitet die Gedächtnisse, daß der gesellschaftliche Zustand noch einem Jahrhunderte derselbe sey werde, der er gegenwärtig ist? Können nicht alle Erfahrungen auf das Gegentheil schließen? Wagn aber eine schriftliche Verfassungs-Urkunde, wenn die, der Gesellschaft bevorstehenden Veränderungen nothwendig solcher Art sind, daß jene sich in sich selbst auflösen würde, wenn das Verhältniß der Regierten zur Regierung sich zu allen Zeiten gleich bliebe? Daß Verfassungs-Urkunden für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung nicht nothwendig sind, lehrt das Beispiel sehr vieler Staaten, welche dergleichen nie gekannt haben, und doch vor allen Convulsionen bewahrt geblieben sind. Es scheint sogar, als ob man vor dergleichen nur dadurch bewahrt bleiben könne, daß die Bestimmung des Verhältnisses der Regierten zu der Regierung nicht der Interpretation irgend eines nachtheillichen Gesetzes anheim gegeben werde, sondern das Produkt eines gegenseitigen Vertrauens bleibe, das nur in einem anhaltenden Austausch nützlicher Dienste gegen echte Wohlthaten erworben werden kann. Ganz unumwunden erkläre ich Ihnen, hochgeachteter Freund, daß ich mein Vaterland tief bedauern würde, wenn es mit denselben, ich weiß nicht unter welchen Umständen, dahin käme, daß es, eingehend auf den allgemeinen Irrthum, worin sich die ganze europäische Welt zur Zeit noch hinsichtlich des Gesellschaftlichen befindet, seinen, vielleicht unvollkommenen, doch gewiß nicht fehlerhaften Zustand durch eine Verfassungs-Urkunde zu verbessern

den Versuch machen sollte. Ich sage nichts von dem Unterschiede abstrahirt und auf Entzügen hervorgegangen mit Verfassungsverstößen; denn wie groß auch das Gewicht sei, das man auf diesen Unterschied zu legen pflegt, so läßt sich doch kein Kriterium angeben, wodurch die letztern einem wesentlichen Vorzug vor den erstern gäwinnen. Taugen diese nicht, so muß man abwarten, welche Früchte jene tragen werden.

Ich gelange jetzt zur zweiten Frage.

Wenn die Wahrheit die studirbare Mutter einer zahlreichen Familie ist, welche immer vereinigt einhergeht: so erkennt man den Jesuiten an seinen Bemühungen, eine Menge von Grundrissen um sich her zu versammeln, welche sich seinem Eifer versagen.

Um heraus zu bringen, was Gesetz sei, d. h. was diese Benennung zu führen verdiene, hat Rousseau in seinem gesellschaftlichen Vertrage gesagt:

„Wenn das ganze Volk über das ganze Volk beschließt, so betrachtet es nur sich selbst; und wenn sich dann eine Theilung bildet, so geht sie von dem ganzen Gegenstande unter einem Gesichtspunkte auf einen andern Gegenstand unter einem andern Gesichtspunkte, ohne irgend eine Theilung des Ganzen. Alsdann ist die Materie, über welche man beschließt, eben so allgemein, als der Wille, durch welchen man beschließt. Und diesen nenne ich ein Gesetz.“

Diese schöne Definition des Gesetzes hielt man in Frankreich für ein Orakel. Indem man aber sah, daß 25,000,000 Menschen (Frankreichs Bevölkerung vor der Revolution) nicht zu Beschlüssen versammelt werden konnten,

kam man ganz natürlich auf die Idee einer Rationalen Repräsentation, welche das ganze Volk vertreten sollte. Die Voraussetzung hierbei war: „es bedürfe keiner natürlichen oder erworbenen Fähigkeit, um über Staats Sachen zu urtheilen.“ Diese erste Voraussetzung zu rechtfertigen, nahm man seine Zuflucht zu einer zweiten, mit welcher man gültig genug war, dem Zeitalter, worin man sich bewegte, zum Unterschiede von jedem früheren Zeitalter, politische Reife, oder Mündigkeit zuzuschreiben: eine Hypothese, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, und auf's Tapferste von den modernen Konstitutionellen vertheidigt wird, weil sie ihrer zur Begründung ihrer schriftlichen Verfassungs-Urkunden bedürfen.

Was aber ist an dieser Hypothese einer politischen Mündigkeit des Zeitalters?

Ich glaube, daß man darüber ins Reine kommen kann, wenn man die Sache nach der Analogie auffaßt, der sie ihre Benennung verdankt.

Wohlthätig oder mündig nennen wir denjenigen, der, nachdem er zu dem, von den Landesgesetzen festgestellten Alter gelangt ist, die Präsumtion für sich hat, daß er Verstand genug besitze, seine bis dahin von einem Vormunde verwalteten Angelegenheiten selbst zu verwalten, und folglich der weiteren Vormundtschaft überhoben zu seyn.

Setzt man aber sich als Maßstab an, um die vorübergehende Vollmündigkeit zu begreifen: so greift man von einer Verlegenheit in die andere.

Denn fragt man zunächst, in welchem Jahrhunderte oder Jahrtausend seines Daseyns ein Volk mündig werde: so läßt sich auf diese Frage gar nicht antworten, weil es,

strenge genommen, für ein Volk gar kein Alter giebt, das in seinen Phasen dem des Individuums auch nur ähnlich wäre.

Die Verlegenheit zeigt, wenn man weiter fragt, durch welche Art von Beschaffenheit oder geistiger Entwickelung die Volksmündigkeit konstatirt werde. Für Individuen ist diese Beschaffenheit oder geistige Entwickelung nothwendig eine besondere. Diesen Charakter nun kann sie für das Volk, die Möglichkeit seiner Volljährigkeit vorausgesetzt, nicht beseitern. Sie muß vielmehr eine höchst allgemeine seyn; auch giebt man dies dadurch zu erkennen, daß man sie als eine politische, d. h. als eine den Vortheil der ganzen Gesellschaft umfassende charakterisirt. Wodurch aber gelangt denn wohl das Volk zu dieser allgemeinen Beschaffenheit oder geistigen Entwickelung, die ihm politische Mündigkeit geben, d. h. die Regierung selbstständig machen soll? Das Volk besteht aus Individuen, von denen jedes mit seinen eignen Angelegenheiten so beschäftigt ist, daß es sich um die allgemeinen Angelegenheiten immer nur im Wechselgehn kümmern kann. Daher seine politische Unmündigkeit; daher die Nothwendigkeit eines Vermundes, d. h. einer Regierung. So weit die Geschichte reicht, hat es nie ein Volk gegeben, das mündig geworden wäre. Aus dieser Thatsache läßt sich schließen, daß es auch noch Jahrtausenden kein solches Volk geben werde. Die Erklärung selbst, wenn nun einmal ein Erklärungsgrund davon angegeben werden muß, beruht darauf, daß jede Vergesellschaftung nur dadurch zu Stande kommt, daß die Vergesellschafteten sich von einander abständig machen in der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen, indem ohne Abhän-

gigkeit von einander, und ohne Verschiedenheit der Vertheilungen, keine menschliche Gesellschaft möglich ist.

Vergeblich würde man, um die Noth oder die Elendigkeit der Volksmündigkeit zu retten, an die Herrschritte appelliren, welche seit etwa drei Jahrhunderten in den Besitzthümern und Ränken gemacht worden sind. Die Art und Weise, wie diese Herrschritte auf die Gesellschaft wirkten, vermehrt die Unmündigkeit derselben, anstatt irgend eine Mündigkeit zu geben. Was sie nämlich zunächst bewirkten, ist eine größere Theilung der gesellschaftlichen Arbeit. Was aber ist die Folge davon? Ein Mann, gegen dessen Urtheil man nicht leicht einen Zweifel richtet — ein Mann, dem man in großer Allgemeinheit zugesieht, daß er über gesellschaftliche Erscheinungen tief gedacht habe — mit Einem Worte, kein Geringerer als Adam Smith, sagt im flästen Buche seines ansehnlichen Werks über den National-Reichthum: „Die Theilung der Arbeit bringt für die arbeitende Klasse keine andere Wirkung hervor, als daß sie den Menschen so stumpf und so beengt macht, wie ein menschliches Geschöpf es jemals werden kann; und dies ist der Zustand, in welchen der arme Arbeiter, d. h. die Klasse des Volks, in jeder geüßten und im Betriebsamkeit vorgeführten Gesellschaft nothwendig gerathen muß, wenn die Regierung nicht besondere Mittel anwendet, diesem Uebel vorzubeugen.“ Hat Adam Smith, wenn wir gar nicht zweifeln, die Wahrheit auf seiner Seite: woher soll alsdann die politische Mündigkeit kommen, die man mit so großer Sicherheit voraussetzt?

Will man hierauf antworten: „nicht die Klasse des Volks darf für politisch-mündig gehalten werden, wohl aber die

jenigen, welche an der Spitze der gesellschaftlichen Verrichtungen stehen, die Unterthemen in allen Sitzungen der Vertriebsamkeit;“ so dient hierauf Folgendes zur Antwort: Woher nehmt Ihr die Gewißheit, daß Eure Ausdrucksweise sich auf das, was der Gesellschaft Noth thut, besser verstehen werden, als ihre Werkzeuge? Eine liegt am Tage, nämlich, daß bei der Ausbildung, welche die Gesellschaft seit etwa drei Jahrhunderten, durch die Fortschritte in Wissenschaft und Kunst erfahren hat, nichts nöthwendiger geworden ist, als die Hervorbringung solcher Gesetze, welche zur Verzeßrung des eigenen Reiches in der Abhängigkeit von den Rechten Anderer auf eine unabweisliche Weise nöthigen; ob aber Gesetze dieser Art, im streitigen Vertheile mit Euthese, Bankrott, Bankrottanten, Wollstücken, Willküren u. s. w., die man in einer Depositions-Kammer versammelt hat, erzieht werden können, ist, um das Wenigste davon zu sagen, eine Frage, welche nicht geradezu mit Ja! beantwortet werden kann, weil noch auf keinem Punkte der Erde, wo man diese Einrichtung getroffen hat, irgend eine Thatfache für den Erfolg spricht. Die politische Mündigkeit, auf welche man sich zur Rechtfertigung dieser Einrichtung wohl beruft, ist also eine Chimäre, und wird dies wohl bleiben in dem Urtheile Desjenigen, der das Wesen der Gesellschaft schärfste aufzufassen versteht. Zu Schülern bei dem Gesetzgebungs-Gesetz sollten immer nur Diejenigen berufen werden, welche die gesellschaftlichen Erscheinungen zu einem besondern Studium gemacht haben, und durch dasselbe zu treffenden Resultaten gelangt sind; nicht Diejenigen, welche höchstens Meinungen vorzubringen verstehen, von welchen die eine nicht selten die andere aufhebt. Am

bedauerndstündigsten dürfte es in unseren Zeiten sein, daß, während der ganze gesellschaftliche Zustand, hinsichtlich der Einwirkung der Regierungen, die höchste Intensität fordert, alles nur darauf abzielt, diese zu vernichten und ihr Gegentheil hervorzurufen. So lange dies dauert, wird die gesellschaftliche Ordnung gelähmt, und eine revolutionäre Bewegung die andere vordrängen. Erlösung von diesem Uebel aber ist nur unter der Bedingung zu erwarten, daß ein besserer Modus der Gesetzgebung, als der bisher herrschte und in dem Representations-System abgeschlossene, aufgefunden wird; denn mit dem letztern ist an keine Rettung zu denken, so lange die menschliche Natur sich gleich bleibt.

Ich habe nun noch eine letzte Frage zu beantworten; sie betrifft die Initiative, und kann nur dahin aufgeführt werden, daß man es zur Aufgabe macht: „ob diese getheilt werden darf, oder nicht, und wenn sie in dem letztem Falle allein zusehmt?“

Sie, mein werther Freund, haben sich für die Theilung der Initiative erklärt; „denn,“ sagen Sie, „nach richtigen Grundsätzen des Staatsrechts leuchtet von selbst ein, daß der rechtmäßige Antheil der Abgeordneten an der gesetzgebenden Gewalt nicht auf ein sogenanntes Privilegium beschränkt werden darf, das an und für sich eine *contradictio in adjecto* ist.“

Ich gestehe, daß ich über diesen Punkt nicht Ihrer Meinung bin.

Was auch die Grundsätze irgend eines beglaubigten Staatsrechts dagegen einwenden mögen: ich beziehe die Frage nur auf die höchste Autorität, ohne welche kein

Staat, am wenigsten aber ein großer Staat fortbauern kann. In dieser Beziehung lautet die Frage also:

„Kann irgend ein Staats-Obst, der dieses Namens würdig sein will, gestatten, daß, außer ihm, noch irgend ein Andern das Recht habe, die Initiative in dem ihm angewiesenen Wirkungsbereich zu üben?“

Diese Frage nun beantwortet sich am leichtesten, wenn man sie so ausdrückt:

„Was wird aus einem Familienvater, der einem Andern, oder auch mehreren Andern gestattet, in seine häusliche Anordnungen einzugreifen, über seine Kasse zu verfügen, seine Kinderzucht zu leiten u. s. m.?“

In der That, beide Fragen sind identisch; denn was ist ein Staat anders, als eine große Familie, und was ist eine Familie anders, als ein kleiner Staat?

Ehe ich fortfahre, müssen Sie mir erlauben, ein Wort über das Wesen der Initiative zu sagen.

Sie ist nicht das Gesetz; sie ist nur der Gedanke zu einem Gesetz, oder vielmehr der Keim zu einem solchen. Der Staats-Obst, als Organ des allgemeinen Willens und als Träger der öffentlichen Macht, wendet sich mit demselben an eine von den Körperschaften, welche die Bestimmung haben, diesen Gedanken, diesen Keim zu einem Gesetze auszubilden, etwa auf folgende Weise: „Nach Allem, was von den verschiedensten Punkten des Reichs zu meiner Kenntniß gekommen ist, muß ich glauben, daß es uns an einem Gesetze fehlt, wodurch unser gesellschaftlicher Zustand wesentlich verbessert werden könnte. In diesem Endzweck habe ich den beiliegenden Entwurf gemacht. Prüfen ihn, traut darauf, was nach Euren besten Erfah-

rungeu überflüssig ist, und fügt alles hinzu, was ihm noch fehlen kann. Mein Wunsch ist, daß er in der höchsten Vollkommenheit promulgiert werde.“ Schließt nun die Initiative nichts weiter in sich, als was hier ausgesprochen ist: so darf man von ihr sagen, daß sie im Regierungssystem, von Seiten des Staats-Oberh, ein Ausdruck der Activitätskraft ist, die sich gegen die Hemmungskraft richtet, damit aus dem Zusammenstoßen beider, das Gesetz in der höchsten Vollkommenheit hervorgehe. Die Körperschaft, welcher die Ausübung der Initiative übertragen wird, ist gleichsam der Mutterloß, der das Kind zur Reife bringen soll.

Indem es sich nun so mit der Initiative verhält, ist sie, in letzter Auflösung, nichts weiter, als eine Verwahrung gegen Willkür und Tyranni; denn sie selbst ist unmöglich, ohne das Daseyn von Körperschaften, welche die Präsumtion für sich haben, daß sie die Kunst verstehen, einen unvollkommenen Entwurf zu einem nützlichen Gesetze auszubilden. Erhaltend und staatsnützlich, so lange sie auf ein Haupt beschränkt ist, wird jedoch die Initiative gefährlich und staatsverderblich, sobald sie auf mehrere Häupter übergeht. Es giebt alldam, streng genommen, eben so viele Staats-Oberhäupter, als es Menschen giebt, welche das Verrecht üben, den allgemeinen Willen herbeizubringen; die natürliche Folge davon aber ist, daß die Gesellschaft, dem Kampfe individueller Willen ausgesetzt, zu keiner Ruhe, zu keinem innern Frieden gelangen kann. Was ich hier sage, bestätigt die Geschichte der römischen Republik auf jeder Seite. In diesem merkwürdigen Staate war das Recht, den allgemeinen Willen herbeizubringen, getheilt zwischen dem Konsule, dem Senat und den Volks-Tribunen.

Was war die Folge davon? Keine andere, als daß man, um den Bürgerkrieg zu entgehen, sich von einem ausbreitenden Krieg in den andern werfen mußte, nur — ne populus lasciviret; denn dies war der allgemeine Entschuldigungsgrund. Hieraus läßt sich schließen, daß ein erke-
 rungsüchriges Volk nichts Besseres thun kann, als die Initiative bei sich so zu theilen, daß es in seinen gesell-
 schaftlichen Leidenschaften nicht durch eine große Autorität komprimirt werde; mehr aber läßt sich daraus nicht folgern. Für die Bildung des guten Gesetzes kräftet die ge-
 theilte Initiative nicht nur nichts, sondern sie ist sogar das größte Hinderniß desselben. Wenn diese Wahrheit jetzt noch keine Evidenz mit sich führt, so kann dies nur darin liegen, daß man lieber allem Verurtheilen trau bleiben, als sich die Wahr geben will, die gesellschaftlichen Erfahrungen auf Ratungssehe zurückzuführen.

Die Vertheidiger der getheilten Initiative führen das Beispiel Englands an, wo, ihrer Behauptung zufolge, die Initiative des Gesetzes zwischen den beiden Häusern des Parlaments und dem Könige, seit 1689 getheilt ist, ohne daß man sagen kann, es sei daraus irgend ein Nachtheil für die königliche Würde, oder für die Wohlfahrt des Volks hervorgegangen.

Versteht es sich wirklich so, dann würde man freilich geneigt seyn, aus Achtung für eine unüberlegliche That-
 sache, vor den Vertheidigern der getheilten Initiative die Regel zu streichen. Doch es verhält sich anders; und es man gleich zugeben muß, daß die beiden Häuser des Par-
 laments bis auf den heutigen Tag die ausschließende Ini-
 tiative der Gesetze de jure haben, so darf man doch daran

zuweisen, ob es seit dem Jahre 1689, wo die sogenannte Declaration of rights ins Leben trat, einen einzigen Augenblick geändert habe, wo jenen die ausschließende Initiative de facto gestatten worden wäre. Was hierin Wahrscheinlich ist, löst sich folgendermaßen auf.

Um, nach der Vertreibung der Stuart's, vor dem ungetragenen Willen ihrer Könige bewahrt zu bleiben, griffen die Mitglieder der beiden Parlaments-Häuser auf den Gedanken, das Königthum auf die bloße Befestigung der Befehle mit einem Veto und einer freien Zustimmung auf die auswärtigen Verhältnisse des britischen Reichs zu beschränken. Zu diesem Endzweck legten sie dem Parlamente die Initiative der Befehle bei, in dem Befehl, „daß die beiden Häuser des Parlaments zusammenwirkend und abschließend die Initiative haben, und damit das Recht verbinden sollen, ihre bezüglichen Beschlüsse entweder anzunehmen oder zu verwerfen.“ Die Befehlgeber erhielten also dem Parlamente die Impulsions-Kraft, während sie den König mit dem ihm zugestandenen Veto auf die Hemmung- oder Widerstandskraft beschränkten. Keine Handlung gesetzgeberischer Weisheit, da nichts unnatürlicher ist, als einem Individuum Widerstandskraft zuzumessen, wenn eine zahlreiche Körperschaft auf dasselbe lossteuert!

Während von Deanen, welcher unter solchen Bedingungen König sein sollte, würde sich mit Entschlossenheit als unannehmbar vermerken haben, hätten ihn seine Freunde nicht darauf aufmerksam gemacht, daß es ein höchst einfaches Mittel gebe, die Gewalt der Declaration of rights zu brechen, und das Parlament mit seiner Zustimmung in die nöthigen Schranken zurück zu bringen.

Dies einfache Mittel bestand darin, daß der König, der weder durch sich selbst, noch durch seine Minister die Initiative der Gesetze haben sollte, die letztern unter den Parlaments-Mitgliedern wählte, und so die ihm versagte Initiative ererbte.

Was geschieht nun in England seit dem Jahre 1689?

Die Königl.ichen Minister erscheinen im Parlamente wie auf einem Kampfplatze, wo jedes Mitglied berechtigt ist, für seinen Willen zu kämpfen, um ihn in einen allgemeinen Willen, d. h. in ein Gesetz zu verwandeln. Hier nun sichern sie, es sei durch ihre Beredsamkeit oder durch andere ihnen zu Gebote stehende Mittel, dem Willen des Königs den Triumph. Daß sie die Beförderung nicht verschmähen, ist eine bekannte Sache, da ganz England, ja ganz Europa weiß, daß 90 Parlaments-Mitglieder, welche zur Bedeckung des Ministeriums dienen, jährlich mit 200,000 Pf. St. remunerirt werden. Außerdem genießen sie den Vorstand der Tory-Partei, die ein so starkes Interesse hat, die Vorrechte der Aristokratie zu sichern. Kommt es also zur Abstimmung über ein Gesetz, so können sie des Erfolgs zum Voraus gewiß seyn. Der König, der, vermöge seines Worts, auf die Sanction der Gesetze beschrankt seyn sollte, verleiht auf diese Weise die Initiative mit der Sanction, welche dem Parlamente angedehnt sollte; und während in und außer England von nichts weiter die Rede ist, als von Theilung und Gleichgewicht der Gewalten, d. h. während die Declaration of rights, wie man es ausdrücken pflegt, de jure feststeht, gibt es doch selbst nur eine einzige Gewalt, nämlich die Königl.iche. Der Unterschied des Königs

Königt von England von jedem andern, nicht unter denselben Bedingungen lebenden Könige, besteht demnach nur darin, daß jeder auf eine indirekte Weise König ist; und alles, was England auszeichnet, läßt sich dahin auf, daß der wirkliche Gang der Regierung der entgegengesetzte von demjenigen ist, welchen die organischen Gesetze des Reichs vorschreiben. Die Natur der Dinge hat in England die Oberhand behalten; und zwar stärker als anderswo, weil die Gesetze weniger davon entfernt sind, sich ihr unterzuordnen.

Um übrigens Großbritanniens Verfassung als Muster zu empfehlen, müßte man berüchtigt seyn, alle die Wirkungen zu perken, welche daraus hervorgegangen sind, daß Großbritanniens Könige seit 140 Jahren genöthigt waren, die ausschließende Initiative in einem, noch jetzt fortbauenden Kampfe von Tag zu Tag zu erheben. Kann man hier aber mit gutem Gewissen? In den Wirkungen dieser eigenthümlichen Verfassung gebet unter andern eine National-Schuld, die von dem Augenblick an, wo sie nicht mehr wachsen kann, alles aus seinen Fugen zu reißen droht. Ich sage nichts von der Menge schädlicher Gesetze, welche dadurch zum Vorschein gekommen sind, daß das Parlament seine Vetoregative vertheidigt hat; aber ich bemerke, daß es sich gegenwärtig um eine Parlaments-Reform handelt, von welcher sich nicht absehen läßt, wie und wo sie eintreten werde . . .

Verhängnißvoll möchte man es nennen, daß die Franzosen, gleich den Engländern des sechszehnten Jahrhunderts, noch der Vertreibung des ältlichen Zweiges ihrer Regenten

haufte, gleichmäßig ihre Zussicht zu einer Theilung der Initiative genommen haben. Die Folgen dieser unglücklichen Theilung sind nicht auszureden. Seit dem 7. August des abgewichenen Jahres beweisen alle Begebenheiten in Frankreich, daß ein Königtitel nicht ausreicht für die große Autorität, ohne welche eine Gesellschaft von 32 Millionen nicht im Frieden mit sich selbst leben kann. Wie die tiefe Wunde, welche dem französischen Reiche durch die Theilung der Initiative (welche in sich selbst nichts weiter ist, als eine Aufhebung der Monarchie) geschlagen ist, vernarben werde — dies weiß ich nicht; das aber glaube ich nach allen Erfahrungen, zu welchen das Studium der Geschichte mir verhelfen hat, verheißt zu können: daß Frankreich nicht eher mit sich selbst versöhnt seyn wird, als bis jene Wunde vernarbt ist. Ohne Ungerechtigkeit der Initiative in der Person eines erblichen oder legitimen Monarchen, giebt es für das heutige Frankreich kein Heil, man möge sich brechen und wenden, wie man wolle. Die Wissenschaft der gesellschaftlichen Erscheinungen hat aufgehört, eine bloß conjecturale zu seyn; und sofern sie auf richtig verstandenen Thatfachen beruht, darf man Handbänder des Staatsrechts und der Staatskunst nicht länger zu Rathe gehen, wenn man wissen will, was man an ihr hat.

Dies, mein hochgeschätzter Freund, ist der kleinste Theil der Gedanken, welche Ihre Schrift in mir angeregt hat. Ich habe sie wiedergeschrieben, nicht um mich Ihren Gedanken anzuschließen, sondern um Ihnen einen Beweis meiner aufrichtigen Hochachtung zu geben. Wie sehr wir uns auch in unseren Ansichten trennen mögen: so streben

wir doch denselben Ziele zu, doch wie ich meine, kein anderes ist, als die stieliche Welt über sich selbst aufzuklären, um die Zahl der Mißgriffe zu vermindern, wodurch es in den letzten Zeiten dahin gekommen ist, daß man nicht ohne Scham-
der in die Zukunft blicken kann . . .

Ich habe in meinem Urtheile über den Werth der getheilten Initiative einen sehr wichtigen Punkt nicht in Betrachtung gezogen, um diesen Schreden nicht eine ermüdende Ausdehnung zu geben. Dieser wichtige Punkt ist der europäische Friede. Die Frage, ob er mit der Vernichtung der höchsten Autorität, die die führe welche Benennung sie wolle, bestehen könne, ist fast kindisch zu nennen. Da nun die Vernichtung der höchsten Autorität eine ganz natürliche Folge der dreifach getheilten Initiative ist, so ist durch diese, wenn sie Allgemeinheit gewinnt, zugleich die Unendlichkeit des Krieges gegeben.

Zum Wohl der Menschheit komprimirt die Monarchie die gesellschaftlichen Leidenschaften; und obgleich das monarchische Prinzip den Frieden der Welt nicht unter allen Umständen zu bewahren vermocht hat, so liegt doch am Tage, daß es nicht fehlen darf, wenn die Idee des Friedens nicht für immer verschwinden soll. Die, welche sich gegen dies Prinzip auflehnen, haben sich schonlich jemals die Frage vorgelegt, was aus der europäischen Welt werden würde, wenn, wie auf einem Fauterschlag, sämtliche große Monarchien dieses Erdtheils sich in sogenannte Republiken, d. h. in Reiche oder Staaten verwandelten, deren Regierungen der Charakter der Einheit fehlt. Die Wahrheit zu gestehen, ich bin weit davon entfernt, eine

solche Verhandlung zu fürchten; sie würde sogar unnatürlich seyn. Allein können Diejenigen sie verabsäumen, die das Glück der Welt in der Befestigung der dreifachen Initiative suchen?

Schem Sie wohl.

Q.

Betrachtungen über die Nothwendigkeit der Errichtung höherer Bürgerschulen

u u u

über ihr Verhältniß zu den jetzt bestehenden
Gymnasien.

Als der viel besprochene bairische Studienplan zu meiner Kenntniß kam, und von vielen Seiten her, namentlich im Journal „das Ausland,“ im „Beobachter“ und in der „Allgemeinen Schulzeitung“ sich Stimmen dagegen erheben, während daß hier und da einzelne Stimmen ähnliche Einrichtungen in andern deutschen Staaten wünschten, legte ich mir die Frage vor:

Wie ein Studien- oder Lehrplan für unsere Jugend in den Ländern des nördlichen Deutschlands einzurichten sei, um dem jetzigen Stande der Dinge zu entsprechen?

So entstand der nachfolgende Vorschlag, den ich nur als einen Versuch betrachtet zu sehen wünsche, welchen Sachkundige näher prüfen sollen; mögen sie seine Mängel rügen, aber das Gute dagegen darin herausheben und ins Leben rufen!

Alle Vergleichungen mit dem bairischen Studienplan habe ich mich übrigens aus leicht einsprechenden Gründen enthalten; jeder Sachkundige wird sie von selbst anstellen.

Wir bedürfen gegenseitig in den größeren Städten und für ganze Kreise, Regierungs-Bezirke und kleinere Staaten, außer den Elementarschulen:

- 1) Vorschulen,
- 2) Gewerbeschulen,
- 3) höhere Bürgerschulen (Real-Gymnasien) und
- 4) Gymnasien.

Nur die letzteren sind in gehöriger, ja wohl hier und da in zu großer Anzahl vorhanden, und fast überall, besonders im preussischen Staate, hinreichend ausgestattet.

Hier soll vorläufig nur von den vor- und höheren Bürgerschulen die Rede seyn, als von Anstalten, deren wir gegenseitig am nöthendigsten bedürfen.

Ich wende mich zuerst zu den höheren Bürgerschulen.

Höhere Bürgerschulen, im eigentlichen Sinne des Wortes, eignen sich hauptsächlich für gebürt. Städte von 10,000 und mehr Einwohnern; indessen sollte jeder Regierungs-Bezirk, jeder kleinere deutsche Staat, wie z. B. der Herzogthümer Altenburg, Gotha, Weiningen, die schwarzburgischen Fürstenthümer, jeder Schmeitzel-Kanton, wenigstens eine solche Anstalt haben, wenn auch keine so vollstän- dige Stadt sich in demselben befindet.

Eine höhere Bürgerschule ist eine solche, die dem künftigen Bürger eine höhere Bildung giebt, als diejenige, deren der gewöhnliche Handwerker, der Ackerbauer und Tagelöhner bedarf, also eine Bildung für die Fortbildung solcher Verfassenden und Gewerke, die, nach dem heutigen Stande der Dinge, schon einen einigermaßen wissenschaftlichen Unterricht voraussetzen: z. B. der Kriegsdienst, insofern davon die Rede ist auf Avancement zu dienen; die Landwirthschaft,

die Handlung, das Zerkleineren, das Elementar-Schulbuch, das Baubuch und die Baugewerbe, das Gerb- und Pappwesen, die Steuerverwaltung u. s. w.

Daß die für alle diese mannigfaltigen Berufsarten erforderliche Bildung in den sogenannten Gesellen- und Lehrenschulen oder Gymnasien nicht erlangt werden kann, wird jeder zugestehen, der sowohl die gegenwärtige Einrichtung unserer Gymnasien, als die Bildungsestufe kennt, die wir für junge Leute wünschen müssen, welche sich jenen Geschäften widmen wollen. Indessen muß, meiner Ueberszeugung nach, der erste Unterricht und die formelle Bildung für den künftigen Bürger und Gewerbetreibenden dieselbe sein, wie für den künftigen Gelehrten: die religiöse Bildung, die Entwidlung des Denkvermögens, die Uebung des Aufschwangs-Vermögens und des Gedächtnisses u. s. w. sind in den ersten Jahren des Schulunterrichts für alle Kinder der höhern Stände und des Mittelstandes, von denen hier die Rede ist, ihre künftige Bestimmung sei, welche sie wollen, dieselben.

Es fragt sich daher nur:

Wann tritt der Zeitpunkt ein, wo diese vorbereitende Bildung als hinlänglich begründet angesehen werden, und folglich dem Schüler nunmehr eine bestimmte Richtung gegeben werden darf?

Ehe ich diese Frage beantworte, glaube ich, die Bemerkung vorausschicken zu müssen, daß für das zu bildende Geschlecht gewiß nicht das Verderblichste erachtet werden kann, als eine frühreife Bildung. Es ist mit der Entwicklung des Geistes, wie mit der des Körpers; legt man

dem Körper, bevor er vollkommen ausgewachsen ist, zu schwere Lasten auf, fordert man von ihm zu große Anstrengungen, so geht er entweder zu Grunde, oder er altert frühzeitig, und die verkürzte Lebensdauer, die mangelhaften Leistungen eines solchen Körpers werden durch den Werth der, mittelst einer zu frühen Anstrengung geleisteten Arbeiten, bei weitem nicht aufgewogen.

Eben so, und noch mißlicher, ist es mit der geistigen Anstrengung. — Wohl wird es ein tüchtiger Lehrer, bei nicht gewöhnlichen Anlagen des Schülers, zumal durch Hülfe der verderblichen Hebel der Ehrsucht und Eitelkeit, dahin bringen, daß derselbe, durch anhaltende Anstrengung, schon früh Vorzügliches leistet, ehe noch die gehörige Reife des Geistes vorhanden ist; allein die Natur wird ihn nicht behaupten. Der über seine Kräfte angespannte Geist wird entweder durch eine Krankheit (gewöhnlich ein Nervenfieber) gewaltsam in den natürlichen ruhigen Zustand zurückgekehrt werden, dessen er zu seiner Erholung bedarf, eine Krankheit, die nicht selten mit dem Tode, häufig mit einem Zustande von Geisteschwäche endigt, die für die Zukunft zu jeder geistigen Anstrengung unfähig macht; oder es wird ein Stillstand eintreten, während dessen der Schüler glücklicherweise nicht weiter fortschreiten kann, bis er sich gehörig erholt hat.

Beide Zustände treten besonders bei Kindern in dem Alter von 7 bis 16 Jahren, die sich durch schnelle geistige Entwicklung auszeichnen, ein, während sie bei denen, die sich langsam und folglich naturgemäßer entwickeln, niemals oder nur höchst selten vorkommen. Wie unter-
scheidet man übrigens, wenn wir den natürlichen Entwicklungs-

gang des Menschen beobachten, einige wichtige Perioden, die wir bei der geistigen Ausbildung nicht übersehen, sondern genau beobachten sollten.

Zwischen dem sechsten und siebenten Jahre nämlich tritt der Jahreswechsel ein — ist jede frühere geistige Anstrengung für das Kind nachtheilig. Zwinge man es z. B. wie dies in mehreren deutschen Staaten geschieht, die Schulen schon mit dem Eintritt in das sechste Jahr zu besuchen, und täglich 5 — 6 volle Stunden in denselben auszuhalten, so schadet man dem Kinde schon dadurch wesentlich; und dieser zu früh aufgelegte Zwang wird bei einer zahlreichen Schule, und einem Lehrer gewöhnlicher Art, nur Abwärtend auf die Geisteskräfte des Kindes wirken, bei einer kleinen Anzahl, oder gar bei einzelnen Kindern und einem sehr lebendigen und anstreifigen Lehrer aber wird das Kind zu sehr aufgeregt werden, zumal wenn, wie dies gewöhnlich der Fall ist, vorzüglich auf die Einbildungskraft hingewirkt wird.

Man darf deshalb weder die Eltern noch den Lehrer tadeln: — jene freuen sich der glücklichen Anlagen und schnellsten Fortschritte des Kindes; — letzterer glaubt sein Amt nicht besser verwalten zu können, als indem er den Eltern diese Freude bereitet.

Beide wissen nicht, was sie thun. — Wird wohl der, welcher in jungem edlen Bäumchen zu einem gesunden Baume zu erziehen wünscht, damit er reichliche Früchte trage und ein hohes Alter erreiche, es in ein Treibhaus setzen? oder ihm Zweige und Blätter beschneiden, ehe es sich selbst zu benützen hat?

Ich bin daher der Ueberszeugung, daß das Alter des

Schulunterricht, folglich auch die Schulpflichtigkeit, bei gesunden Kindern, frühestens mit dem vollendeten sechsten, bei kranken Kindern erst mit dem vollendeten siebenten Jahr eintreten müsse. Erst wenn das Kind die dem gebahren Alter eigenthümliche Reife erlangt hat, wird es ohne Nachtheil und mit Nutzen die Schule besuchen.

Diese erste Periode des Unterrichts geht bis zu der Zeit, wo die zweite Entwicklungs-Periode des Körpers eintritt, d. h. bis zum vollendeten vierzehnten oder fünfzehnten Jahre.

Für diese Periode gehört der Unterricht in der Muttersprache, in den Elementen fremder Sprachen, insofern es dabei auf Übung des Gedächtnisses, und nicht sowohl auf Schärfe des Urtheils und Tiefe des Denkens ankommt, in den Elementen der sogenannten Realien, insofern sie von der Anschauung ausgehen, so wie die Uebungen in den mechanischen Fertigkeiten des Schreibens, der Besal- und Instrumental-Musik: Uebungen, die, später vorgenommen, den dann schon mehr denkenden Geist nicht hinlänglich beschäftigen, und daher später in der Regel ihrem Zweck verfehlen. (Ich führe das Zeichnen hier nicht mit auf, weil das rechte Zeichnen nach der Natur nicht ohne Nachdenken, nicht ohne Prüfung, Beobachtung, Vergleichung und Beurtheilung der Verhältnisse gelehrt und gelernt werden kann. Das gewöhnliche Zeichnen in den meisten Schulen ist freilich nichts, als ein mechanisches Kopiren, hat aber auch keinen Werth. Der Unterricht im Zeichnen gehört daher nur allenfalls für die drei letzten Jahre dieser Periode, d. h. für junge Leute von 11 bis 14 Jahren.)

Diese Periode des kindlichen Alters von 7 — 14 oder 15ten Jahre muß ganz dem formalen Unterrichte, d. h. der harmonischen Entwicklung und Übung aller Kräfte und Anlagen des kindlichen Geistes gewidmet seyn; nichts ist verderblicher, als wenn in dieser Periode einseitig auf eine einzige Seelenkraft hingewirkt wird, z. B. vorzugsweise auf die Phantasie, oder auf das Gedächtniß, oder auf das Denkenvermögen.

Geschieht das erstere, so wird der Mensch ein Träumer, unfähig zu jeder geistigen Anstrengung, ohne Festigkeit des Willens.

Wirkt man einseitig auf das Gedächtniß, wie dies wohl in den unteren Klassen vieler Gymnasien der Fall seyn dürfte, so geschieht es auf Kosten der übrigen Seelenkräfte, und vorzüglich der Entwicklung des Denkenvermögens, des gesunden Menschenverstandes, gerade dessen, was der Mensch in jedem Lebensverhältnisse am nachtheiligsten bedarf, woraus sich dann auch der geringe Erfolg des geschulischen Gymnasial-Unterrichts in den unteren Klassen zum Theil erklären lassen dürfte.

Wird endlich einseitig, oder auch nur vorzüglich auf das Denkenvermögen hingewirkt, werden Einbildungskraft und Gedächtniß vernachlässigt, so veranlaßt dies eine Gröberei des Geistes und eine Einseitigkeit der Bildung, welche von dem nachtheiligsten Einflusse auf das Gemüth, und nicht selten selbst auf die körperliche Gesundheit ist; auch läßt sich das in dieser Hinsicht Versäumte später nie wieder nachholen.

Ihre einseitige Ausbildung des Gedächtnisses ist es aber vorzüglich, die vielen unserer Schulen, hauptsächlich

aber den unteren Klassen unserer Gymnasien zur Last fällt. Daher sollte kein Knabe vor vollendetem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre in ein Gymnasium aufgenommen werden, und diese Bildungsanstalten sollten sich, wie die zu Schulports, auf drei Klassen, Prima, Secunda und Tertia, und einen sechsjährigen Kursus beschranken.

Dadurch würde man den größten Vortheil erlangen, daß nur Knaben mit gehöriger formaler Bildung (die sich vorher in den Gymnasien, noch auf der Universität nachholen läßt) in die Gymnasien eintreten, und daß, wie in Schulports, nur solche junge Leute in dieselben eintreten würden, denen es mit dem Studium ein Tröpf ist, anstatt daß jetzt wenigstens zwei Drittel, wo nicht hier und da vier Fünftel und selbst neun Zehntel der Schüler der Gymnasien dieselben besuchen, ohne daß es ihnen in den Sinn kommt, studiren zu wollen, ungeachtet doch der Versuch der Gymnasien für jeden, der sich nicht dem gelehrten Stande widmen will, beinahe ganz zwecklos, oft sogar nachtheilig ist, weil sie durch die Erlernung der alten Sprachen, deren sie künftig nicht bedürfen, mindestens die kostbare Zeit verlieren, die sie zur Erlernung für sie vortheilhafterer Dinge hätten anwenden sollen, oft aber selbst die Empfänglichkeit für die letztern einbüßen.

Diejenigen Schulen nun, deren Zweck es ist, den jungen Leuten die nöthige formale Bildung zu geben, könnte man, nach dem Vorbilde der in Magdeburg errichteten, Vorschulen nennen, weil sie sowohl für die Gymnasien, als für die höheren Bürger- und Gewerbeschulen vorbereiten sollen. In ihnen würden die Kinder, wie gesagt, vom vollendeten sechsten bis zum vollendeten vierzehnten oder

sechszehnten Jahre in vier auf einander folgenden Klassen unterrichtet.

Zum Ziel der obersten Klasse gelangt, würden man alle diejenigen, welche keine höhere Bildung für ihren künftigen Beruf bedürfen, unmittelbar ins praktische Leben übergeben. Die, welche sich dem gelehrten Stande widmen wollen, würden in das Gymnasium eintreten und ihren Kursus in 6 höchstens 7 Jahren vollenden. Diejenigen aber, welche sich der militärischen Laufbahn, der Landwirtschaft, der Handlung, dem Forstwesen, dem Postfache, dem Baufache, so wie den dahin einschlagenden Gewerben, oder der Verrichtung der Fabriken und Manufakturen widmen wollen, würden entweder in die eigentliche höhere Bürgerschule übergehen und ihren Kursus in drei Jahren vollenden, oder in die Gewerbeschule, wo ein zweijähriger Kursus Statt findet.

Es ist noch das Ziel der Vorschule zu bezeichnen, damit sich daraus absehen lasse, mit welcher Vorbildung ein Schüler versellen in die Gelehrten-, oder in die höhere Bürgerschule oder in die Gewerbeschule eintreten wird.

Das Ziel der obersten Klasse der Vorschule würde seyn (abgesehen von der möglichsten Bildung, die bei den Schülern der obersten Klassen durch den Lehr-Geistlichen besorgt werden würde):

1. In Hinsicht der Sprachen:

- 1) eine möglichst vollkommene Kenntniß der Muttersprache, verbunden mit hinlänglicher Gewandtheit im freien mündlichen Vortrage (was bisher viel zu sehr vernachlässigt worden ist), sodann die Fähigkeit

sch schriftlich klar und bestimmt ausdrücken zu können.

2) Einige Kenntniß der lateinischen Sprache, d. h. eine gewisse Fertigkeit im Decliniren und Conjugiren, und die Fähigkeit einen leichten Prosa-Satz zu übersetzen.

3) Kenntniß der französischen Sprache, vorzüglich:

- a) richtiges und ziemlich geläufiges Lesen;
- b) Uebersetzen eines leichten französischen prosaischen Werks ohne Dictionar;
- c) hinlängliche Übung im Decliniren und Conjugiren;
- d) das Uebersetzen leichter Sätze vom Deutschen ins Französische, mit Beobachtung der Orthographie; dann,
- e) wo möglich, einige Übung im Sprechen.

II. Hinsichtlich der Wissenschaften:

1) Mathematik:

- a) Rechnen, Fertigkeit im Kopf- und Taschnrechnen von möglichst großem Umfange, doch ohne Buchstabenrechnung und Logarithmen;
- b) Planimetrie, vollständig.

2) Die wichtigsten Lehren und Grundsätze der Physik.

3) Geographie:

- a) die Elemente der mathematischen Geographie;
- b) eine umfassende Kenntniß der physischen Erdoberfläche; und
- c) einige Kenntniß der politischen.

4) Die Elemente der Naturgeschichte:

- a) Zoologie, mit verglichener Rücksicht auf die Oekonomie der Thiere;
- b) Botanik, verbunden mit Excursionen im Sommer;
- c) Mineralogie.

3) Geschichte:

- a) einige Kenntniß der allgemeinen Weltgeschichte;
- b) vaterländische Geschichte.

III. Kunstfertigkeiten:

- 1) Schloßschreiben.
- 2) Gesang.
- 3) Zeichnen nach der Natur (was jedoch nur in den beiden oberen Klassen gelehrt wird).

Dem Unterrichte werden in den beiden unteren Klassen höchstens 20, in den beiden oberen höchstens 30 Stunden gewidmet.

Das Ziel der Gymnasial-Bildung anzugeben, bedarf es hier nicht; es ist hinlänglich bekannt, und ich behalte mir vor, darüber das Nöthige bei einer andern Gelegenheit zu sagen.

Jetzt kommt es nur ganz vorzüglich darauf an, das Ziel der höheren Bürgerschule oder des Real-Gymnasii, und die darauf berechnete Einrichtung desselben näher anzugeben.

Wer eine solche höhere Bürgerschule besuchen will, muß das Ziel der Vorschule erreicht haben, entweder durch Besuch einer solchen Schule, oder durch Privat-Unterricht.

Gegenstände und Umfang des Unterrichts der höheren Bürgerschule:

I. Religion.

II. Sprachen:

1) deutsche Sprache;

hier wird vorzüglich auf Gewandtheit in schriftlichen Aufträgen und im freien Vortrage über ein gegebenes Thema gesehen.

2) Französische Sprache:

a) die Fähigkeit aus dem Französischen ins Deutsche fliegend zu übersetzen;

b) Uebersetzen vom Deutschen ins Französische, und zwar so, daß, was in deutscher Sprache diktiert wird, in der französischen niedergeschrieben werden kann, mit genauer Beobachtung der Regeln der Orthographie;

c) Französischsprechen und freien Vortrag in französischer Sprache.

3) Englische Sprache:

a) fertiges Lesen und Uebersetzen eines englischen Prosaikers;

b) Fertigkeit im Definiren und Resumiren;

c) geschicktes Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, mit Beobachtung der Regeln der Orthographie.

III. Wissenschaften:

1) Mathematik:

a) Rechen:

Algebra, der Gebrauch der Logarithmen und die wichtigsten dahin einschlagenden Rechnungen;

b)

b) Geometrie:

Stereometrie, Trigonometrie, wo möglich auch die Lehre von den Kegelschnitten und descriptive Geometrie;

c) praktische Anleitung zum Bräutestem.

2) Physik, möglichst vollständig durch Versuche erklärt.

3) Geographie:

a) mathematisch, möglichst vollständig, verbunden mit den Elementen der Astronomie;

b) politische mit den nöthigen statistischen Notizen, und mit besonderer Rücksicht auf die Boden-Erzeugnisse und Gewerbe.

4) Naturgeschichte:

a) Zoologie (mit Benutzung guter Abbildungen);

b) Botanik (mit botanischen Zeichnungen);

c) Mineralogie (mit Benutzung einer sorgfältig angeordneten Sammlung);

Edelmüthige Zweige der Naturgeschichte werden systematisch behandelt.

5) Chemie:

systematisch und mit Versuchen erklärt.

6) Technologie und Waarenkunde.

7) Geschichte:

die spezielle Geschichte der jetzt vorhandenen Staaten, und ihrer Entwicklung in großen Umrissen.

IV. Kunstfertigkeiten:

1) Schreiben.

2) Zeichnen nach der Natur und nach Gips, Perspective.

3) Mehrstimmiger Gesang, jedoch nur für die dazu fähigen Schüler.

Vorwiegend ist der Unterricht in den mathematischen, in den Natur-Wissenschaften und in der Muttersprache.

Dem Unterrichte in diesen Fächern werden wöchentlich 30 Stunden gewidmet; dem Zeichnen noch überdem 4 Stunden *).

In den Gewerbeschulen, wie sie jetzt eingerichtet sind, sind die Unterrichtsgegenstände folgende:

1) Zeichnen:

- a) freies Handzeichnen;
- b) architektonisches Zeichnen.

2) Mathematik:

- a) Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie;
- b) Rechnen, einschließlich der Algebra.

3) Physik und

4) Chemie,

mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gewerbe.

5) Waarenkunde.

6) Kalligraphie.

Zwecken auch

7) das Modelliren.

Der Unterricht im Zeichnen ist vorwiegend

Der Unterricht in den lebenden Sprachen, in der

*) Daß die körperliche Bildung dabei nicht vernachlässigt werden darf, versteht sich von selbst; von den gymnastischen Übungen, von dem Unterricht im Schwimmen u. s. w. sollte sich dabei kein besonderer Schüler auszeichnen dürfen, weil in Dänemark sich schon argenteus ist.

deutschen Sprache, in der Geographie und Geschichte ist aufgeschlossen.

Der in der Naturgeschichte beschäftigt sich auf das für die Waarenkunde Wichtige *).

(Hier werden dem Unterrichte nöthentlich 38 Stunden gewidmet.)

Eigentlich sollte jede Stadt von 5000 Einwohnern and darüber eine gute Vershöule haben, und es sollten in die Gymnasien, in die höheren Bürgerschulen und Gewerbeschulen nur solche junge Leute aufgenommen werden, welche in einer guten Vershöule ihre Vorbildung, oder durch Privat-Unterricht die durch die Vershöule bedingte Vorbildung erhalten haben.

In den Gymnasien pflegen die Haupt-Unterrichtsgenstände folgende zu seyn:

1) Die griechische Sprache.

2) Die lateinische Sprache

(für künftige Theologen auch die hebräische Sprache).

3) Die Mathematik,

doch die gewöhnliche nur in einem beschränkten Umfange.

4) Geschichte.

Untergeordnete Gegenstände aber:

1) Geographie.

2) Naturgeschichte.

3) Naturlehre.

*) Es enthält Vorschlag der Organischen der Bildung in den Gewerbeschulen für den künftigen Weber, Kaufmann, Oekonomie, Gerbermann u. s. w.

4) Deutsche Sprache.

5) Französische Sprache.

10) Nebenbei wird auch Zeichnen und Gesang betrieben.

Vormaltend pflegt der Unterricht in den alten Sprachen zu seyn.

Viele haben behauptet, daß eben das Studium der alten Sprachen das wirksamste und sicherste Bildungsmittel des Geistes sei, und daß daher jeder, der auf Bildung Anspruch machen wolle, wohl ehen werde, dieselben durch Hülfe der Gymnasien zu erlangen, auch wenn er sich nicht dem gelehrten Stande widmen wolle. — Ich kann dieser Meinung nicht beistimmen, vielmehr halte ich den Besuch der Gymnasien, so wie dieselben jetzt eingerichtet sind und wahrscheinlich noch lange bleiben werden, für alle Diejenigen, die sich nicht der Theologie, der Medicin, der Jurisprudenz, oder der Philologie widmen wollen, nicht nur für zwecklos, sondern selbst für nachtheilig.

Es fragt sich überdies noch sehr, ob für den künftigen Mediciner, Juristen und selbst für die Mehrzahl der Theologen dieser vormaltende Unterricht in den alten, vorzüglich in der griechischen Sprache zweckmäßig ist, oder ob nicht auch für sie ein gründliches Studium der Muttersprache, der mathematischen und Natur-Wissenschaft weit angemessener wäre? Ich glaube wenigstens hinsichtlich der Juristen und Mediciner unbedingt dieser Meinung seyn zu müssen, und selbst hinsichtlich der Mehrzahl von Geistlichen; nur würde ich, hinsichtlich der letzteren, verschiedene Grade der Prüfung, wie bei den Juristen, und zwar für Diejenigen, die nach höheren Würden, z. B. der eines Superintendenten, Konsistorial-Raths, Professors u. s. w.

stehen, ein höheres Examen vorzuschlagen, für welches dann eine gründlichere Kenntniß, auch der hebräischen und griechischen Sprache zu fordern wäre. Dagegen würde bei der Prüfung für den Stand eines Landpredigers weniger auf alte Sprachkenntniß zu sehen seyn. — Dann würde sich der mangelhafte Fall, daß junge Theologen das Examen für eine Schulstelle nicht bestehen, der jetzt nicht selten vorkommt, gewiß nicht leicht ereignen; die Landprediger aber würden ihren Beruf besser erfüllen, das Vertrauen ihrer Gemeinden in höherem Grade besitzen und ihnen nützlicher seyn *).

Doch, ich kehre zu den jungen Leuten zurück, die, ungeachtet sie nicht zum Studiren bestimmt sind, dennoch die Gymnasien besuchen — und ihre Anzahl ist bei weitem die größte; denn fast alle jungen Leute, welche sich dem oben angegebenen Berufsstand widmen, besuchen die Gymnasien, gehen aber großen Theils schon aus den unteren Klassen derselben ab.

So gingen z. B. im Jahre 1829 aus dem französischen Gymnasio zu Berlin 81

Schüler ab, eben unter ihnen

zur Universität nur 5

Vom Friedrichs Wilhelm's Gymnasio überhaupt 82

zur Universität 10

Aus dem zu Pommern überhaupt 29

zur Universität 3

*) Schon vor 20 Jahren wurden in den kaiserlich ökonomischen Staaten in den Universitäten und kaiserlichen Consistorien, Prefektoren der Landwirthschaft für die sich bildenden Gelehrten angestellt.

Aus dem zu Tübingen überhaupt	34
zur Universität	6
Aus dem zu Tübingen überhaupt	75
zur Universität	16

Zählt man die überhaupt abgegangenen und die zur Universität entlassenen zusammen, so sind der ersten 291, der letztern 40.

Es ist also von sämmtlichen Schülern nur der Sechste zur Universität abgegangen, und sechs Eubentel haben einen für ihren künftigen Beruf ungewöhnlichen Unterricht erhalten. Sie erlernen hier vorzugsweise die alten Sprachen, nehmend sie der griechischen künftig gar nicht, der lateinischen nicht in dem Umfange bedürfen, in dem sie hier für die Studierenden gesehen werden muß.

Dabei sind ihnen für ihr künftiges Leben, bei dem jetzigen Stande der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft, andere mannigfaltige Kenntnisse, namentlich Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Naturgeschichte, so dann eine umfassende Kenntniß der Mutter Sprache, die Kenntniß mehrerer lebenden Sprachen, ferner einige Geometrie und Uebung im Zeichnen notwendig, ja unentbehrlich; — von allem dem aber lernen sie in den Gymnasien entweder gar nicht, oder nur sehr wenig, und dies Wenige nicht einmal gründlich.

Es zeigt sich hierbei übrigens auch der Nachtheil für die jungen Leute, welche die Gymnasien besuchen, daß die sechs Eubentel von ihnen, welche nicht studiren, durch ihren Besuch der unteren Klassen, dieselben überfüllen, und daß daher das eine Eubentel der Schüler, denen es wirklich darum zu thun ist, eine alte Sprachbildung zu

erlangen, in ihrem Fortschreiten nothwendig aufgehalten werden.

Es ist also klar, daß für die Mehrzahl der Schüler die Bildung, welche sie in den Gymnasien erhalten, nicht die rechte ist; daß sie vielmehr einer geschickteren, in einer höheren Bürgerschule oder einem Real-Gymnasium, bedurft hätten. Wäre für das eine Viertel der jungen Leute, welche nachher wirklich studiren und sich dem Staatsdienste widmen wollen, ist die Vorbildung, die sie in den Gymnasien erhalten, offenbar eine höchst unvollkommene und mangelhafte, zum größten Nachtheil ihrer selbst und des Staatsdienstes.

Diesem Uebel wird nur dadurch abgeholfen werden können, wenn die jungen Leute künftig nicht unreif oder mangelhaft vorgebildet, wie bisher, sondern erst nach vollendetem Schichtesius in einer guten Fortschule, in die Gymnasien eintreten, und wenn die letzteren eine vollkommenere Einrichtung erhalten.

Vergleichen wir nur z. B. einen jungen Mann, der seine Bildung in einer wohl eingerichteten höheren Bürgerschule, z. B. in der höheren Gewerbeschule unter Leitung des Directors Kldden zu Berlin, oder in der Realschule, unter Leitung des Directors Spilke, nach ihren jetzigen Einrichtungen erhalten hat, mit einem andern jungen Manne, der in einem Gymnasio gebildet, und vielleicht sogar mit Nr. 1. verlassen worden ist, und unteruchen wir, welcher von beiden sich für den Staatsdienst, im Finanz- und Post-Dienste, bei der Post, für den Militärdienst, für das Fabrik- und Manufaktur-Wesen u. s. w. besser eigne — so kann die Antwort nicht zweifelhaft seyn.

Die unbedingten Vertheidiger der Gymnasial-Bildung behaupten zwar, wie ich bereits weiter oben erwähnt habe, daß das Studium der alten Sprachen zu jeder andern höchsten Bildung befähige; — ja, einige gehen sogar so weit, zu behaupten, daß gründliche Bildung ohne ein umfassendes Studium der alten Sprachen gar nicht möglich sei. — Allein die Erfahrung rechtfertigt diese Behauptung nicht, sie lehrt vielmehr das Gegentheil.

Es bedingt sich wohl die Frage auf:

Kann Jemand auf dem Namen eines Gelehrten Ansprach machen, ohne umfassende Kenntniß der alten Sprachen?

Siehe werden diese Frage verneinen.

Man könnte darauf erwidern:

„Also waren Pythagoras und Plato keine Gelehrte, denn sie sprachen und kannten nur ihre Muttersprache?“

Oder ist etwa unsere deutsche Sprache eine so arme und unbildungsreiche, daß wir die alten Sprachen zu Hülfe nehmen müssen, um uns über wissenschaftliche Gegenstände klar und bestimmt auszudrücken?

Es wird Niemandem einfallen, dies behaupten zu wollen.

Ist der gründliche Mathematiker, Physiker, Naturkundiger etwa nicht für einen Gelehrten zu achten, wenn ihm die Kenntniß der alten Sprachen abgeht?

Hiernach wäre also der Gymnasial-Unterricht für viele Schüler, welche die Gymnasien besuchen, unnothwendig; es könnte mithin allerdings befremden, warum dennoch so viele junge Leute, die später sich dem Studium nicht widmen wollen, den Gymnasien zustreben.

Sollten die Eltern wohl das Unnützmaßige des Gymnasial-Unterrichtes für diejenigen ihrer Söhne, welche nicht studiren werden, nicht einsehen? Ich erwiedere hierauf:

Wohl sehen es sehr wohl ein; allein sie haben den noch zwei wichtige Gründe, warum sie ihre Kinder in die Gymnasien schicken.

Der erste und wichtigste ist, daß in manchen Ländern, namentlich im preussischen Staate, ihre Söhne aus Tartia (aus der dritten Klasse) eines Gymnasii abgegangen seyn müssen, um auf die Begünstigung Anspruch machen zu können, ihrer Verpflichtung zum dreijährigen Militärdienste mit einem freiwilligen einjährigen Dienste abzulösen.

So wohlwollend auch die Absicht dieser gesetzlichen Bestimmung ansehnlich ist, die offenbar dahin ging, den Eltern aus den gebildeten Ständen, deren Söhne in der Regel vorzugsweise die Gymnasien besuchen, hinsichtlich dieser ihrer Söhne eine Erleichterung zu gewähren, so hatte man sich doch schwerlich den Fall gedacht, daß eine Menge von Familien aus den niederen Ständen, selbst Bauern und gewöhnliche Handwerker, manne ihre Söhne den Gymnasien übergeben würden, nicht um ihnen eine bessere, oder eine gelehrte Bildung zu geben, sondern nur um sie dem dreijährigen Militärdienste zu entgehen.

Abgesehen davon, daß eine Unbilligkeit darin liegen dürfte, wenn der vielleicht wirklich talentvollere einzige Sohn eines Handwerkers darum, weil an seinem Wohnorte kein Gymnasium ist und weil sein Vater den erforderlichen Aufwand, um ihn in einer Gymnasial-Stadt zu erhalten, nicht bestreiten kann, drei Jahre lang dienen muß, wäh-

tend daß mehrer Söhne eines andern Landwirths, der in einer solchen Stadt lebt oder den Aufwand zur Erhaltung derselben bestreiten kann, davon befreit werden: so hat diese Einrichtung noch den großen Nachtheil, daß dadurch in den Eltern solcher Söhne oft das Verlangen erwacht, den Sohn studiren zu lassen, und daß aus dem Staats-Dienst junge Männer geführt werden, denen es an einer guten Erziehung gescheit hat: ein Mangel, der sich schwer ersetzen läßt, und für den Staats-Dienst gewiß nachtheilig ist, indem dergleichen junge Leute nicht selten rohe Sitten und gemeine Besinnung in eine Stellung mit Händeln schauen, zu deren würdigen Ausfüllung ein anständiges Benehmen und eine edle Denkart nothwendig erforderlich werden.

Wer wird es übrigens unter diesen Umständen den Eltern verdenken, daß sie unter zwei Uebeln dasjenige wählen, das in ihren Augen das Kleinere ist, d. h. daß sie lieber den Sohn Jahr lang eine Bildungsrichtung verfolgen lassen, die er später verlassen muß, die für ihn wenigstens großen Theils verloren ist und ihn nicht selten für seinen künftigen Beruf verbildet; daß sie selbst die Kosten, die mit dem Besuche der Gymnasien verbunden sind, nicht scheuen, sondern dieselben lieber aufbringen, als ihrem Sohn der Nothwendigkeit aussetzen, drei Jahre im fremden Lande zu dienen, wo er dann, nach diesem Zeitraum, während welchem derselbe in seiner Bildung für den gewählten Beruf wenigstens stehen bleibt, wo nicht rückwärts geht, bedeutend gegen alle die zurück stehen dürfte, deren Bildung nicht durch einen dreijährigen Militär-Dienst unterbrochen wurde, um so mehr, als noch

die Rücksicht hingekommen, daß während dieser drei Jahre des Schatz Gefundenes durch fleißigste Anstrengungen, oder seine Eltern durch üble Beispiele und Mangel an genügender Thätigkeit leiden könnten?

Der zweite Grund, warum die Eltern ihre Söhne den Gymnasien zuführen, ist, daß sie und da geistliche Bestimmungen vorhanden sind, vermöge deren alle junge Leute, die sich gewissen Zweigen des Staatsdiensts, namentlich der akademischen Studien nicht unmittelbar bedarf, widmen wollen, doch in den Gymnasien wenigstens bis Secunda, wo nicht bis Prima gelangt seyn müssen, um zur Prüfung für die Anstellung in diesen Zweigen zugelassen zu werden; dies ist z. B., so viel ich habe erfahren können, im preussischen Staate bei allen denen der Fall, die in den Secretariaten und Registraturen der Landes-Regierungen, im Heere und Landwehr, bei der Post, bei den Steuer-Beamten u. s. w. angestellt zu werden wünschen *).

Wer aber mag es den Eltern verdenken, die den dazu nöthigen Kosten-Aufwand für ihrer Söhne bestreiten können, wenn sie wünschen, denselben die chemische

*) Ueber die Vorbildung für das Juristich. siehe: *Wörterbuch der Jurisprudenz*, 4. Bandes 2e Heft 1829. Ueber die Vorbildung der Medicant. *Wörterbuch* d. S. 133.

„Will man das Volkseigenthum fördern, den Gewerbe-Stande der wackeren Bildung zu erheben, als die oberen Klassen der Gesellschaft ihn gewöhnen, erstreckt man im Preussischen die höhere und Real-Schulen. Dies hat so ganz für den Fortschritt und dessen geschmackvolle Bildung bewirkt, daß sie nicht mehr zu wünschen übrig lassen.“

und zum Theil auch einträgliche Laufbahn des Staatsdien-
stes zu eröffnen?

Darf es uns daher befremden, wenn wir in den
Gymnasien eine Menge Söhne von Eltern aus den nie-
dern Ständen erblicken, von denen kaum der gehalt Theil
wirklich die Absicht hat zu studiren, von denen aber alle
dem beispielreichen Willkür-Dienste entgegen, und einige
sich für die unangesehene Staats-Dienststellen vorberei-
ten wollen?

Da indessen die Söhne aus dem eben angegebenen
Ständen in der Regel einer sorgfältigen Erziehung ent-
behren, da sie nicht selten in rohen, gemeinen Umgebun-
gen leben: so können solche Schüler, die noch dazu ge-
wöhnlich in den unteren Klassen der Gymnasien die Wissen-
schaft bilden, nicht anders als nachtheilig auf den Geist der
Anstalt und auf nachherigere Anaben wirken.

„Über,“ wird man fragen:

„Wäre es nicht ungerecht, dem Talente, das in dem
Sohne eines Handwerkers und Bauers eben so gut vor-
handen seyn kann, wie in dem des Ministers, des
Geistlichen und des Gelehrten, den Weg zu einer hö-
hern wissenschaftlichen Bildung und mittelbar zu dem
Staatsdienste darum zu versperren, weil es in einer nie-
deren Sphäre sich entfaltet?“

Das ist fern von mir, daß ich das wollte; es ist
vielmehr stets eine Aufgabe meines Lebens gewesen, das
Talent, wo ich es auch immer wahrnehme, aufzuman-
tern, zu unterstützen und es in die rechte Bahn zu lei-
ten. — Allein das kann geschehen, ohne dem bloßen Gelde,
ohne Rücksicht auf Art und Weise des häuslichen Lebens

und der Verhältnisse im elterlichen Hause, die Pforten der gelehrten Bildung durch den Zutritt in den Gymnasien zu öffnen, ja selbst die Jünglinge aus den ärmern, weniger gebildeten Ständen durch die stärksten Motive zu harem Besuch anzuregen, und gewissermaßen zu zwingen.

Thun wir einen Rückblick auf das, was weiter oben über die Alters-Perioden der Bildung junger Leute gesagt worden ist, so werden wir sehen, daß das vollendete vierzehnte oder fünfzehnte Lebensjahr ungefähr als der Zeitraum angegeben worden ist, wo der Jüngling aus der Versschule entweder unmittelbar zu einem Berufe übergehen, oder in die höhere Bürgerhschule, oder in die Gewerhschule oder auch in das Gymnasium eintreten soll.

Nun gestatte man nur denjenigen jungen Leuten aus den niedern Ständen, die sich durch geistige Geistesanlagen, durch Fleiß und ein gestiehrtes Betragen, während des Besuchs der Versschulen, vortheilhaft auszeichnen, den Besuch der Gymnasien, so wird man sicher sagen, kein Talent unentdeckt und für den Staat unbenutzt gelassen zu haben. Man wird zugleich aber auch alle diejenigen jungen Leute aus den weniger gebildeten Ständen, denen es an den nöthigen Geistesanlagen gebricht, oder die sich vermöge ihres Mangels an Fleiß, ihrer rohen Sitten und ihres gemeinen Betragens nicht für den gelehrten Stand und für den höhern Staatsdienst eignen, davon ablenken, und gewiß zum Nutzen und Frommen des Staats und zu ihrem eignen Besten.

Ins Besondere wird denn der so wichtige und achtbare Stand der Geistlichen vor dem Eindringen roher Menschen ohne Erziehung bewahrt werden, also

bet einem großen Uebel, dem er jetzt so häufig ausge-
setzt ist.

Es werden dann wenigstens sechs Eiekentel der jun-
gen Leute, die jetzt in den Gymnasien eine, in Hinsicht
ihrer künftigen Bestimmung unzureichende Bildung, und
dadurch nicht selten eine ganz falsche Richtung erhalten,
in den rechten Weg geleitet werden. Der Staatsdienst, die
Gewerkschulen und die Gymnasien selbst werden wesent-
lich dabei gewinnen: — der Staatsdienst wird vor dem
Anstrich reher Menschen ohne Talent und ohne Erzie-
hung — die Gewerkschulen werden vor alle den verbil-
deten Schülern bevorzugt werden, die bisher von den Gym-
nasien in Hinsicht überglagen, und die gewöhnlich von
alle dem, was sie wissen sollten, wenig oder gar nichts
wußten, dagegen aber vielen Dünkel mitbrachten, der schwer
zu bekämpfen, und ein wesentliches Hinderniß wahrhafter
Bildung ist.

Die Gymnasien aber werden dann weit mehr, als bis-
her, vor Reizheit und Gemeinheit bevorzugt werden — ihre
Befugnisse werden sich durch ihre Eitten, wie durch ihre
Kenntnisse ausdrücken, weil nur allen Dingen, welche un-
ter diesen Verhältnissen in ein Gymnasium eintreten, das
Eindringen gewiß reicher Erbs ist: — sie wollen ja nicht
Befreiung vom Militär-Dienste, nicht die Zulassung zu ge-
wissen Stellen im Staatsdienste erlangen; — alle wollen
sich zu ersten Studien auf der Universität vorbereiten.

Man gestalte daher auch nur denen die Begünstigung
des einjährigen Militär-Dienstes, welche ihrer Gymnasial-
Bildung oder des vorjährigen Kurses in einer, nach den
weiter oben angegebenen Grundsätzen gehörig eingerichteten

höheren Bürgerschule (oder sogenannten Real-Gymnasie) mündlich und mit dem Zeugnisse der Reife vollendet haben.

Dann wird die so nachtheilige Ueberfüllung der unteren Klassen der Gymnasien wegfallen; diese Anstalten werden sich zu dem erheben, was sie eigentlich seyn sollten:

zu reinen Vorbereitungs-Anstalten für den Stand der Belehnten und für den höheren Staatsdienst, insofern er das Studium der alten Sprachen voraussetzt.

Dann erst werden die Gymnasien die ihrer hohen Bestimmung würdige Stelle unter den Bildungs-Anstalten des Staats einnehmen.

Sie werden dann nur die Blüthe der Nation enthalten. Gebildete Eltern werden den Gymnasien ihre Söhne, ohne Besorgniß für ihre Sitten und für ihr Gemüth, übergeben können, was jetzt nicht immer der Fall ist, und, trotz aller Bemühungen der Vorsteher und Lehrer, nicht der Fall seyn kann, so lange die Gymnasien in den unteren Klassen Knaben ohne die nöthige formale Vorbildung, ohne alle Rücksicht auf ihre häuslichen Verhältnisse und ihre Sitten, aufnehmen, auch wenn sie nicht studiren wollen.

Ferner gestatte man den Schülern der höheren Mädchenschulen, die mit dem Zeugnisse der Reife abgegangen sind, den Zutritt zu den Universitäten und zu allen den Stellen im Staatsdienste, wozu bisher der Nachweis erforderlich worden war, aus Secunda oder Prima eines Gymnasii abgegangen zu seyn.

Ueber die wirkliche Anstellung wird alsdann die Prüfung entscheiden; und da dürfen leicht die Schüler einer

gut eingerichteten höheren Bürgerschule dieselbe besser besitzen, als die der Gymnasien bei ihrer gegenwärtigen Einrichtung.

Es ist übrigens, nach dem Vorstehenden, hohe Zeit, dergleichen

höhere Bürgerschulen oder Real-Gymnasien, nach dem weiter oben aufgestellten Muster, überall in den größten deutschen Städten einzurichten.

Berlin zählt solcher Anstalten gegenwärtig drei: die sächsische höhere Gewerbeschule, an deren Spitze der Director Linden steht; das königliche Real-Gymnasium, unter der Leitung des Professors Angell; endlich die Real-Schule unter dem Director Spilleke.

Sodann sind z. B. in Magdeburg, Bremen, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Frankfurt a. O. u. s. w. solche Anstalten. (Dagegen dürfen die jetzt sogenannten höheren Bürgerschulen in manchen Städten, wie z. B. in Brandenburg, Jüterbog u. s. w. diesen Namen nicht verdienen — sie sind nur Vorschulen.)

Es fragt sich indessen:

Wer soll diese Anstalten ausstatten?

Ist es Sache des Staats oder der Gemeinde, oder beider?

Wieder innigsten Ueberzeugung nach, ist die Sorge für die Bildung der Nation, die Bildung, Anstellung und Befoldung der Lehrer, zwar zunächst Sache der Gemeinde oder der Provinz, so lange deren Mittel reichen; allein, sobald das nicht mehr der Fall ist, ist es Sache des Staats, eben so gut, wie die Beschäftigung desselben durch die Herr-
die

die Sorge für die Nachschleife, die Erhebung der Steuern, die Handhabung der Polizei.

Es ist daher nicht zu billigen, wenn z. B. eine Dorfgemeinde, aus armen Tagelöhnern bestehend, einen ganzen Lehrer für ihre Kinder darum ganz entbehren, oder sich mit einem unbewachbaren, abgelenkten behelfen muß, weil sie arm ist.

Eben so sollten große Städte darum, weil sie vielleicht zu arm sind, den Kosten-Aufwand zweckmäßig eingerichtet höherer Bürgerschulen zu bestreiten, derselben nicht entbehren. — Dort und hier müßte der Staat zusehen, dem ja das Recht der Besteuerung zusteht, und der wohl Mittel finden wird, entweder durch Erschränkung weniger notwendiger Ausgaben oder durch Erhöhung der Einnahmen den nöthigen Zuschuß zu decken.

Man hat zwar hier und da den Grundsatz aufstellen wollen:

„Nur für höhere Bildungs-Anstalten, als Universitäten, Gymnasien und Seminarien habe der Staat zu sorgen — die Dotation der Stadt- und Landschulen sei Sache jeder einzelnen Gemeinde, und zwar um so mehr, als die Schullehrer nicht Staats-Beamte, sondern nur Kommunal-Beamte seien.“

Wenn jener vergebliche Grundsatz dürfte ganz unhaltbar seyn.

Seine Anwendung würde die Folge haben, daß die jünge Gemeinden, die zu arm sind, tüchtige Lehrer anstellen, einen guten Unterricht für ihre Kinder entbehren müßten. So wie nun aber alle Staats-Bürger gleiche Ansprüche auf den Schutz gegen außen durch die Militär-

Wacht, auf die nöthigen Anstalten zur Erhaltung der Sicherheit des Eigenthums, auf eine unparteiische Rechtspflege haben; eben so dürfen ihm auch, bei erman- gelnden eigenen Mitteln, die zur Erlangung eines zweckmäßigen Unterrichtes für ihre Kinder erforderlichen, von Seiten des Staats zu gewähren seyn. Der Staat wird daher für die Anstellung tüchtiger Lehrer und die Beschaf- fung des nöthigen Lehrals, auch für die Stadt- und Land- schulen, wenigstens insoweit zu sorgen haben, als die Schul- gemeinden dazu unvornügend sind; auch wird ihm die Sorge für gehörige Dotirung und zweckmäßige Einrichtung der höchsten Bürger Schulen in den größten Städten obliegen, wenn diese den dazu erforderlichen Aufwand nicht selbst bestreiten können, auch schon um desswillen, weil sie ja ebenfalls höhere Bildungs-Anstalten sind.

Eben so unhaltbar ist nun auch der Grund, daß die Schullehrer nicht zu den Staats-Beamten gehören, son- dern nur Kommunal-Beamten seyn sollen. Sie werden in den Seminarien auf Kosten des Staats gebildet, von einer durch den Staat angeordneten Kommission geprüft, nicht von den Magisträten oder Rathsherren, sondern von den Superintendenten, als Kommissarien der Landes-Re- gierung, eingeführt, verpflichtet und in ihr Amt gewiesen, und erhalten von der Landes-Regierung ihre Bestätigung. Der Staat wacht streng über ihre Amtsführung — selb- stig sind sie Staats- und nicht Kommunal-Beamte.

Ubrigens würde der Staat, indem er für die Ein- richtung höherer Bürger Schulen sorgt, nichts anderes thun, als auf reichliche Zinsen leihen; — kann kein Kapital trägt reichlichere Zinsen, als die Summen, die auf die zweckmäß-

fige Bildung der heranwachsenden Generation, und auf die Veranschaulichung nützlicher Kenntnisse in der emporstehenden Klasse verwendet werden.

Dessen giebt der preussische Staat ein auffallendes Beispiel. Wie herrlich hat sich dieser Staat in den letzten zwanzig Jahren, ungeachtet der anfänglich verheerenden, später zwar glücklichen, aber immer sehr kostspieligen Kriege gehalten! Aber wie unendlich viel ist auch in diesem Zeitraum für die Bildungs-Anstalten aller Art geschehen! — Dennoch ist auch hier noch viel zu thun; — denn überall, wo es noch Gemeinden giebt, die keinen eigenen Schul-lehrer im Orte haben, überall, wo es noch eine Menge von Schullehrern giebt, deren gesammter Dienst-Einkommen noch hinter dem Betrage des Erwerbs eines Tagelöhners oder Fabrik-Arbeiters zurückbleibt — wird die Verbesserung der äußeren Verhältnisse derselben ein Gegenstand der besondern Verpflegung der Landes-Regierungen bleiben müssen.

Überall, wo gute Vorschulen und höhere Töchter-schulen (Real-Gymnasien) noch fehlen, ist noch eine große Lücke auszufüllen, und bis dahin gesetzt ist, kann man nicht annehmen, daß das Gedäude der Volksbildung vollendet sei.

Am Ende des Monats des Jahres 1830.

v. L...f.

Untersuchungen

über

die allmähliche Entwicklung des preussischen
Staats.

(Fortsetzung)

Fünftes Kapitel.

Regierung Friedrichs des Dritten, ersten Königs
von Preußen.

Während die Feder eines Damenten *) die Materialien zur Geschichte des ersten Königs von Preußen zu einem besondern Gemälde verarbeiten würde, reicht die unsrige nur hin, die wesentlichsten Umrisse zu einem solchen zu liefern.

Wir beginnen mit der Geburt dieses Königs.

Dies erfolgte zu Königsberg den 12. Juli 1657, selblich in demselben Jahre, wo das Herzogthum Preußen durch den Traktat von Wehan für eine freie und unabhän-

*) Verfaßt von gräflichen Remy sur l'Influence monarchique de Louis XIV.

gige Schwachheit erklärt wurde. Ein Schöngreif, Namens Böbeler, der nicht ohne Hitzelzug und Hefmann zugleich, auf alle Fälle aber kein Dummkopf war, kombinirte jene beiden Umstände in folgendem Dystichen, das seit seiner Entstehung nie in Vergessenheit gerathen ist:

Nachher in Regis Fridericus moeste. Quäl istad?

Prædicant Nunc: Rex Fridericus erit.

Dies war also das Angebinde, womit der zweite Sohn des großen Kurfürsten ins Leben trat.

Sein älterer Bruder Karl Heinal genoss um diese Zeit der blühendsten Gesundheit, so daß für den Nachgebornen nur eine geringe Aussicht auf Nachfolge vorhanden war. Diese Aussicht gänzlich zu verbunkeln, mußte noch ein Umstand hinzukommen, der im Leben sterblicher Personen selten genannt werden kann. Eine unvorsichtige Wunde ließ den jungen Prinzen, als er noch nicht ein Jahr alt war, über ihre Schultern zur Erde fallen; und die Folge davon war eine Verunstaltung des Rückgrades, welche sich nach und nach zu einem Buckel ausbildete, und die Gesundheit des Prinzen schwächlich erhielt.

Von seinem sechsten Jahre an wurde der Prinz Friedrich fern von den Einwirkungen des Hofes, zu Alt Landenberg in dem Hause des Freiherrn Otto von Schwerin erzogen; womit sein Vater sehr eifrig einem andern Gedanken verband, als seine Gesundheit zu befestigen, und sein Gemüth den Eindrücken der Natur zugänglicher zu machen. Als es nun für den im Alter vorgerückten Prinzen eines positiven Unterrichts bedurfte, wählte der große Kurfürst für diesen Zweck den Herrn Eberhard von Danneberg, den er auf einer Reise durch Vingen als einen Mann von

Gesamtheit und Wissenschaft kennen gelernt hatte. Dieser Erhard von Dunkelmann, der mittelst von den sieben Söhnen eines oceanischen Landrichters, wurde bei dem Prinzen als Rabinus, Sekreär und Hofmeister angestellt, und trufte sich durch sein kluges und wohlwollendes Betragen das Vertrauen seines Zöglings in einem so hohen Grade zu erwerben, daß es nur von ihm abhing, welche Einrichtungen der Prinz nehmen sollte. Ist alles gegründet, was man von den Fortschritten des Prinzen in Künsten und Wissenschaften aufgesetzt hat, so war Dunkelmann's Unterricht auf keine Weise unfruchtbar; denn man rühmt nicht bloß Friedrichs des Ersten Sprachkenntniß, sondern auch seine Geschichtskunde und seine Vertrautheit mit — man sagt nicht, welchen — Wissenschaften.

Der Hinsitt des Prinzen Karl Emil gab dem Angebinde des Posten Völkcher zwar eine Bedeutung, die es früher nicht gehabt hatte. Da dieser Hinsitt im Jahre 1674 erfolgte, so hatte der Prinz Friedrich um diese Zeit ein Alter von 17 Jahren erreicht. Die unermwartet gewonnene Aussicht auf eine unbefristete Nachfolge aber mußte auf einen körperlich veranfalteten Prinzen ganz anders zurückwirken, als auf einen untadelich organisierten; und da die Ehrlichkeit sich nicht leichter entwickelt, als im Kampfe mit bestimmten Ansprüchen: so läßt sich glauben, daß das, was man Friedrich dem Ersten, als König von Preußen, zum Vorwurf gemacht hat, ich meine seine große Ehrlichkeit, sich hauptsächlich von dem Augenblick an in ihm entwickelte, wo ihm so viel daran gelegen war, den Glauben zu erzeugen, daß seine Differenzirte kein Hinderniß für die Erfüllung seiner Bestimmung sey werde.

Hierin, wenn in irgend etwas, lag der Feind zu dem Argwohn, welchen der Kurfürst gegen seine Stiefmutter, die Kurfürstin Dorothea faßte, als gehe sie damit um, ihn, wo nicht gänzlich von der Nachfolge auszuschließen, doch auf die Dimensionen eines Häfens der alten Kurfürst zurückzubringen, damit die Länder, welche durch den westphälischen Frieden, oder seit demselben, erworben waren, ihren Söhnen zu Theil werden möchten. Was Othendörfer zur Unterhaltung dieses Argwehns thaten, bleibt dahin gestellt, weil die Chroniken darüber schweigen. Unserer Voraussetzung nach, war die Kurfürstin sehr unschuldig an dem Verdacht, welchen sie bei ihrem Stiefsohn fand. Da indeß ein kindseliges Gefühl nur selten einsichtig bleibt, so darf man annehmen, daß der Geist, welchen der Kurfürst gegen seine Stiefmutter gefaßt hatte, nicht unerwidert blieb, und daß daraus ein Familien-Dröck entsprang, welcher dem großen Kurfürsten höchst unangenehm war. Wie es sich nun aber auch damit verhalten mochte: so läßt sich daraus doch nicht folgern, daß Friedrich Wilhelm den Gedanken gefaßt habe, seinen jetzt ältesten Sohn durch ein Testament entweder ganz oder zum Theil zu enterben. Die ganze Reichsverfassung stand für das Eurostönd-Recht des Kurfürsten da. Wie hätte es aber der Kurfürst wohl anfangen mögen, die Reichsverfassung nach seinem individuellen Absichten, wenn diese die Ausschließung, oder auch nur die Vorkürzung seines gesäglichen Nachfolgers bezweckten, zu modificiren? Von welcher Seite man also auch die Sache betrachteten möge: überall entdekt man unabsehbare Schwierigkeiten, an welche diejenigen nicht gedacht haben können, die indem sie so leichtsinzig von Enterbung sprachen, einen brast-

schen Kurfürsten auf gleiche Linie mit einem römischen Imperator der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bringen. Die Grundlagen der Legitimität waren im sechszehnten Jahrhundert dieselben, die sie noch gegenwärtig sind; der Kurfürst aber war ein sehr aufgeklärter Fürst, als daß er diese Grundlagen hätte erschüttern sollen. Man sage also von dem Erlasste des großen Kurfürsten zum Nachtheil seines ältesten Sohnes was man will: so lange es nicht bergeht, wird es erlaubt seyn daran zu zweifeln, daß es je vorhanden gewesen *).

Allel Wälder Geschichte ist mehr oder weniger entstellt durch Unwahrheiten, welche daraus entstanden sind, daß man die gesellschaftlichen Erscheinungen falsch gedeutet, und folglich den bloßen Schein an die Stelle der Thatfache gebracht hat. Auch der brandenburgischen Geschichte fehlt es nicht an solchen Verunstaltungen; und eine solche ist, wenn man den Prinzen Euberg, jüngsten Sohn des großen Kurfürsten aus dessen erster Ehe, in einer Verathung, deren Gegenstand die Succession seines älteren Bruders gewesen seyn soll, sagen läßt: „die Größe seines Hauses liege ihm mehr am Herzen, als sein eigener Vortheil; er sehe es also vor, lieber der Unterthan eines mächtigen Bruders, als der unreckendliche Beherrscher eines kleinen Landes zu seyn, daß jeder Eroberungsgehrige ihn wider

*) Daß um die Zeit, wo Friedrich der Große sein *Mémoires de Brandebourg* schrieb, im Urtheil unglücklich nicht zu haben war, geht aus seiner Erzählung dieses Gesprächs hervor. Er sagt nämlich: On assure que le grand Electeur étoit déterminé à faire un testament etc. *Wäre er sich so ausgedrückt haben, wäre ihm die Sache ernstlich gewesen oder?*

entziehen könnte, und sei demnach entschlossen, nach dem Tode seines Vaters nicht bloß das ihm übergebene Land an seinen Bruder zurückzugeben, sondern auch dessen Rechte gegen Jeden zu vertheidigen, der ihm nicht gleich handle.“ Wie vornehmlich auch die Befinnung sehr möge, die aus diesen Worten spricht: so hätte der, der sie zuerst niederschrieb, doch bedenken sollen, wie unschicklich es war, sie einem zwanzigjährigen Prinzen in den Mund zu legen, welcher damit gegen seinen sechzigjährigen Vater in Opposition tritt, und zu erkennen giebt, daß er von dem Staatsrecht mehr verstehe, als dieser. Noch abgeschmackter ist vielleicht, daß man dem Kurfürsten von Sachsen, dem Herzog von Braunschweig und dem Fürsten von Dessau die Rolle theilt, den aufgewachten Vater zu befehligen. Dieser war gar nicht aufgewacht gegen seinen Sohn; man sagte dies bloß voraus, weil der Kurfürst zu einer Zeit, wo man von ihm annahm, daß er mit seiner Eckmutter verfallen sei, aber wo er dies wirklich war, beglückte mit von seinem Hofmeister und von seinem Kammerdiner, eine Kutsche nach Kassel zu seiner Tante, der verwitweten Landgräfin Hedwig Sophie, Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm, angetreten habe. Wie aber endigte sich diese Kutsche? So, daß er, nach wenigen Monaten, an der Seite einer Gemahlin zurückkam, welche er nur mit Genehmigung seines kaiserlichen Vaters hatte ehelichen können. Auf diese einfache Thatsache gestützt, tragen wir kein Bedenken, alles, was unsere Geschichtsbücher von dem bittern Haß der Kurfürstin Dorothea gegen ihre Stieföhne aussagen, für bloße Fabel zu erklären, die sich aus Stadtsagen sprächen zusammengeköpft hat.

Diese Erklärung möchten wir für um so angemessener halten, weil in den letzten acht Regierungsjahren des großen Kurfürsten auch nicht das Mindeste versiel, was einer Familien-Freist angehördigt hätte. Der Kurfürst verlor seine erste Gemahlin an einem Heftfieber, woron sie im fünften Monate ihrer zweiten Schwangerschaft befallen wurde. Er schloß zur zweiten Ehe, und seine Wahl fiel auf jene Sophie Charlotte, Prinzessin von Braunschweig-Küniburg, deren Name unsterblich geworden ist durch die Verbindung, wornit sie mit dem Philosophen Leibniz und mit anderen Gelehrten stand. Aus dieser Ehe entsprang, vier Monate nach dem Tode des großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm, dieses Namens der Erste unter den Königen Preussens.

Wir lassen es dahin gestellt, ob Friedrich das Reichs-begnadniß seines großen Vaters vom 29. April bis zum 22. Septbr. 1688 verstanden habe, um seine Liebe zur Fracht an den Tag legen zu können; ganz andere Beweggründe konnten bei dieser Verpöntung wirksam seyn. Den väterlichen Anordnungen gemäß, erhielt sein ältester Stiefbruder, Philipp Wilhelm, die sogenannte Markgrafschaft Schwedt: einen Distrikt der Ufermark, welcher den Nachkommen dieser Prinzen blieb. Die übrigen Stiefbrüder wurden mit Renten, geistlichen Würden und Jnhrgeldern ausgestattet. Es fand demnach keine Theilung Statt, wie allgemein diese auch erwartet werden mochte; im Grunde warbe dadurch nur ein politischer Fehler vermieden, welcher nicht eintreten konnte, ohne unverantwortlich zu seyn.

Friedrichs des Dritten Regierungs-Antritt erfolgte am Bescheidende großer Begehrtheiten, deren Wirkungen nach

immer fortbauern; und der Antheil, welchen dieser Antheil an diesen Begehrtheiten nahm legt und die Pflicht auf, die Lage der west-europäischen Welt im Jahr 1688 wenigstens in den Hauptzügen darzustellen.

Die Hauptperson, auf welche sich Alles stützte, war Ludwig der Vierzehnte. Zwei Umstände gaben diesem Könige eine Furchtbare, gegen welche man sich nicht verblenden kann. Der eine war die Kraftlosigkeit der spanischen Monarchie unter dem letzten Könige des habsburgischen Geschlechtes, Karl dem Zweiten; der andere war Englands Neutralitäts-System unter Jakob dem Zweiten, welcher, von Jesuiten geleitet, keinen anderen Gedanken verfolgte, als die Engländer, nachdem sie hundert und fünfzig Jahre Protestanten gewesen waren, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen: ein Unternehmen, das diesen König zu einem Kreuze Ludwig des Vierzehnten machte, während die große Mehrheit des heimischen Volks ihn als einen Tyrannen verabscheute. Die Furcht, welche der französische König durch diesen negativen Einfluß gewann, machte ihn zur aufgelegten zur Verfolgung seiner Eitelkeit. Eigentlich bezogen sich diese nur auf die Erweiterung von Kolonien und Handel; da sie jedoch nur auf eine indirekte Weise, d. h. durch Einwirkungen auf Deutschland, die spanischen Niederlande und Holland durchgeführt werden konnte, so entstand der Verdacht, daß Ludwig der Vierzehnte nach nichts Besseren strebe, als seiner Herrschaft das ganz westliche Europa zu unterwerfen. Mangel an politischer Aufklärung brachte es mit sich, daß man dies durch „Streben nach Universal-Monarchie“ bezeichnet: eine Bezeichnung, wodurch der österreichische Hof

vor allem, die Fürsten Deutschlands in Achem erhielt, und zur Unterthänigkeit seiner Zwecke geneigt machte.

Der Gang der Begebenheiten war, wie folgt:

Im Jahre 1683 war Jakob der Zweite seinem Bruder Karl dem Zweiten auf dem englischen Thron gefolgt. Gleich im folgenden Jahre fand der Kongreß zu Augsburg Statt, dessen Urheber Wilhelm von Oranien war. Dieser Kongreß endigte mit einem gegen Frankreich gerichteten Bündniß; und welcher Hauptgedanke diesem Bündniß zum Grunde lag, ist unsicher zu ermitteln, wenn man einen erschöpfenden Blick auf die Lage des Statthalters der Republik Holland wirft. Als Neffe und Schwiegersohn Jakobs des Zweiten, hatte Wilhelm von Oranien durch seine Vermählung die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron, für den Fall, daß der König von England den Scheinplatz der Welt ohne männliche Erben hinterließ. Die Geburt eines Prinzen von Wales konnte ihn also nicht gleichgültig sein. In welchem Lichte er diese aber auch betrachten mochte: so war seine Verwandtschaft mit dem Hause Stuart nicht das einzige Band, das ihn an England knüpfte. Wie hätte er vergessen mögen, daß es Cromwells gelungen war, seine Dynastie von der Statthalterschaft auszuschließen, und daß Karl der Zweite sich mit Ludwig dem Vierzehnten zur Vernichtung Hollands verbunden hatte? Was in dem letztern Falle geschehen war, konnte wiederkehren, so lange die Abhängigkeit der Stuarts von den Königen Frankreichs dauerte; und wo war die Ursache dieser Abhängigkeit bei dem Verhältniße, welches die Stuarts mit den Engländern haben? Es war aber nicht Hof Wilhelm's Vortheil, daß dieser Abhängigkeit ein Ende gemacht

wurde; es war zugleich der Vortheil der ganzen west-europäischen Welt, Frankreich allein aufgenommen: denn die Gewaltthätige, welche Ludwig der Vierzehnte sich in Beziehung auf Spanien, Italien und Deutschland erlaubte, waren gerade in dem negativen Verhältnisse enthalten, den die Staatsräthe ihm leisteten, und eine bessere Politik von Seiten dieses Hauses das unsichtbare Mittel, den übermächtigen Ludwig in die Schranken zurück zu drängen, wodurch die Freiheit der Continental-Staaten gesichert wurde.

Sobald es also dem Kaiser von Osnabrück um die Zustimmung der europäischen Fürsten zu einem großen Unternehmen, wodurch die Lage der Dinge verändert werden sollte, zu thun sein mußte, konnte er, was nicht auf den Verlust, doch auf die Billigung derjenigen rechnen, welche sich von Frankreich bedroht glaubten; vorzüglich auf die Billigung des Hauses Oesterreich. Die Sache aber lag schlechthin so, daß Jakob der Zweite vom Thron gestürzt werden mußte, wenn Englands Kraft dem Könige von Frankreich entzogen und den Verbündeten zugewendet werden sollte. In Folgen dieser Art schiedt man sich in das Nothwendige. Es läßt sich also glauben, daß die zu Augsburg versammelten Fürsten dem Prinzen von Osnabrück ihre Zustimmung zu dem Würzburgens-Vertr., mit welchem er schwanger ging, nicht verweigerten. Wenn Wilhelm nach zwei volle Jahre verstreichen ließ, ehe er Hand ans Werk legte: so hatte dies keinen andern Grund, als daß es, auf der einen Seite der Vorkehrungen bedurfte, und daß, auf der andern, das Wohlgefallen der Engländer mit Jakob des Zweiten Verwaltung eine Höhe erreichen mußte, welche den Erfolg unschätzbar machte. Im Jahr 1688 gewann der Prinz von

Dramen die Überzeugung, daß diese Höhe erreicht sei. Während der Haag von den Mißvergnügten wimmelte, welche Jakob's Despotismus aus England vertrieben hatte, und der holländische Gesandte in England durch Gold und große Verheißungen neue Anhänger gewann, wurde eine Landung beschlossen, durch welche die Gestalt der Dinge für Europa verändert werden sollte.

Frankreich, welches den zu Regensburg auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand gebrochen hatte, um dem englischen Gaudium mit besserem Erfolge widerstehen zu können, war nicht so blind, oder so schlecht unterrichtet, daß es Wilhelm's Absichten verkannt hätte. Man begriff man am französischen Hofe wohl, daß, um die Vereinigung der englischen Krone mit dem Staatshalterthum der Vereinigten Provinzen zu hintertreiben, es kein wirksameres Mittel gebe, als — die Aushöhlung einer Flotte und die Errichtung eines Lagars an der holländischen Grenze; allein, da man allen unnöthigen Aufwand vermeiden wollte, so begnügte man sich damit, ein Heer an den Rhein zu senden, das sich in den Monaten September und October der Städte Philippsburg und Mainz, so wie der ganzen Pfalz und eines Theiles des Kurfürstenthumes Lein bedürftigen mußte. Fournis Voraussetzung bei diesen Anordnungen war, daß die Holländer, wenn sie einen Krieg in ihrer Nachbarschaft ausbrechen sähen, es nicht trügen würden, sich in die englischen Märsche zu mischen. Doch, wie unrichtig beurtheilte Fournis den Prinzen von Dramen! Wie that er gerade das, was diese wünschte, um zu seinem Ziele zu gelangen!

In voller Uebereinstimmung mit den General-Staaten

hatte Wilhelm seine Maßregeln so gut genommen, daß er in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen, über vierhundert Transportschiffe sammeln konnte. Verdrachtes näherte sich ihm, aus etwa 15,000 Mann bestehendes Heer auf Flüssen und Randalen dem Meeresufer. Hier geschah die Einschiffung auf 50 Linien Schiffen, 25 Fregatten und mehr als 300 Transportschiffen; und sobald sie vollendet war, ging Wilhelm den 21. October 1688 unter Segel, ausgerüstet mit allem, was dem Erfolg scherte, versehen vorzüglich mit Geld *). Er selbst befand sich auf einer Fregatte, welche die britische Flagge mit der Inschrift führte: „Ich werde die protestantische Religion und die Freiheiten Englands vertheidigen.“ Ein Sturm, der sich bald nach der Abfahrt erhob, zerstreute zwar die Flotte, und Wilhelm kam gegen seinen Willen nach Helvoetsluis zurück. Doch nach und nach sammelten sich die Schiffe wieder um ihn her, und nachdem die nöthigen Verbesserungen gemacht waren, stach die Flotte von neuem in See, und wurde von einem günstigen Winde nach der Westküste Englands geführt. Schon den 5. November landete Wilhelm seine Truppen bei dem Dorfe Brixham, während er sein Geschütz nach Topsham, dem Osthafen von Exeter schickte, wohin er den folgenden Tag sich begab.

In den ersten zehn Tagen hatte es nicht das Aussehen,

*) Der Urheber der brandenburgischen Insultskizzen bemerkt, daß ein Reichthümer Jahr dem Statthalter von Mällem Gustav zur Heimführung des Kurfürstentums mit den Worten gegeben habe: „Sind Sie glücklich, so werden Sie mir das Geld zurückgeben; sind Sie unglücklich, so werde ich es als unrecht betrachten.“

als ob er Unterstützung finden würde. Doch allmählig sahen Englands Herren zur Besinnung über ihr Verhältniß zum Volk; und nachdem Einzelne das Beispiel gegeben hatten, sah sich Wilhelm in kurzer Zeit so verfaßt, daß er mit der gelbsten Ruhe und Sicherheit sein Werk vollenden konnte. Um kurz zu seyn: nicht bloß das Joch fiel von Jakob ab, sondern auch seine Fehlingsknecht Anna entfiel, in der Begleitung des Bischofs von London, nach Nottingham zu dem Prinzen von Oranien. Als Jakob dies erfuhr, rief er weinend aus: „Gott helfe mir; meine eigenen Kinder haben mich verlassen!“ In den Unterhandlungen, die er mit seinem Schwiegersohne anknüpfte, sah er nur zu deutlich, daß seine Rolle ausgespielt war. Nichts blieb ihm übrig, als die Flucht; und am meisten drangen seine Jesuiten darauf, daß sein Augenblick verloren gehen möchte. Dem jungen Prinzen von Wales im Arm, vertraute sich die Königin am 10. Decbr. in einer stürmischen Nacht dem Boot, das sie die Themse hinabführte, und wartete bei Lambeth auf die Kutsche, welche der Herzog von Leinster, Statthalter des Virey'schen Gesandten, herbeizuschaffen versprochen hatte. Begleitet von diesem Herzoge, bezog sie sich nach Gravesend, wo sie sich auf einem kleinen Fahrzeuge nach Calais einschiffte. Der König, welcher nach dem Ueberse, die Oede seines Palastes unerträglich fand, folgte ihr wenige Stunden darauf, begleitet von wenigen Dienern, die ihn nicht hatten verlassen wollen. In Faversham von dem Pöbel gepeinigt, ließ er sich durch den Grafen von Sandwichs bereden, noch einmal nach London zurückzugehen, und die Unterhandlungen mit dem Prinzen von Oranien fortzusetzen. Doch er war nur

Frage von den Fortschritten, welche dieser Prinz in dem Vertrauen der Engländer gemacht hatte. Vergeblich hat er um eine Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohn: sie ward ihm versagt; und alles was nur erkennen werden konnte, um ihn zur Flucht nach Frankreich zu bereiten, wurde von den Freunden des Prinzen angewendet. Der Erfolg blieb nicht aus. Den 23. Decbr. verließ Jakob der Zweite London, daß er nie wieder sehen sollte; und nach einem kurzen Aufenthalt in Rochester ging er auf einer Bergasse nach Antwerpen, von wo er sich nach St. Germain begab, um sich an Ludwig des Vierzehnten Seite über den Verlust seiner Krone zu trösten.

So entging für's Erste Jakob's des Zweiten unglücklicher Versuch, durch die Zurückführung des Katholicismus zur Unumschränktheit zu gelangen. Was den Jesuiten in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland schicksalhaft war, dasselbe mißglückte ihnen in der zweiten Hälfte dieses Zeitraums in England; und wer auf den Grund der Sache dringt, erkennt ohne Mühe, weshalb es ihnen mißglücken mußte. Dieser Grund war nämlich kein anderer, als daß eine Herrschaft sich immer nur durch diejenigen Mittel ausüben läßt, welche der vorhandene Kultur-Grad als die nöthigsten empfiehlt; denn, rechnet man sich von diesem Princip los, so wird man durch Mittel zu herrschen, welche der Vergangenheit angehören, so ist die unvermeidliche Folge dieses Mißgriffs, daß man Alles verwirrt, und die Gesellschaft in einen angstvollen Zustand versetzt, den sie auf die Dauer nicht ertragen kann. Ganz unsterklich hatte Jakob der Zweite, was die Heiligkeit der Gesinnung betrifft, den Vorzug vor seinem Bruder,

junem Karl den Zweiten, dessen Nachfolger er war; allein die Verstandesschwäche, aber vielmehr der geringe Grad von Aufklärung, der ihn zu einem blinden Werkzeug der Jesuiten machte, führte ihn an den Rand des Verderbens — nicht durch die Wiberseßlichkeit Deter, die er seine Unterthanen zu zernien berechtigt war, auch nicht durch irgend eine Tücke des Schicksals, wohl aber durch den Eigensinn, womit er verlangte, daß sein Zeitalter hinter sich selbst zurückstehen sollte: eine Forderung, über welche man sich höchst glimpflich ausdrückt, wenn man sie übergrifft nennt, weil der, welcher sie macht, denselben Zeitalter angehört. Um die Zeit wo Jakob der Zweite, als König von England seine Rolle spielte, gab es auf dieser Insel schon eine Akademie der Wissenschaften, königliche Societät genannt. An ihrer Spitze stand der Entdecker des Gravitations-Gesetzes. Welch Unternehmen also, in einem solchen Lande eine Lehre wieder herrschend zu machen, welche einem auf bloßen Aberglauben gegründeten Gesellschaftszustande entsprach!

Es darf hier nicht unbemerkt bleiben, daß der Kurfürst von Brandenburg, Wilhelm Unternehmen mit 6000 Mann unterstützte, welche unter dem Marschall Schomberg in dem Gefolge des Prinzen von Oranien nach England übersehten, und auf dieser Insel mehr Jahre blieben. Hauptsächlich durch diese Truppen wurde der Kampf zwischen Wilhelm dem Dritten und Jakob dem Zweiten zu Ende geführt; denn sie waren es, welche die Schlacht an der Boyne zu Wilhelms Nothheil entschieden: eine Schlacht, in welcher der vier und achtzigjährige Marschall Schomberg blieb.

Was in dieser Beziehung geschah, muß nöthig auf

die Nachkommung des großen Kurfürsten gesetzt werden, der, wie wir wissen, noch zwei Tage vor seinem Hinsicht die Sache des Prinzen von Oranien seinem Sohne empfahl, und ausdrücklich solche Anordnungen getroffen hatte, von welchen hier sich nicht mehr sagen laßt.

Was nun dem Kurfürsten Friedrich zur persönlichen Ehre gereicht, ist, daß er, nachdem Ludwig der Vieryhate sich in Bewegung gesetzt hatte, es nicht bei einer halben Maßregel bewenden ließ.

Die meisten Ursachen des Krieges, welchen der König von Frankreich in dieser Periode begann, blieben im Dunkeln; die vorgetragenen waren die Angriffe der Herzogin von Orleans auf einige Pänderien in der Pfalz, und die Ausschließung des Cardinals von Birsberg vom Erzbischofthum Köln. Der Kurfürst Friedrich sah darin jedoch nur einen Angriff auf Deutschland; und da von der Thatkraft des Kaisers, der noch immer mit den Türken und den Ungarn beschäftigt war, sich wenig erwarten ließ: so schloß er, noch im Jahre 1688, zur Vertheidigung des Reichs ein Bündniß mit dem Kurfürsten von Sachsen, mit dem Herzoge von Braunschweig und mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel. Nicht genug aber, daß er sein Contingent zu nicht 22,000 Mann starken Bundes-Armee schickte, verpflichtete er sich auch zur Vertheidigung des Niederrheins. Er brachte auf diese Weise nicht weniger als ein Heer von 24,000 Mann zusammen, und begab sich zu Anfange des Jahres 1689 nach Köln, das seine Truppen, den Franzosen unerschrocken, in den letzten Monaten des abgewichenen Jahres besetzt hatten.

Die Art und Weise, wie der Krieg in diesen Zeiten

geführt wurde, schloß die Entscheidung dadurch von sich aus, daß man nach heilsamen Vertheilen strebte, welche eben so leicht verloren gingen, als sie gewonnen werden waren. Die Einnahme von Rheinsberg, Raasdorf und Hertz war demnach alles, was die brandenburgischen Truppen in dem Feldzuge des Jahres 1689 von sich nehmen konnten. Nicht desto weniger sah man zu Berlin darin Großthaten; und als der Kurfürst den 7. Sept. nach Berlin zurückkam, wurde er als Triumpher empfangen. Es war übrigens zweifelsohne nicht viel mehr, als Prahlerei, wenn man behauptet, daß der französische Marschall von Luxemburg die Schlacht bei Fleurus nicht gewonnen haben würde, wenn die Truppen der Verbündeten eben so sehr ihre Pflicht gethan hätten, wie die Brandenburger; denn die Hauptursache des Verlustes dieser Schlacht war die Uneinigkeit der Anführer: ein Schrecken, dem nicht abzuhelfen war, weil der Curs, dieser Anführer jede Unterordnung verschmähte, die Schlachten also immer nur auf gutes Glück geliefert wurden.

Auch im Jahre 1690 hielt der Kurfürst es für nothwendig, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen. In diesem Feldzuge schrieb man es seinem weisen Befehl zu, daß der Feind, ohne im Mindesten verarzelt, sich sogar in seinen Lagern verschonte. Wir lassen es dahin gestellt, welche Verände ihn dazu bewogen. Der Kurfürst kam, nachdem seine Truppen die Winter-Quartiere im Rönigshausen bezogen hatten, über Brüssel nach Berlin zurück, sehr zufrieden mit sich selbst, weil die Verbündeten ihn als ihren Retter begrüßt hatten.

Im nächst folgenden Jahre unterstüzte der Kurfürst

den Kaiser in dessen Kriege mit den Türken, gegen eine Entschädigung von 150,000 Thalern, mit 6000 Mann unter dem General Barfuß; und die Ehrenkronen sagen, daß die Schlacht bei Solankemen würde verloren werden seyn, wenn der genannte General den weichen den rechten Flügel des österreichischen Heeres nicht so lange unterstützt hätte, bis der links herankommende und die Türken zwischen zwei Feuer bringen konnte. Nach Verendigung der Winter-Quartiere lehrten die brandenburgischen Truppen, um ein Theil vermindert, in ihre Heimath zurück. Dies war jedoch nicht der einzige Nachtheil, den der Kurfürst von seinem Beistande zog, da er zu den Hülfsgeldern des Kaisers noch das Doppelte hatte aufschreiben müssen. Außerdem unterstützte der Kurfürst in diesem Jahre den Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus den Zweiten, welchen Vergrößerungslust zu Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Frankreich trieb. Die nach Piemont bestimmten Truppen standen unter dem Befehle des Fürsten von Anhalt, verhielten sich, wie man berichtet hat, den französischen General Sautet an der Belagerung von Turin, und lehrten mit eisernen Labestücken statt der hölzernen zurück, die sie bis dahin gebraucht hatten.

Zwei Beschlochten, von welchen die eine Jakob des Zweiten Forderung in Irland sichern sollte, die zweite, nach der Verwundung dieses Königs, am Berge la Fogue geliefert wurde, beendeten diese Begebenheiten. In dem Krieg zu Lande kam nicht eher vollen Fohne, als bis, nach der Besetzung Irlands, Wilhelm, als König von England, in Holland erschienen war, um seinen Verbündeten Vertrauen einzusößen; denn vorher von diesem hatte sich bis

zum Jahre 1692 gegen den furchtbaren Ludwig herbeizuziehen, dessen Heere, von den erfahrensten Generalen geführt, stark genug waren, eine halbe Welt zu erobern. Genöthigt, Frankreich auf vier bis fünf Punkten zu vertheiligen, hatte Louvois dafür gesorgt, daß es nirgends an einer Ueberlandstrafe fehle, welche mit Leichtigkeit zum Angriff übergehen konnte. Es wird behauptet, daß Frankreichs Heer, schon in dieser Periode, die Stärke von 300,000 Mann erreicht habe. Was davon auch abgehen möge: immer bleibt so viel gewiß, daß die Ueberwindung der bewaffneten Macht, welche, das achtzehnte Jahrhundert hindurch, die Kräfte der Staaten zu erschöpfen drohte, sich aus der Periode herkschreibe, wo es Wilhelm dem Dritten gelang, ganz Europa gegen Frankreich zu vereinigen. Streikungen, welche bis dahin durch 20 bis 30,000 Mann waren entschieden worden, konnten von nun an nur durch 100,000 Mann entschieden werden, so daß, vermöge des damit verbundenen Aufwandes, die ganze Bevölkerung eines Staats oder Reichs in den Krieg verflochten war, und unermüdete Anstrengungen gemacht werden mußten, wenn es nicht an Erfolg fehlen sollte. Unstreitig hat diese Ueberwindung vielfeitig auf die Betriebsamkeit der Völker zurückgewirkt; doch wird es immer zweifelhaft bleiben, ob ihre Wohlfahrt dabei mehr gewonnen oder verloren habe...

Als nun Wilhelm der Dritte, im Jahre 1692 gegen den Marschall von Luxemburg in die Schranken trat, wurde der Zustand mit der Belagerung von Namur eröffnet. Schon war diese Festung ihrem Falle nahe, als Ludwig der Vierzehnte erschien, um den Ruhest dieser Waffenthat einzunehmen. Welche Nähe sich Wilhelm der Dritte auch gegen

machte, um einen Aufstand zu bewirken: er erreichte seinen Zweck nicht, weil Euzenbourg ihn überall entgegen trat. Er sollte dem Könige von England den Weg zu einem glänzenden Siege bahnen. Da man in seinem Horte einen französischen Spion entdeckt hatte, so gebrauchte er diesen, den Marschall durch falsche Nachrichten zu täuschen. Euzenbourg nun glaubte denselben mit der vollen Treuehaftigkeit eines Mannes, der sich selbst und seinem Horte vertraut. Dieses lag am 3. Aug. 1692 bei Straßburg im Lager, als es sich im Schlummer überfallen sah. Nichts desto weniger bewährte sich Euzenbourgs Vorsichtseigenwart. Witten in der Verwirrung schuf er ein Schlachtfeld für seine Krieger, vertrieb die Engländer und ihren Verbündeten durch ein blutiges Gefecht aus ihrer vortheilhaften Stellung, und erglänzte den Namen, unter so nachtheiligen Umständen nicht geschlagen zu seyn, durch einen Sieg, als der Marschall Boufflers anrückte und angriff. Man rühmt an Wilhelm dem Dritten, daß er, wenn gleich geschlagen, durch seine Standhaftigkeit dem Feinde die Früchte des Sieges entreißen habe. Vollständiger würde sich über das Talent dieses Königs urtheilen lassen, wenn man die Stufe der Ausbildung, auf welcher die Kriegskunst am Schluß des sechzehnten Jahrhunderts stand, schärfere ins Auge fassen wollte. Gewiß ist, daß es noch an jenen großen Entwürfen fehlte, worin gewundene Schlachten als bloße Ubergänge berechnet sind. Weil nun in der zu liessenden Schlacht das Hauptziel lag, so ging man auch nicht über dasselbe hinaus, und gefallte, als Sieger, dem geschlagenen Gegner alle Mühe, welche dieser bedurfte, um sich zu sammeln und von Neuem zu schlagen. Auf diese Weise hatte die

Standhaftigkeit eines Felsherrn ihrer Hauptstütze in der Kriegskunst selbst, d. h. in dem Grade von Entwicklung, die ihr zu Theil geworden war. Schlachten waren noch blutige Turniere; nichts weiter.

Im Jahre 1693 erfocht Luxemburg den dritten großen Sieg über die Verbündeten, als er am 29. Juli das feindliche Heer hinter der Fale angriff, welche von Landen bis nach Merteinden geht. Zwar wurde sein Angriff bei jenem Flecken zurückgeschlagen; denn unter Wilhelm dem Dritten saßen mit Koenrauth jene hugenottischen Edelknechte, welche die Zurücknahme des Edikts von Nantes und die damit verbundenen Verfolgungen aus Frankreich vertrieben hatten. Allein bei Merteinden erklarrte der Marschall die Schanzen und drang bis in das Lager der Feinde. Es wurden in dieser Schlacht von den Franzosen nicht weniger als 60 Kanonen erbeutet. Dennoch waren die Folgen der Schlacht unbedeutend; denn Wilhelm blieb in den Niederlanden und verplachte sein Heer selbst unter den Augen des Feindes.

Die drei erwähnten Schlachten hatten auf beiden Seiten mehr als 60,000 Topleute das Leben gekostet, ohne daß dadurch das Mindeste entschieden war. War es nun wohl ein Wunder, wenn ein Stillstand eintrat, wozin man sich nach Frieden schaute? Doch, der Anfang, in welchem Wilhelm der Dritte die europäische Welt in Aufruhr gebracht hatte, verhinderte einen schnellen Frieden, und noch mehr stand diesem der von den Verbündeten angenommene Grundsatß entgegen, nach welchem keiner von ihnen einen Separatfrieden eingehen sollte. Wie wünschten den Frieden vom Jahre 1694 an. Doch wie ihn zu Stande bringen?

Die Schlaueit des französischen Hofes löste diese Aufgabe dadurch, daß sie den Herzog von Savoyen zum Abfall von der Koalition bewog. Viktor Amadeus sah sich von Vorschlägen überrascht, welche alle seine Erwartungen und Wünsche übertrafen; denn nicht genug, daß Ludwig der Vieryhate Gasa, Villa - Franca, Nizza und Montmelian ihm zurückzugeben versprach, fügte er sogar Pignerol hinzu, welches Frankreich in dem Friedensvertrag von Utrecht unter der Bedingung erworben hatte, daß es die Festungswerke schleifen sollte. Noch mehr schloß sich der Herzog von Savoyen zum Abfall von den Verbündeten durch die Aussicht bestimmt, welche ihm die Vermählung seiner Tochter Maria Theresia mit dem Herzoge von Burgund eröffnete. Er machte sich anheischig, die Neutralität Italiens bis zum allgemeinen Frieden von den Verbündeten zu entreißen. Man beschuldigte diese den Herzog, wegen seines Abfalls, zwar der Untreue; allein, da Niemand ihn zur Treue zwingen konnte, und die Wohlfahrt des Landes, wenn auch nur als Vorwand gebraucht, einen gültigen Entschuldigungsgrund abgibt: so willigten die Verbündeten in die Neutralität Italiens und hierdurch wurde das Ende des Krieges herbeigeführt.

Den 19. Juli 1696 wurde der Friede zwischen Frankreich und Savoyen geschlossen. Er diente aber zur Einleitung des Ryswicker Friedens, welcher im folgenden Jahre einerseits zwischen Frankreich, England, Holland und Spanien, anderseits zwischen Frankreich, dem Kaiser und dem deutschen Reiche zu Stande kam. Die Friedensunterhandlungen wurden auf dem zwischen dem Haag und Delft gelegenen Schlosse des Fürst Ryswick gepflegen; daher

die Benennung. Dem Vermittler machte Karl der Elfte, König von Schweden; doch scheint seine Rolle eben nicht sehr wichtig gewesen zu seyn. Von Ludwig dem Bierherten wird behauptet, daß er in seinen Vermittlungen hauptsächlich durch die Aussicht geleitet worden sei, welche der nahe Tod Karls des Fünften, Königs von Spanien, dargeboten habe: eine Aussicht, welche eine Trennung des großen Bündnisses für ihn wünschenswerth machte, sofern ein Artikel in dem darüber abgeschlossenen Traktate die spanische Monarchie dem Kaiser und dessen Nachkommen, mit Ausschluß Frankreichs, sicherte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Frankreich hatte im Laufe des Krieges keine einzige Schlacht verloren und seine erschöpften Gegner dahin gebracht, daß sie sich glücklich schätzen mußten, wenn keine neue Übertragungen von ihnen verlangt wurden. Nichts desto weniger ließ Ludwig der Bierherte sich gefallen, daß die Verträge von Münster und Nimwegen der Friedensunterhandlung zum Grunde gelegt wurden. Zwar mußten die Verbündeten den Verzicht, Frankreich in seine alten Grenzen zurückzuführen, aufgeben; allein der König von Frankreich sah nur um so mehr im Erfahren durch die Großmuth, die er seinen zahlreichen Gegnern bewies. Nicht genug, daß er Wilhelm den Dritten als König von England anerkannte, gaben beide Mächte sich auch aller Forderungen, was sie sich im Kriege abgenommen hatten. Holland, das, während des Krieges, in den Besitz von Pondichery gekommen war, mußte zwar diese Kolonie wieder herabzugeben, weil Frankreich eines festen Punktes für seinen Handel in Ostindien bedurfte. Dagegen aber gab Frankreich an Spanien Alles zurück, was es in Katalonien und den

Niederlanden besetzt hatte; sogar ansehnliche Bezahlung von dem, was durch die Kantonen erworben war.

Dieser dreifache Friedensvertrag wurde den 20. Sept. 1697 unterzeichnet.

Ihm folgte den 30. Oct. desselben Jahres der Friedensvertrag mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche; und auch in diesem zeigte sich Ludwig der Vierte von einer Seite, welche allen wider ihn gefassten Urtheilen widerspricht. Denn aufgehoben wurden die Dekrete der Kronen-Kammer zu Reg., und der souveränen Gerichtshöfe von Vexin und Brezillac, indem der König von Frankreich sich ansehnlich machte, dem Reiche alles zurückzugeben, was er theils in, theils vor dem Kriege unter der Benennung von Pension besetzt hatte. Durch einen besondern Artikel wurde die Stadt Strassburg an Frankreich abgetreten; dagegen aber das Jert Rhl., weils den Soldaten Freiburg, Brezillac und Philippsburg von Frankreich an den Kaiser und das Reich zurückgestellt, und der Herzog Leopold von Lothringen wieder eingesetzt in sein Land, ohne daß Frankreich davon, außer Sarraloe und der Stadt und Landweigen Longwy, irgend etwas behielt. Eine richterliche Entscheidung des Kaisers und des Königs von Frankreich sollte die Ansprüche der Gemahlin des Herzogs von Orleans auf gewisse Allodial-Güter in der Pfalz regeln; und wenn beide Souveräne sich nicht vereinigen könnten, so sollte der Papp als Schiedsrichter eintreten. Wirklich wurde das letztere der Fall; und, gleich dem Schatten Samuels, erkannte eine Kongregation von Judiozen der Kota, daß der Herzogin von Orleans eine Entschädigung von 300,000 Thalern zu Theil werden müsse: eine Entscheidung, welche

als die letzte dieser universal-monarchischen Gerichtshöfe in den politischen Angelegenheiten Europa's betrachtet werden kann.

So endigte der neunjährige Krieg, von welchem es höchst ungenüß ist, ob er mehr durch Wilhelm des Dritten, oder durch Ludwig des Vierzehnten Ehrgeiz entzündet wurde. Ein Umstand, von dem meisten Geschichtschreibern, ob sei geſſentlich oder abſchließ, mit Stillſchweigen übergangen, giebt inzwiſchen mehr, als alles Uebrige, Aufſchluß über die Zwecke, welche die franzöſiſche Regierung dieſer Zeit in ihren kriegeriſchen Unternehmungen verfolgte; und dieſe iſt die Erwerbung des weſtlichen Theils der ſchönen Inſel Saint Domingo (gegenwärtig Haiti), welcher im Nydwickſcher Friedens-Traktat von Spanien an Frankreich abgetreten wurde. Eroberungen auf Koſten der Nachbarn hatten ſchon am Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts aufgehört der Thätigkeitswedel weſt-europäiſcher Nationen zu ſeyn: an die Stelle deſſelben trat, nach Aufhebung der Sklaverei und Indigenſchaft, Schonung und Beſchädigung der Betriebsamkeit getreten; und dieſe in entfernten Gegenden die nöthigen Begetrübade anzuweiſen, war eine von den Hauptangelegenheiten ſolcher Regierungen, welche, wie die franzöſiſche, im ſiebzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert hinter der ſpaniſchen und portugiſchen zurückgeblieben waren. Es kam alſo vor allen Dingen auf Erwerbung entfernter Kolonien an. Was Colbert für dieſen Endzweck gethan hatte, war ſehr mangelhaft geblieben; allein man hatte nicht aufgehört, dieſelbe Bahn zu verfolgen, weil das Vermeſſen eine Grundlage haben wollte, die, bei dem damaligen Zuſtande des europäiſchen

Handels nur durch Kolonial-Besitz zu erwerben war. Die Seefahrer fürchten um diese Zeit die Anfälle mit dem Blute des grünen Spaniers; und Frankreich hatte sich dieser Küster angenommen, um desto sicherer in den Besitz der einen oder andern dieser Inseln zu kommen. Als es sich nun um die Zurückgabe der festen Plätze Kataloune und Belgien handelte, trennte sich die spanische Regierung mit Freuden von demjenigen Theile der Insel Sant Domingo, der für sie so gut als verloren war; die französische Regierung aber gewann dadurch einen Mittelpunkt für ihre amerikanischen Kolonien, welche aus lauter Bruchstücken bestanden, die, einzeln genommen, wenig Werth hatten.

Was gehörig überlegt, war also Frankreich bei weitem nicht so uneigennützig von dem Kriegsschauplatze abzutreten, als es dem Schrin gehört hatte; denn alle Erweiterungen, die es in Deutschland und in den Niederlanden machen konnte, waren kein Ersatz für das, was es in Amerika wirklich gewonnen hatte. Die Politik der deutschen Fürsten war indeß am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts noch allzu wenig erleuchtet, als daß sie begriffen hätten, wie untergeordnet sie in dem Kampfe zwischen England und Frankreich waren, und wie es sich in diesem Kampfe fortwährend um etwas ganz Anderes handelte, als um ein deutsches Land, jenseits oder diesseits des Rheins. Wer hätte sich in diesen Zeiten wohl die Mühe geben mögen, Deutschlands Fürsten deutlich zu machen, daß ein Drittel der Insel Sant Domingo für die Entwicklung des französischen Königreichs von unendlich größerem Werthe sei, als ein Zuwachs von einem halben Duzend kleiner deutscher Fürstenthümer! Wir sagen noch mehr: wo würde,

unter den theologischen und metaphysischen Geisern dieses Zeitalters, wohl das ersichtliche Haupt zu finden gewesen, das sich zu einer Anschauung dieser Art erheben hätte?

Der Kurfürst erhielt für die großen Opfer, die er im Laufe dieses Krieges dargebracht hatte, seinen andern Dank, als daß ihm in dem Frieden von Westphal die Vortheile bestätigt wurden, welche sein Vater in dem westphälischen Frieden, so wie in dem Frieden von St. Germain, erhalten hatte. Bei dem Allen ist man nicht berechtigt mit Friedrich dem Zweiten zu sagen: „der Kurfürst habe diesen Krieg nur aus Gefälligkeit geführt“^{*)}.⁴ Daran fehlt nicht weniger als Alles. Die Rolle des großen Kurfürsten wollte fortgesetzt seyn. Dazu gehörte aber die Theilnahme an allen größeren Begebenheiten des mitlern Europa. Ohne diese Theilnahme gab es keine Bedeutung für einen Kurfürsten von Brandenburg; und es sich gleich nicht sagen läßt, daß der Kurfürst durch diese Theilnahme materiell gewonnen habe, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er, vermöge derselben, vor allen Staaten Deutschlands je mehr und mehr ins Licht trat, und eine Existenz gewann, von welcher in einer früheren Periode gar nicht die Rede seyn konnte. Wer in diesen Zeiten ein stehendes Heer hatte, trug gewissermaßen die Verantwortlichkeit, durch dasselbe auf die europäischen Begebenheiten einzuwirken; und war denn der Kurfürst nicht eins von den Hauptgliedern des deutschen Reichs, und als solcher sogar verpflichtet, für die Erhaltung desselben wirksam zu seyn?

^{*)} Erste Mémoires de Brandebourg, p. 181. der Ausgabe von 1789.

Obgleich der Kurfürst bei dem Augsburger Frieden 1697 aufgegangen war, und im Jahr 1696, während seines Aufenthalts in den Niederlanden, in einer Unterredung mit Wilhelm dem Dritten, König von England, die Kränkung erfahren hatte, daß ihm, dem in einem Armstuhl sitzenden Könige gegenüber, nur ein Stuhl ohne Lehne gesetzt worden war — eine Kränkung, die er sehr tief empfand —: so verstrich das sechzehnte Jahrhundert doch nicht, ohne daß der Kurfürst rechtliche Vergeltungen erfuhr, die er nur der Politik seines Fürsten verdanken konnte. Zwar gab der Kurfürst den Schwedischer Krieg gegen eine Entschädigung von 250,000 Thl. an den Kaiser zurück, weil dieser dies wünschte; allein er erhielt dafür Anerkennung seiner Souveränität als Herzog von Preußen, und das Versprechen, daß der kaiserliche Hof seine Anwartschaft auf Ostpreußen und Danzig unterstützen wolle. Viel war dies freilich nicht; es war um so weniger, da die Reichsländer dem großen Kurfürsten, wegen seiner Dienste im Kriege gegen Schweden, Entschädigung versprochen hatten, und da der letzte Graf von Limburg selbst wünschte, daß seine Grafschaft dem brandenburgischen Hause zu Theil werden möchte. Erwägt man jedoch, daß es zu den Vorfällen der Kaiserwürde in diesen Zeiten gehöre, gegen bloße Verheißungen die rechtlichsten Dienste zu erhalten, und daß hinwieder mehr oder weniger Wort gehalten werden mußte: so kann man nicht sagen, daß die Hälfte, welche der Kurfürst dem Kaiser im Jahre 1693 sendete, und welche nicht bloß zum Entschädigen von Peterwaradin, sondern auch zu dem Siege des Prinzen Eugen von Savoyen bei Zenta so nachdrücklich beitrug, verschwendet gewesen sei; denn für Staaten, die

sch vergelichen wollen, sind auch Verantwortlichen nicht zu verschulden, und der Erfolg beweist, daß sowohl Hamburg als Ostfriesland, wenngleich nicht auf der Stelle, zum Kurfürstenthum Brandenburg kamen. Im Jahr 1698 veräußerte der Kurfürst sein Domän durch die Erbscheinn-
 weigete über die Stadt und das Stift Quedlinburg, ferner
 durch die Reichsdegen und das Reichs-Schultheißen-Amt
 zu Nordhausen, und das Amt Pterberg bei Halle: Do-
 minien, welche er dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich
 August, für die Summe von 340,000 Thalem abkaufte,
 als dieser Fürst, um seine Bewerbungen um die polnische
 Königskrone durchzusetzen, sich in Schulden zu stützen ge-
 nöthigt war. Später (im Jahr 1707) kaufte Friedrich
 dem Grafen von Solms-Raunfeld die Grafschaft Zellin-
 burg für 300,000 Thaler ab. Seine gerechten Ansprüche
 auf Elbingen durchzusetzen — Ansprüche, welche von dem
 mit Polen abgeschlossenen Brandenburger Vertrage herrühr-
 ten — beschloß er sich im Jahr 1698 dieser Stadt.
 Durch kaiserliche Vermittelung kam es zwar im folgenden
 Jahr zu dem Vergleich: „daß Polen an Brandenburg in
 drei Monaten 300,000 Thaler bezahlen, und daß, wenn
 dies nicht geschähe, dem Kurfürsten die Besitznahme der
 Feststädte und des Gebiets von Elbingen frey stehen sollte;“
 da aber die Bezahlung nicht erfolgte, so blieb der Kurfürst
 in dem ihm Verlingungswegs zugesprochenen Besitz. Das
 Fürstenthum Rasthau und die Grafschaft Balungin erwarb
 Friedrich theils in Folge der Dienste, welche er Wilhelm
 dem Dritten, Könige von England, geleistet hatte, theils
 in Folge der Ansprüche seiner Mutter auf diese Erbschaft;
 denn das Haus Preussen übte seit Jahrhunderten eine Ober-

Lehnsherrschaft über jenes Fürstenthum und diese Grafschaft. Auch die Grafschaften Würzburg und Bingen waren der Kaiser noch eben diesen Rechtsmitteln in Besitz, und vertheidigte sein Recht gegen den Einspruch der holländischen General-Staaten, welchem der im Jahre 1702 verstorbene König von England die Vertheidigung des willkürlich von ihm eingesetzten Erben aus dem Hause Nassau übertragen hatte.

Dies Alles bewies, daß der Kaiser Friedrich, wie eitel er immer seyn mochte, die Realität nie aus den Augen verlor, und aus seiner Theilnahme an dem Handeln Europa's seinen Nachfolgern noch etwas mehr zuwende, als den eiteln Hagen, daran Theil genommen zu haben.

Ueber die Mittel, wodurch unser Kaiser den Aufstand bestritt, den seine europäische Rolle ihm abnöthigte, wird sich weiter unten etwas Ausfühlicheres sagen lassen. Am Schluß dieses Capitels gedenken wir nur der Institution, welche bis zum Schluß des sechzehnten Jahrhunderts den gesellschaftlichen Zustand im Kaiserthum verbesserten.

Oben an steht billig die Errichtung der Friedrichs-Universität zu Halle. Sie kam im Jahre 1694 zu Stande, und war eine von den Ausgeburtten der Jansenisten, welche der Theologienus dieser Zeiten in Gang gebracht hatte. Mäße der Strengheiten, welche lutherische und reformirte Dogmatiker führten — Strengheiten, die den Verstand eben so ketten ließen, als das Herz — hatte sich die Exeter der Päpsten gebildet, welche auf eine Exeter drang, die sich in Handlungen des Wohlthuns und der Liebe betheiligen sollte. Dieser Abfall schmerzte, wie sehr er auch verschuldet war. Es entstanden für die Päpsten Verfolgungen,

die sich von keiner Seite rechtfertigen ließen. Unter diesen Umständen nahen sich ihret ein Mann an, der für die Zeiten, in welchen er lebte und wirkte, zu den erlauchtesten Geistern gerechnet zu werden verdient. Sein Name war Thomassius. Als Verteidiger der verfolgten Protesten, seines Vaterlands — er war Magister und Advokat zu Leipzig — und sogar aus dem ganzen Kurfürstenthum Sachsen berufen, wendete er sich nach Halle. Ihm folgten einige hundert Studenten, für welche er seinen Unterricht fortsetzte. Dies geschah um so mehr mit Genehmigung der kurfürstlich-brandenburgischen Regierung, weil schon der große Kurfürst mit dem Gedanken umgegangen war, eine Universität zu Halle zu errichten. Der ehemalige Erzieher und jetzige Premier-Minister des Kurfürsten, Eberhard von Danneberg, ein Staatsmann, der das wahrste Könlige leicht erkannte, glaubte, der Zeitpunkt sei gekommen, wo Friedrich Wilhelm Gedanke ins Werk gesetzt werden müsse. Der Heirathsbrief des Kaisers, dessen er in diesen Zeiten bedurfte, erfolgte im Jahre 1693. Sobald nun die Hände zur Ausföhrung der neuen Lebensstalt aufgemittelt und geschickte Lehrer berufen waren, wurde die Friedrichs Universität am 11. Juli 1694 in Gegenwart des Kurfürsten, seines Hofes und vieler fürstlichen Personen durch eine Feuerschrift eröffnet, welche, den Chroniken zufolge, nicht weniger als 20,000 Thaler kostete; sie endigte mit einem Mittagsmahle, bei welchem die Professoren an die kurfürstliche Tafel gezogen wurden. Ohne im Mindesten rhomantisch zu seyn, konnte man diese Feierschrift eine Vermählung der Dynastie Hohenzollern mit der Wissenschaft nennen. Man wendete dazu um so mehr bei

reifeigt ſeyn, weil die Einrichtung getroffen wurde, daß der jedesmalige Kur- oder Krongering Rektor der neu-errichteten Uniuerſität ſeyn ſollte: eine Einrichtung, welche mit ſich gebracht hat, daß der plötzlich ernannte Rektor bis auf den heutigen Tag den Titel eines hohen Protektors führt. In mehr als einer Beziehung wurden der deutſchen Welt durch die Friedrichs Uniuerſität zu Halle neue Richtungen gegeben; und wer, dazu am meiſten beitrug, war der ſchulterfreie Thomafius. Er hatte juerſt den Rath Collegia in deutſcher Sprache zu leſen, und ein Programm in eben dieſer Sprache zu ſchreiben: eine Meinung, welche der Predantismus lange nicht verzeihen konnte. Wie viel die deutſche Sprache durch dieſe Maßregel für ihre Ausbildung gewann, iſt nicht zu ſagen. Dabei horte Thomafius nicht auf, ſich gegen den Aberglauben ſeiner Zeitgenoſſen zu erklären. Er klagte die Einwirkungen des Teufels auf die menſchliche Seele, eiferte gegen die Thorheit der Dämonologie, und trug juerſt auf die Abſchaffung der Zelter an, deren Grausamkeit und Unnöthigkeit ihn gleich ſehr empörte. Von allen Uniuerſitäts-Profeſſoren, welche Deutschland bis zum ſiebzehnten Jahrhundert kennen gelernt haben, war er der erſte, welcher die Wiſſenſchaft von den Banden des Konjekturens zu befreien, und auf ihrer ewigen Grundlagen — Beobachtung und Erfahrung — zu gründen verſuchte. So wurde die Uniuerſität zu Halle ein Mittelpunkt, nicht bloß für die deutſche, ſondern auch für die europäiſche Welt.

Eine unmittelbare Aufgeburt des Pietismus — und als ſolche betrachtet das ſchönſte Produkt des ſiebzehnten Jahrhunderts — war das Halliſche Raiſonhand, geſtiftet

von Hermann Franke, Professor der Theologie und Prediger zu Glaucha bei Halle. Wie viele seiner Mitbrüder theilte dieser hochachtungswürdige Mann an einem bestimmten Tage in der Woche Almosen aus. Bei dieser, seinem Amte zugehörigen Verrichtung entging ihm nicht, daß dem Bedürftigen, der seine Zuflucht zum Betteln nimmt, noch mehr gebricht, als ein Almosen, oder vielmehr, daß dieser ihm nur deshalb gebricht, weil ihm das fehlt, was dem Almosen nöthig macht. Voll von diesem Gedanken, hielt Hermann Franke es für Menschenpflicht, für die bessere Unterweisung und Erziehung der dürftigen Klasse zu sorgen. Um die Mittel zu gewinnen, denen er für sein Werkbedürfte, machte er dem Anfang damit, daß er in seiner Pfarrwohnung eine Armenabtheilung aufstellte; und sobald er 4 Thaler 16 Gr. zusammen hatte, kaufte er für 2 Thaler Bücher, und stellte einen armen Studenten an, welcher, für ein wöchentliches Honorar von 6 Gr., arme Kinder täglich zwei Stunden unterrichtete. Hierüber ertheilte sich seine Zustimmung. Voll der Ueberzeugung, daß das, was ihn bewegte, seinen Zeitgenossen nicht fremd seyn könnte, dabei er haben über jede Verleumdung, so wie über alle lieblose Urtheile, die über ihn gefällt werden konnten, theilte er seinen Entwurf zu einem großen Waisenhaus der Welt mit, und siehe! er hatte sich nicht geirrt. Die Beiträge waren so reichlich, daß er ein Waisenhaus in Glaucha, nebst einem vor demselben gelegenen großen Platz ankaufen konnte. Hier nun legte er am 13. Juli 1698 den Grundstein zu dem mächtigen Gebäude, das noch immer das hellste Waisenhaus genannt wird, und seit hundert und vierzig Jahren die Pflanzschule gesellschaftlicher Engländer und Geschicklich-

keinen ist. Hermann Franke's Gedanke aber fand vollen Anklang in dem jungen Friedrich, ohne welchen das große Werk schwerlich würde vollendet worden seyn. Nicht mit Geld und Baumaterialien allein unterstützte der Kurfürst die neue Schöpfung, sondern auch mit dem, was nur die fürstliche Munificenz zu geben vermag. Die Frankesche Stiftung erhielt also Freie. Geburt, Bad- und Brauereirechtigkeit, den ganzen Theil von allen Strafgeldern im Herzogthum Magdeburg und im Fürstenthum Halberstadt, sofern sie nicht über 50 Thl. hinaufgingen, von jeder nicht armen und nicht hausfälligen Kirche dieser Provinzen jährlich einen Thaler, und das Recht, eine Apotheke, eine Buchdruckerei und einen Buchhandel zum Besten der Waisen anzulegen. Die Nothdurft der Zeiten brachte es mit sich, daß man zu solchen Ausstattungen seine Zuflucht nahm. Was dabei nicht in Betrachtung kam, war, daß, indem das in der Gesellschaft herrschende Entwicklungsgeßetz die Ausstattungen verändert, die darauf gegründete Anstalt in ihrer Wirksamkeit gelähmt wird. Doch ist es hier nicht der Ort, dies mit Ausführlichkeit darzustellen.

Die Friedrichs Universität und das Königl. Waisenhaus waren bei weitem nicht die einzigen Institute, welche unter der Regierung Friedrichs des Ersten in Aufnahme kamen; allein es waren diejenigen, welche dem 17. Jahrh. angehörten. Mit dem Eintritt des 18. Jahrh. beginnt für das Geschlecht der Hohenzollern und die von demselben abhängigen Staaten eine neue Ära. Von welcher Art diese war, wird das nächste Kapitel dieser Untersuchungen enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

Könnte man den verschiedenen Ansprüchen der Menschen keine andere Schranken setzen, als allgemeine Willen oder Gesetze: so würden sie der Begierde, sich denselben zu entziehen, unterliegen, ohne daß es möglich wäre, sie daran zu verhindern. Es ist also nöthig, daß diesen allgemeinen Willen oder Gesetzen eine Macht beigegeben werde, welche im Stande ist, diejenigen zum Gehorsam zu zwingen, die sich ihnen entziehen wollen. Die öffentliche Macht ist demnach der Gesellschaft eben so notwendig, als die Gesetze. Ja, man darf sagen, daß diese ohne jene gar keinen Werth haben würden; denn Gesetze, die nicht vollzogen werden, sind nicht Gesetze, weil der Charakter aller Gesetze darin besteht, daß sie, als Verhaltens-Regeln, Verbindlichkeit in sich schließen, oder Leben haben. Erwerben aber wird dies Leben dadurch, daß es nicht an Menschen fehlt, welche mit der Vollziehung der Gesetze beauftragt sind. Man nennt diese Menschen, sofern sie ein Collectiv-Weesen bilden, „die Obrigkeit;“ diese aber besteht aus Beamten, welche, je nach der politischen Verfassung des Landes und den verschiedenen Graden der Unterordnung, mit verschiedenen Titeln beßelbet sind.

In diesem Abschnitte haben wir es ausschließlich mit der Zivil-Verwaltung zu thun; und die erste Frage ist: „was leistet sie der Gesellschaft?“

Adam Smith nennt die in ihr angestellten Beamten unproduktive Arbeiter, weil von ihren Bemühungen nichts übrig bleibt, wodurch die Kapitale der Gesellschaft vermehrt werden können. Allein ist ihre Arbeit minder verrichtet worden, weil sie sich nicht in einem materiellen und bleibenden Produkte bethätigt hat? Und ist ihre Willkür minder wohl gemessen, weil die Gesellschaft davon keinen andern Vortheil gezogen hat, als den, die zu ihrem Wohlfeyn nöthige Sicherheit gemessen zu haben?

Jeder von einem Zivill-Beamten geleistete wahre Dienst ist eine Nützlichkeit, welche aus seiner Arbeit hervorgeht; und will man sein Verhältniß zur Gesellschaft auf eine sehr einfache Weise aufstellen, so kann dies auf folgende Weise geschehen. Der Beamte verkauft seine Nützlichkeit und erhält dafür eine Besoldung. In Folge dieses Tausches, welcher die größte Nützlichkeit mit dem Austausch zweier Produkte hat, verbraucht die Nation zu ihrer Genugthuung den Dienst, den er ihr geleistet hat; und dieser Verbrauch ist ein Theil derjenigen Verbräuche, die wir öffentliche genannt haben. Der öffentliche Beamte seinerseits verbraucht, zu seinem besondern Nutzen, den Werth, den er vom Publikum zum Ersatz für seine Dienste erhalten hat, d. h. seine Besoldung; und dieser letztere Verbrauch ist ein Theil der Privat-Verbräuche, die im Lande Statt finden: denn der öffentliche Beamte, in seiner Eigenschaft als Verrichter, ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Privatmann.

Öffentliche Beamte, welche sich in ihrem Wirkungskreise der Gesellschaft wahrhaft nützlich machen, treffen demnach mit dieser einen Tausch, welcher für beide gleich nützlich ist. Das Einkommen, das sie von ihr beziehen, ist

ein höchst rechenhaftes, und bildet einen Theil von dem Einkommen der Gesellschaft. Sie können es entweder ganz oder zum Theil zurücklegen. Was sich nicht zurücklegen, nicht ankaufen läßt, ist der Nutzen, der aus ihrem Arbeiten entsteht und zum Nutzen der Gesellschaft verbraucht werden ist.

Dies läßt sich noch weiter verfolgen.

Eine obrigkeitliche Person kann in gewissen Fällen nützlich seyn, auch wenn sie nichts leistet; denn indem sie immer bereit ist, eine Ungerechtigkeit abzuwehren, reicht diese Bereitschaft nicht selten dazu aus, daß die Ungerechtigkeit wirklich abgewehrt wird. Die Zeit, die Einsicht, die Muthschaffenheit einer solchen obrigkeitlichen Person wird also mit Rechte remunerirt, auch wenn man davon keinen Gebrauch macht; es verhält sich damit, wie mit den Posten, die man zur Bewachung eines Landes ausstellt, und die selbst dann nützlich sind, wenn sie nicht angegriffen werden, weil der Feind um ihreentzillen es nicht gewagt hat, sich zu messen mit einem Gegner, welcher allzu nachsicht war, um zu gestatten, daß man ihn mit Erfolg angreife.

Hiermit soll jedoch den Einsehern, d. h. solchen Seelen, welche keine Art von nützlicher Wirksamkeit in sich schließen, nicht das Wort geredet seyn. Solche Seelen führen auf die Idee eines betrügerischen Handels, worin das Volk, d. h. der arbeitende Theil der Gesellschaft den Preis eines Produkts bezahlt, das man ihm nicht liefert. Sie sollten nirgend ansetzen seyn; dann die Prinzipie der Staatswirtschaft verdammen sie in jeder Beziehung, und nur die Sophistik kann sich ihrer Verteidigung unterziehen. Wenn man also sagt, daß die Inhaber von Einkünften die

von ihren bezogenen Einnahmen der Gesellschaft durch den Aufwand, zu welchem sie bescholgt werden, zurückgeben: so sagt man damit, so viel als gar nichts. Nicht darauf kommt es an, daß die Gesellschaft Gelegenheit finde, ein von ihr gezahltes Gehalt zurück zu verdienen, wohl aber auf nützliche Dienste, die ihr geleistet werden sollen. Wenn man Einkünften nichts in Umlauf setzen, so werden die Steuerpflichtigen es an ihrer Stelle thun; und sollten diese das Ersparne zurücklegen, so würde damit kein Nachtheil verbunden seyn: denn die Kapitale würden zunehmen und reproduktiv verwendet werden.

Ehe die Prinzipien der Staatsverwaltung die politischen Systeme bestimmen, werden vielleicht noch Jahrhunderte vergehen. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß, im neunzehnten Jahrhundert, die Forderungen aller wahrhaft civilisirten Nationen, in letzter Auflösung, darauf hinauslaufen, daß kein der Gesellschaft geleisteter Dienst über seinen Werth hinaus bezahlt werden soll; dies scheint, und wenigstens, das Endziel aller der Umstellungen zu seyn, von welchen die europäische Welt in diesem Augenblicke heimgeleitet wird.

Wie dem besten Rechte von der Welt sagt Destutt de Tracy in seinem „hebräischen Kommentar über Montesquieu's Geist der Gesetze:“

„Alles Wohlfeyn der menschlichen Ordnung liegt in der guten Anwendung der Arbeit; alles Uebelbefinden derselben in der Ungebilligkeit der Kräftentwiderung. Dies sagt allerdings nicht mehr und nicht weniger, als daß man seine Bedürfnisse befriedigt, wenn man zur Befriedigung derselben seine Kraft anstrengt, und daß man leidet, wenn man

seine Zeit verliert. Man muß sich schämen, wenn der Beweis für eine so handgreifliche Wahrheit gefordert wird; allein man muß sich erinnern, daß der Anfang ihrer Begründungen auch den Philosophen übertrassen kann. Ueber den Luxus könnte man ein Werk schreiben, und dies Werk würde sehr möglich seyn; denn der Gegenstand ist nie gehörig abgehandelt worden. Man würde zeigen, daß der Luxus, d. h. der Geschmack an überflüssigen Ausgaben, bis auf einen gewissen Punkt die Wirkung der allen Menschen inwohnenden Neigung ist, sich, sobald man die Mittel dazu hat, neue Genüsse zu verschaffen, so wie auch eine Wirkung der Betrachtheit, welche ein einmal gewonnenes Wohlseyn selbst dann noch notwendig macht, wenn die Gewinnung desselben beschwerlich fällt; daß der Luxus eine unvermeidliche Folge der Betrachtheit ist, deren Fortschritte er bemerkt, so wie des Reichthums, den er zu erhalten strebt; daß also, wenn ein Volk in Folge des Luxus, oder aus welcher andern Ursache es wolle, von seiner alten Größe herabsinkt, der Luxus das Wohlseyn, aus welchem er hervorging, überlebt, und die Glückseligkeit desselben unmöglich macht, wessern nicht ein beständiger, nur auf dieses Ziel gerichteter Stof eine plötzliche und vollendete Wiedergeburt hervorbringt. Nicht anders verhält es sich mit Privatpersonen. Man müßte, nach dieser Angabe, aber noch zeigen, daß, wenn, in einer entgegengesetzten Lage, ein Volk unter seinen Rang unter den zivilisirten Völkern einnimmt, zur Vermeidung des Erfolges seiner Anstrengungen nichts notwendiger ist, als daß die Fortschritte seiner Betrachtheit und seiner Aufklärung noch weit rascher seien, als die seines Luxus. Hauptsächlich diesem Umstande muß der

starke Aufschlag zugeschieden werden, welchen die perussische Monarchie unter Friedrich Wilhelm dem Ersten und unter Friedrich dem Zweiten genommen hat: ein Beispiel, welches Deuten sehr beschwerlich fallen muß, welche behaupten, daß der Luxus für die Wohlfahrt der Monarchien notwendig ist. Derselbe Umstand scheint mir die Dauer des Wohlseins der vereinigten Staaten Amerika's zu verbürgen; so wie ich mich, auf der andern Seite, der Beforgniß nicht erwehren kann, daß der unvollständige Genuß dieses Vortheils das wahre Glück und die gediegene Civilisation Rußlands erschweren und an der Vollendung hindern werde."

In einer andern Stelle sagt derselbe Autor:

"Die Hülfsquellen, welche ein Volk in großen Krisen findet, bestehen einzig darin, daß man alle die Kräfte benutzt, die man sonst verloren gehen ließ, ohne es zu bemerken. Man erspäht aber, wenn man sieht, wie bedrückend dies war. Dies ist zugleich das Einzige, was an den Schul-Declamationen über Sparsamkeit, Nüchternheit, Wachen vor Prunk und den übrigen demokretischen Tugenden armer und Unkluger Nationen wahr ist. Man rühmt und diese, ohne zu begreifen, was in ihnen, als Erscheinungen genommen, Ursache und Wirkung ist. Solche Mäße sind nicht stark, weil sie arm und unweissend sind, sondern weil von der geringen Kraft, die sie besitzen, nichts verloren geht, und weil man mit hundert Franken, die man gut anlegt, mehr besitzt, als mit tausend die man im Spiele verliert. Zeigt es nur dahin, daß dem bei einem großen und aufgeklärten Volke eben so sei, und ihr werdet dieselbe Kraftentwicklung wahrnehmen, die ihr an den Franzosen gesehen habt: eine Kraftentwicklung, welche

alles übertrifft, was die römische Republik je geleistet hat; denn es sind bei weitem größere Hindernisse überwunden worden. Deutschland z. B. lasse nur vier Jahre hindurch die Einkünfte seiner kleinen Höfe und seiner reichen Bistümer in den Händen der arbeitenden Klasse; und ihr werdet sehen, ob die Deutschen nicht ein starkes und mächtiges Volk sind *). Seyet im Gegentheil, daß man in Frankreich die alte Ordnung der Dinge wieder herstellt: so werden ihr, trotz allem Zuwachs an Territorium, Erschließung mitten unter Hülfquellen, Glanz mitten unter Reichthum, Schwäche mitten unter den Mitteln der Städte wahrnehmen."

Ganz zuverlässig hat der Graf Desluz de Tracy in diesen Behauptungen die Wahrheit nachgewiesen insofern auf seiner Seite, als man die Lust zur Arbeit vermindert, wenn man dem Produzenten zu viel von seinem Ertrage entzieht und ihn auf das Nothwendigste beschränkt. Friedrich der Zweite sagt in seiner Abhandlung über die Regierungsformen: „Keine Regierung kann ohne Steuern bestehen: sie sei eine republikanische oder eine monarchische, immer wird sie der Steuern bedürfen. Die Obrigkeit, welche die Staatsverwaltung besorgt, muß zu leben haben; Richter müssen bezahlt seyn, wenn sie den Gesetzen gemäß verfahren sollen; der Soldat muß versorgt werden, wenn er aus Mangel an Lebensmitteln nicht zur Gewalt greifen soll; und auf gleiche Weise müssen die, welche dem Finanzwesen vorstehen, gut bezahlt werden, damit die Noth sie nicht zwingt, das öffentliche Einkommen zu veruntreuen. Diese unschle-

*) Das wurde i. J. 1806 in Nord-Amerika geschehen.

deren Aufgaben erfordern beträchtliche Summen; außerdem aber muß etwas für außerordentliche Fälle zurückgelegt werden. Da dies Alles nur vom Volke genommen werden kann, so besteht die Kunst darin: es so zu nehmen, daß der Bürger nicht erdrückt werde." Hätte man diesen großen König gefragt, was er von der Möglichkeit der Hof-Aemter halte; so würde er darauf erwidert haben: „Ihr wißt ja, wie ich in Sant-Saul lebe.“ Hätte man ihn ferner gefragt: ob er der Meinung sei, daß man den Fürsten mit sehr viel Glanz umgeben müsse, weil dadurch Achtung erzeugt werde, Achtung aber den Gehorsam erkeichtere; so würde er gelächelt und grantmüthig haben: „Ihr seht ja, wie einfach ich lebe, und ihr wißt ja, was ich meinen Unterthanen und dem ganzen Europa gelte.“ Dasselbe kann jede achtungstheuernde Obrigkeit, ihr Standpunkt sei welcher er wolle, von sich sagen. In Wahrheit, wenn der Bürger den Verträgen der Obrigkeit willig gehorcht, so geschieht es, weil er die Ueberzeugung hegt, daß die Obrigkeit ihm nichts befehlen wird, was über das Gesetz hinausgeht. Je unbedenklicher der öffentliche Beamte in seinem Wirkungskreise ist, auf desto mehr Widerstand stößt er mit seinen Befehlen; und stammen diese gänzlich aus der Willkür ab, so ist nicht notwendiger, als daß sie von der Gewalt unterstützt werden. Eine gute Regierung kann jedem Bürger das Recht zugesichern, den Verleger der Gesetze, den Erörter der öffentlichen Ordnung vor Gericht zu stellen; und da, wo dies geschieht, wird man unfehlbar die beste Polizei haben, einmal, weil diese so viele Beamten haben wird, als es Verleger im Staate gäbe, zweitens, weil diese Beamten keine Unterdrückung äben können; denn

nennt das Unrecht auf ihrer Seite sehr selten, so werden sie von der Obrigkeit nicht unterläßt. Solche Beamten sind außerdem sehr nützlich für den Staat, weil sie nichts kosten. Man kann sich aber auch darauf verlassen, daß in jedem Lande, wo die Gerechtigkeit gut verwaltet wird, sich Leute finden werden, welche die Vollziehung der Gesetze ausüben, während da, wo die Willkür die Stelle des Gesetzes vertritt, nichts Anderes übrig bleibt, als die ganze Gesellschaft in die Hände gewisser Handlanger zu geben, die, um sich nothwendig zu machen, nichts Besseres thun können, als den Sinn für Gerechtigkeit zu unterdrücken. Nichts ist gewöhnlicher, als daß ein Ungläubiger, ein Genuß- und Wohl-gar ein Richter sagt: „Weßhalb bemühet ihr euch damit? das geht euch nichts an!“ — Um ein Volk gleichgültig zu machen gegen alle gemeinschaftliche Wohlfahrt, giebt es vielleicht kein wirksameres Mittel; denn, wer läßt sich wohl gern pfeifen? Wie häufig ist es in Rom der Fall, daß man als Zeuge eines verheerenden Uebels ruhig seinen Weg fortsetzt, um nicht in Verwickelungen verflochten zu werden, welche, wo nicht Geld, doch wenigstens Zeit kosten!

Die gesellschaftliche Ordnung ist um so vollkommener, und die Völker sind um so glücklicher, je weniger die Gesetze vervielfältigt und je minder zahlreich die Beamten sind. Denn es sind ja gar nicht die Gesetze und die obrigkeitlichen Personen, welche die Völker hervorbringen, wodurch ein Volk seine Existenz und seine Bedürfnisse gewinnt: Gesetze und Verwaltung können immer nur als Heilmittel betrachtet werden, welche die Unvollkommenheit der menschlichen Natur nothwendig macht; und eben deswegen muß

man davon nicht mehr haben, als gerade nöthig ist. Ihre Wirksamkeit ist nur eine indirekte. Man wird diese nie ganz entbehren können, während Nahrung, Bekleidung, Obdach, so wie überhaupt alles, was die Gesellschaft zu ihrer Subsistenz bedarf, unentbehrlich ist.

Man mußte nicht die Verwaltung vertheuert durch den geringen Brauchbarkeitsegrad der in ihr angestellten Beamten: ein Umstand, der es mit sich bringt, daß das Personal vervielfältigt wird, ohne daß daraus ein treuer Nutzen entspringt. Was bisher geschehen ist, um diesem Uebel abzuheifen, nicht schwerlich dazu aus. Man hat z. B. gewisse Aemter zu Gegenständen der Bewerbung gemacht; allein die Bewerbung setzt Nichts voraus, welche die Fähigkeiten bezeugen, über Konkurrenten zu urtheilen. Sind diese Fähigkeiten vorhanden? Die Stelle, welche man in der Staats-Hierarchie annimmt, gewährt dieselben nicht. Dazu kommt, daß öffentliche Aemter Eigenschaften erfordern, für welche die Konkurrenz nicht die Gewähr leistet. Denn was könnte diese wohl aussagen über die Rechtschaffenheit, die Uneigennützigkeit und den zur Gewissenhaftigkeit gewordenen Geist des Kandidaten? was über den bürgerlichen Rath desselben, über diese für einen Verwalter so seltene und so notwendige Eigenschaft, vermöge welcher er nur das thut, was er als hilfreich erkannt hat, wäre es auch mit Besatz verbunden? Welche Erwartungen man auch von einem Bewerber zu hegen veranlaßt seyn möge: immer wird der Ruf, in welchen er sich gebracht hat, nicht zu verachten seyn. Vor allen Dingen aber sollte man die Methoden, wodurch bisher Zivil-Beamte gebildet werden sind, einer scharfen Prüfung unterwerfen. Die Unterweisung, welche

auf unsern Gymnasien und Universitäten ertheilt wird, ist unendlich mehr geeignet, die Köpfe für das, was Verwaltung genannt zu werden verdient, zu verwirren, als aufzuklären. Was kann dabei herauskommen, daß junge Leute vertraut gemacht werden mit längst verschwundenen Gesellschaftszuständen, wenn man sie — wie es nur allzu sehr der Fall ist — unbekannt läßt mit demjenigen Gesellschaftszustande, in welchem sie nach wenigen Jahren fungiren sollen? Man stelle jede noch so gründliche Untersuchung darüber an — und man wird unfehlbar die Entdeckung machen, daß alle ausgezeichneten Civil-Beamten sich durch sich selbst, d. h. durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen gebildet haben. Wie gering ist indeß die Zahl der ausgezeichneten Civil-Beamten! und wie wichtig ist es daher, solche Anstalten zu treffen, daß die Bildung guter Civil-Beamten nicht länger die Sache eines glücklichen Unglückes heiße! Von der Wirkksamkeit der Elementarschulen und Real-Gymnasien läßt sich in dieser Beziehung sehr viel für die Zukunft erwarten. In diesen liegen Garantien, welche auf keinem andern Wege erworben werden können.

Abgesehen von der Vertheuerung, welche aus einem allzu zahlreichen Beamten-Personale entspringt, giebt es noch eine zweite, welche ihren Grund in der Staatsverfassung hat, wenn diese einen kostspieligen Justizsystem-Zug für Entscheidungen, der Gegenstand derselben sei welcher er wolle, mit sich bringt. In der Natur der Sache liegt, daß eine Vertheuerung, welche nicht in und mit dem Verwalteten lebt, den Vortheil derselben nicht gehörig wahrnehmen kann; es fehlt einer solchen Verwaltung: 1) die genaue Kenntniß der Gegenstände, über welche sie entscheiden

seß; 2) die Fähigkeit, so rasch zu entscheiden, daß weder Kraft noch Zeit verloren gehe. Es ist der Mühe werth hiervon einige Beispiele anzuführen.

In England ist es nicht gestattet, Weideland in Ackerland zu verwandeln, ohne die Erlaubniß der allgemeinen Regierung dazu vorher erworben zu haben. Was ist die Folge davon? Keine andere, als daß jede Verwendlung dieser Art, in England Inclosure genannt, mit fast unerschwinglichen Kosten verbunden ist, und folglich unentwickelt. Das agricultural Magazine von 1814 führt den Fall an, daß die Theilung eines Gemeindeguts von 250 Acre in Besitztheile vermöge der Parliaments-Bill, welche dazu erforderlich war, nicht weniger als 370 Pf. Sterl. kostete; und dasselbe Magazin bemerkt, daß man von einer zweiten höchst vortheilhaften Theilung absehen mußte, weil ein einziger Eigenthümer der Gemeinde sich ihr widersetzte, und in einem solchen Falle die Kosten sich so hoch belaufen, daß sie unerschwinglich werden. Man sieht hiemit sehr deutlich, wie Gemeinden durch ein sehr zusammengepacktes Verwaltungssystem beschäpft sind.

Die Sache stellt sich jedoch nicht besser in einem minder verwickelten Verwaltungssystem, wenn die Einrichtungen so getroffen sind, daß Alles von der Entscheidung des Staats-Oberhauptes oder seiner vertrauten Räthe abhängt.

Benaparte, despotischen Unterdrucks, glaubte die Verwaltung dadurch zu vereinfachen, daß er sich und seiner nächsten Umgebung alle Entscheidungen über Angelegenheiten des Reichs, selbst wenn diese einzelne Gemeinden betrafen, vorbehielt; er machte aber die Verwaltung dadurch

nur schlicht und festlich, wie folgender Fall betrifft, den Herr Delabarde in seinem Werke, „Geist der Vergesellschaftung“ betrifft, anführt.

„Herr Delabarde war Maire des Fleckens Moreville, als die Kirche dieses Ortes einfiel, weil die Berechtigung zur Ausbesserung derselben nicht pünktig genug erfolgt war. Als nun das Unglück geschehen war, bat die Gemeinde um die Erlaubniß, das unter den Trümmern der Kirche befindliche Holz verkaufen zu dürfen, weil es sonst verfaulen oder gestohlen werden würde. Die Erlaubniß dauerte lange zu einer Zeit an, wo das Holz verfault oder gestohlen war. Um eine neue Kirche zu erhalten, bat die Gemeinde um die Erlaubniß, sich für diesen Zweck eine Abgabe zu legen zu dürfen. Der Vorschlag, welcher von den Lesern des Wiederaufbau's eingereicht werden mußte, brauchte ein volles Jahr, um in's Ministerium des Innern zu gelangen; denn er mußte pfllichtgemäß erst durch die Unter-Präfectur und sodann durch die Präfectur, ehe er die Reise nach dem Ministerium des Innern antreten konnte; jede Verwaltung aber mußte ja Kenntniß von der Sache nehmen und ihr Gutachten abgeben. Derselbe Vorschlag blieb wiederum ein volles Jahr im Bureau der öffentlichen Bauten, das einen Zweig des Ministeriums des Innern ausmacht. Von hier aus wurde er zweimal an die Gemeinde von Moreville zurückgeschickt mit Ausstellungen, welche die Abschätzung der Baumaterialien und den Arbeitslohn betrafen, gerade als ob man in Paris über beides besser belehrt gewesen wäre, als in der Provinz selbst. Man wehl, die Administratoren wollten das Maß gewinnen, als verstanden sie etwas von der Sache,

und als wären sie ihren Gehalt nicht für nichts und weder nicht."

"Insgesamt wurde zwar der Vorschlag genehmigt; allein man verlangte der Gemeinde die Erlaubniß, sich eine außerordentliche Steuer aufzulagen, weil diese der Erhebung der dem Staate zu entrichtenden Steuern schaden könnte."

"Um dennoch zu einer Kirche zu gelangen, verpflichtete sich die Gemeinde von Mettraille zur Aufzierung ihres öffentlichen, mit Nuß- und Kastanienbäumen bepflanzten Spazierganges, welcher der Lust der jungen Leute beiderlei Geschlechts an Sonn- und Festtagen war. Da es dazu einer Bewilligung bedurfte, so versloß wiederum ein Jahr, ehe diese Anfrage in Ueberlegung gezogen wurde. Sie mußte durch die Hofverwaltung, welche ihrer eigenen sendete, die Erlaubnis in Augenschein zu stellen. Die Erlaubnis ging durch die Hierarchie ihrer Verwaltung, und durch die des Finanz-Ministeriums, um prüft zu kommen in's Ministerium des Innern, von welchem die Gemeinden abhängen. Der Verlauf des mit Erlaubnis bepflanzten Spazierganges wurde nun zwar verordnet; allein er beachte nur das Viertel der zum Wiederaufbau der Kirche erforderlichen Summe. Da nun hinsichtlich des Fehlenden noch kein Beschluß beschloßten Ders gesagt war: so sah die Gemeinde sich genöthigt, das für den öffentlichen Spaziergang gesöhte Geld in die Tilgungs-Kasse zu senden. Was geschah zuletzt? Unter dem Verwande dringender Staatsbedürfnisse wurde dies anvertraute Gut, wie nichts anderes, vergraben."

Dabei ist wohl zu merken, daß das ganze Gerüß von

Ver-

Verwaltung keine andere Bestimmung hat, als die Gemeinden zu beschützen, und daß diese, um eines solchen Schutzes zu genießen, Jahr aus Jahr ein, ihren Theil an den allgemeinen Steuern entrichten. Man darf jedoch auch nicht aus der Sicht lassen, daß eine schlechte Verwaltung unendlich mehr aus ihrer Organisation, als aus der Verschtheit der Administratoren herfließt. Diese mögen so aufgestellt, so unbefriedlich, so gewappnet gegen Huzt und Genuß sein, wie sie wollen: die Angelegenheiten des Staats gewinnen dabei so viel als gar nichts, wenn der Staatsorganismus wesentlich fehlerhaft ist. Denn, ist das Aduerwerk einer Verwaltung sehr zusammengesezt, und muß eine Angelegenheit hinter einander von mehreren Behörden verarheitet und puluerisirt werden: so geht nothwendig eine kostbare Zeit verloren, selbst durch den Uebergang von einer Behörde zur andern. Jeder Beamte glaubt alldann nur seine Pflicht zu erfüllen, wenn er die Angelegenheit vor seinen Vorgesetzten stellt, ihre Bedenken ausdrückt und um vollständigeren Nachweis bittet. Wirklich kann dies in seinen Pflichten liegen, was denn freilich nicht ausschließt, daß er seine Autorität geltend macht, und die Gelegenheit benugt, seinen Scharfblick und die Möglichkeit seiner Dienste hervorzuheben zu lassen. Dies im besten Falle. Wer aber weiß denn nicht, daß nicht alle Beamten gleich reinen Herzens sind? daß es mehet unter ihnen giebt, denen es Vergnügen macht, sich zu geizen? daß andere der Versuchung nicht unangenehmlich sind und auf Entgehnungen achten, wenn diese von angesehenen Personen herrühren? daß endlich auch der Partheigizil sich nur allzu leicht der Gemü-

her bemächtigt und die Schiene gesammeltecht? Wehe der Gesellschaft, wenn die Verwaltung vermöge ihrer Zusammensetzung solchen Gebrechen Raum giebt! Ihre Freiheit wird alsdann zu einer unschätzbaren, während Gesundheit und Glück da nicht fehlen können, wo die Auctoritäten so gestellt sind, daß sie sich unterstützen, ohne sich hinderlich zu werden.

(Die Festung steht.)

Ueber den Verfall der Wissenschaften in England.

(Schluß.)

Die drei wissenschaftlichen Societäten Großbritanniens bieten uns seltsame Phasen dar, welche, wie gewöhnlich nicht daran, ein Fremder nicht faffen, und nur sehr Wenige unter unsern Handelsleuten vermuthen werden. Sie enthalten keine entliche Lagen, welche ausreichen, um auch nur den verdingelten Philosophen zu versetzen; sie sind nach einem Plane konstituiert, welcher sie nothwendig unter die Leitung von Personen bringt, die von der Wissenschaft nur sehr wenig abgefrüht haben; und sie werden nicht bloß durch die Unterzeichnungen ihrer eigenen Glieder unterstützt, sondern zahlen auch, wo nicht alle, doch wenigstens zum Theil, an die Regierung Steuern für die Räume, welche ihre Sammlungen einnehmen, und in welchen ihre Sitzungen gehalten werden. Die Königl. Societät zu London hat drei besoldete Beamten, nämlich den älteren Sekretär, welcher jährlich 105 Pf. St., den jüngeren Sekretär, welcher jährlich 110 Pf. St. und 3 Sch. für die Aufstellung der Inhaltsverzeichnisse der Verhandlungen, und einen außerordentlichen Sekretär, welcher jährlich 20 Pf. St. erhält. Lassen wir die Pflichten auf, welche zu diesen Beamten gehören, vornehmlich die Aussicht auf die „philosophischen Verhandlungen

gen,⁴ von welchen jährlich zwei Bände erscheinen, so müssen wir überzeugt seyn, daß die *Ecrivains* eine sehr unangemessene Entschädigung für ihre Arbeiten erhalten; und sind sie entweder Bekannte von Profession, oder wehnt ihnen die Kraft bei, ihr Einkommen durch literarische Erzeugnisse zu veranschorn, so können sie nicht anders als verliern bei einer so kärglichen Besoldung. Die Königlich königliche Akademie sieht, wie wir glauben, in derselben Kategorie, oder, wenn mit irgend einem ihrer *Membrs* Verbindungen verbunden sind, so werden diese nicht mit Männern von Wissenschaft besetzt.

In der Königlich Societät von Edinburgh bekommt hinter von den Anstiftungen irgend ein Gehalt. Die Societät hat inzwischen bei vielerlei Gelegenheiten ihrem General-Schreiber für seine Vahwaltung bei der Redaktion ihre Verhandlungen ein Geschenk gemacht, wiewohl dies nicht 20 bis 30 Pf. St. jährlich überfliegen hat. Dies Institut bietet der Betrachtung einige ansehnliche Punkte dar. Es erhält nichts, weder von der Regierung, noch von der Stadt Edinburgh, noch von irgend einem individuellen Vermögen. Nur durch die Unterzeichnungen seiner Mitglieder wird es empor gehalten. Es bezieht der Regierung oder dem Bureau der Truhest, welche die Stelle der Regierung vertreten, einen jährlichen Mitgliedszins von 260 Pf. St. für seine Zimmer; und es wird außerdem nützlich beschafft für das gesegnete Licht, welches seine magren und geplünderten Sammlungen in sich schließen.

Da unsere wissenschaftlichen Bureauz und Institutionen keine Lagen für wissenschaftliche Männer mit sich führen, so wollen wir jetzt untersuchen, ob ihnen innerhalb

der Wätern unserer acht Universitäten ein Obdach gewährt wird. Ueber diesen Gegenstand macht Herr Babbage nachfolgende Bemerkungen: —

„Es giebt keine Lagen im Staate, es giebt keine Stellung in der Gesellschaft, welche dem angehenden Philosophen in seiner beschwerlichen Bahn durch die Hoffnung aufmuntert, daß er irgend einmal einen Aufbruch darauf gewinnen könne. Geht er zu einer unserer Universitäten, so giebt es freilich einige wenige Lehrstühle in seiner eigenen alma mater, auf welche er im Verlauf der Zeit gelangen kann; allein sie sind nicht weniger als zahlreich, und während die damit verknüpften Gehalte schon zum Unterhalt eines Individuums ausreichen, genügen sie noch weit seltener zu dem einer Familie.“ S. 27.

„Vielleicht wird man geltend machen, daß durch die auf unseren Universitäten gestifteten Professuren hinreichend für abstrakte Wissenschaft gesorgt sei. Es steht indeß nicht in der Macht solcher Institute, zu schaffen; sie können die Entwicklung des Geistes begünstigen und ihn nachhelfen; und wenn sie richtig angewendet werden, so müßen dergleichen Stationen ein schön und ehrenvoller Lohn seyn. In vielen Fällen sind ihrer Emolumente gering; und wenn dem nicht so ist, so sind die Vorlesungen, welche von dem Professor gefordert werden, vielleicht niemals der beste Modus, die Thätigkeit derer zu beschäftigen, welche der Erfindung fähig sind.“ S. 19.

Gemeß ist eine geringe Anzahl von Lehrstühlen auf unseren Universitäten die einzige Belebung, welche dem wissenschaftlichen Egeiz dargeboten wird; wenn wir aber bedenken, wieviele von diesen entweder vom politischen

Einfluß oder von der persönlichen Kunst der Vorfänger aufgefüllt worden sind: so wird die wirkliche Zahl, diese als Belehrungen für Nocturnellen betrachten, sehr vermindert. Wie gering sie aber der Zahl nach auch seyn mögen: immer werden sie von jungen Philosophen als eine Aufmunterung für das dargebotene Opfer eines Großstudiums und der Erwartungen, die sich an dasselbe knüpfen, aufgefaßt werden. Doch die, auf diese Weise der Wissenschaft zugewendete Wohlthat wird, unserer Meinung nach, bei weitem aufgewogen durch den verderblichen Einfluß, den solche Stationen auf den Philosophen ausüben, der sie erhält. In diesem Zeitalter ausgedehnter und verdünnter Einsicht ist die vollständige Wissenschaft zum Beispiel eines ausgebreiteten Verfalls geworden, in welchem Charlatane die Haupt-Agenten sind. Kaum hat sich ein Professor hinter das Zählbrett seines Auditoriums aufgestellt, so verfolgt er keinen andern Zweck, als sich durch die Henerare seiner zahlungsfähigen Kunden zu bereichern. Seine Programme verkündigen die Eigenschaften seiner Waaren; die Bruttoverthe der Wissenschaft werden in Requisition gesetzt, und durch die Alchemie seiner Kunst verwandelt der Professor das schäblichste Metall in Gold.

Wenn, was nicht ungewöhnlich ist, das Individuum keine Wissenschaft nicht eher studirt, als bis es als Lehrer in derselben auftrat, wird es *con amore* in alle die Schwärze eingehen, die sich so gut zu seinem Genie und seinen erworbenen Fähigkeiten passen. Doch wenn sein Ehrgeiz der des Rußs und seine Laufbahn die der Entdeckung geworden ist — wie könnte er sich sodann entschließen, in die Arena eines Lehrstuhls zu treten? Trägt ein Soldat

seine Wissenschaft als eine Kette erwiehener Wahrheiten dar, so sind seine Zuhörer unfähig ihm zu folgen; und er muß sich auf gleiche Höhe mit seinen demüthigen Erklärungen stellen, oder dem Emolumente für sich und seine Familie entsagen. In der That, er hat keine andere Wahl. Er ist gezwungen, entweder ein Handels-Spectulant zu werden, oder seine ursprünglichen Forschungen erliegen dem todten Gewicht des herabdrückenden Einflusses, und werden vernachlässigt oder aufgegeben. Der Kammern der Erkenntniß hat viele seiner eifrigsten Vorträge betrogen, und einige unserer besten Köpfe sind in ihren Versuchen das Elternde der Wissenschaft zu erforschen, gescheitert.

Bei Lehrstühlen, deren Emolumente hauptsächlich von einem Salarium herrühren, oder bei welchen überall keine Pflicht zu erfüllen ist, oder der Vortrag unpopulärer Natur genannt werden kann, wie höhere Mathematik u. s. w. hat der Professor kein Opfer, weder an Zeit noch an wissenschaftlichen Charakter, darzubringen; er kann seine Forschungen ungestört fortsetzen, und zugleich seinen eigenen Namen und den Namen seiner Universität und seines Vaterlandes fördern. Dies sind demnach die einzigen Ausstattungen, von welchen sich ein voller Nutzen für die Wissenschaft erwarten läßt.

Zur Gewahrnehmung dieser Ansichten wandten wir an die Unterkeit vieler ausgezeichneten Namen appellirten. Allen Thatsachen sprechen lauter, als alle Unterstellungen. Herr Babbage hat versichert, „daß die größten Erfindungen des Zeitalters, zum wenigsten bei uns, nicht von den Universitäten herrühren.“ Doch wir gehen viel weiter, indem wir behaupten, daß die größten Erfindungen und Entdeckungen,

während des letzten Jahrhunderts, in England außerhalb des Reichthums unserer Universitäten gemacht worden sind. Zum Beweise brauchen wir nur an die Herren Bradley's, DeLong's, Priestley's, Savanah's, Wallington's, Humphreys's, Watt's, Wellaston's, Young's, Dabry's und Chevalier's zu erinnern, unter dem Lebenden die Namen Dalton, Jevoy, Brown, Gassiot, Pond, Herrschel, Babbage, Henry, Barlow, South, Faraday, Warden und Christie nennen. Auch fügen wir unbedenklich hinzu, daß in den letzten fünfzehn Jahren nicht eine einzige Entdeckung oder Erfindung von höherer Bedeutung in unserm Collegium gemacht worden ist, und daß sich auf den acht Universitäten Englands kein Mann befindet, von welchem bekannt wäre, daß er sich mit irgend einer originalen Untersuchung beschäftigt.

Entweder man unsere wissenschaftlichen Köpfe auf unsern Universitäten sein Wohl finden, und von unserer Regierung durchaus vernachlässigt werden, darf man wohl fragen: welches sind ihrer Beschäftigungen, und wie werden sie erachtet von der Armee und dem Clero, das so oft den Frieden des vernachlässigten Genies gestört, und die Triebfeder desselben zerbrechen hat? Einige derselben arbeiten einen elenden Unterhalt als Lehrer der Elementar-Mathematik in unsern Militär-Akademien, wo sie sich Verdiensten gefallen lassen müssen, die von einem erleuchteten Geiste nicht leicht ertragen werden. Mehrere verschwenden ihre Stunden in dem Sklavendienste des Privat-Unterrichts, während nicht wenige von dem Zauber einer originalen Erforschung abgezogen werden, weil sie ihre Kraft vergeuden müssen in Abhandlungen für periodische Schriften

und vollständige Compilationen. Ja, so durchaus ist der Geist der Wissenschaft unterjocht, und so nichtswürdig sind die Ehrenbelohnungen für erfolgreiche Erforschung, daß selbst gut bezahlte Professoren und Andere, die, vermöge ihrer Unabhängigkeit und Masse, wohl geeignet wären, etwas für die Wissenschaft zu leisten, sich lieber einer professionell-mäßigen Scheißeßerei hingeben, und auf diese Weise dem Lande die Dienste entziehen, deren es in einem so hohen Grade bedarf.

Nachdem wir auf diese Weise da, glauben wir, getroffenem Gemälde von dem herabgewürdigten Zustande der Wissenschaft in England aufgestellt haben, wird man von uns erwarten, daß wir auch einige Mittel zur Wiederbelebung desselben im Vorschlag bringen werden. Doch diese Mittel liegen so offen da, daß der Leser nicht verfehlen kann, sie vorweg zu nehmen.

Das erste Heilmittel, das sich darbietet, bezieht sich auf den Zustand unserer Universitäten. Das Haupt-Object der Besetzung von Universitäts-Ämtern ist, für das möglichste System der Unterweisung zu sorgen; alles was diesem Abbruch thut, muß als etwas betrachtet werden, das dem Vortheil des Staats entgegen ist. Wenn ein Kandidat von populärem Talenten und praktischer Geschäftlichkeit, als Lehrer, den Vorzug erhält vor einem Philosophen von großem Namen und seltener Geschäftlichkeit: so gerathen die Patronen des Beschlusses in ein Dilemma, welches allgemeine Schwierigkeiten in sich schließt. Ihr erster Beweggrund ist immer gewesen, den Mann von Gelehrte zu befehlen, und den Glanz seines Ruhmes über das ganze Institut zu verbreiten, dessen Vorsteher sie sind. Nicht

ungern hoffen sie, daß der Ruf seiner Talente Schaaren von bewundernden Schülern um ihn her versammeln, und daß sein Beispiel und seine Rathschläge den Emissen seiner Hörsäle anregen und zugleich großziehen werden. Allein diese Vortheile, wie wohl sie auch seyn mögen, werden zu theuer erkauft durch die Zurücksetzung eines beliebigen Lehrenden, welcher, voll Eifers, seine ganze Zeit dem Arbeiten der Unterweisung widmet.

Diese Schwierigkeit kann auf einem gedoppeltem Wege beseitigt werden. Man kann Professuren zur Unterhaltung von gemittelten Männern errichten, deren Pflicht besteht ist auf Beförderung der Wissenschaft durch vorzügliche Forschungen und auf die Unterweisung solcher Männer, welche zur Erwerbung großer Talente Hoffnung geben; oder, wenn solche Ausstellungen als zu weit getrieben von der Liberalität der Regierungen betrachtet werden sollten, so könnte einige von den einmal vorhandenen Professuren doppelt ausgefüllt werden, nämlich durch einen Emeritus berühmten Mannes, und durch einen vollbeschäftigten Professor, welcher entweder von seinem Kollegen oder von dem Patrone besetzt würde. Dieser Plan hat den Vorzug der Ersparung, und würde der Universität sowohl als den Zöglingen jeden Vortheil sichern. Ist das Einkommen des Lehrstuhls zwischen 800 und 1000 Pf. St., oder noch höher, so ist dieser Plan sehr ausführbar; allein wir sind der Meinung, daß, wenn das Einkommen eines Lehrstuhls auch nur zwischen 600 und 700 Pf. Sterl. unter Einem Professor beträgt, der Umstand, daß dieser Lehrstuhl von Zweien ausgefüllt wird, nämlich von einem vollbeschäftigten Dozenten und einem begabten Philosophen, ganz von selbst

bewiesen werde, daß diese Emolumente für den Unterhalt beider hinreichen. Nehmen wir z. B. an, daß die Londoner Universität oder Kings-College ihre Laufbahn angetreten hätten mit Sir Humphrey Davy, als Professor Emeritus der Chemie, mit Dr. Young, als Professor Emeritus der Natur-Philosophie, mit Dr. Wollaston, als Professor Emeritus der Experimental-Philosophie und mit Herrn Zeep, als Professor Emeritus der Mathematik — würden diese Namen nicht Scharen von Jünglingen, nicht Hög auf allen Theilen des Königreichs, sondern auch auf den entferntesten Wüsten Europas, herbeigezogen haben? In gleicher Weise würde die von uns in Vorschlag gebrachte Anordnung, weniglich nach einem beschränkteren Maßstabe, verhältnißmäßige Wirkungen hervorbringen.

Dies ist jedoch keine bloße Speculation. Es dürfte gesagt werden können, daß sie, in einem gewissen Grade, in allen Fällen der Veralterung Statt findet, wo das Gehalt von dem Amtsträger, und das Ganze oder ein Theil der Nebeneinkünfte von seinen Kollegen oder Assistenten gegossen wird: eine Einrichtung, welche, wie wir glauben, bereits auf mehreren antedatirten Universitäten getroffen ist. Auf britischen Universitäten, und namentlich auf der Dubliner, konnten sich einige Schwierigkeiten in den Fällen erheben, wo die Lehrstühle von Individuen ausgefüllt sind. In Schottland dagegen ist daran nicht zu denken. Im gegenwärtigen Augenblick ist eine königliche Kommission zur Verbesserung der schottischen Universitäten ernannt; doch vermöge eines charakteristischen Verhältnisses für Regierungen, welche von dem Interesse der Philosophie nichts verstehen, und eben deshalb auch nicht für dasselbe besorgt

hab, befindet sich in dieser Kommission kein einziger Mann von Wissenschaft. Wie verlaunt, hat sie auf die Abschaffung der Professur für praktische Astronomie zu Edinburgh geteumgen, und begreift die Behaltsverdoppelung der Professoren in Vorschlag gebracht: — Maßregeln, höchst nachtheilig für jene Universität, als einen Sitz der Wissenschaft, wie nützlich die letzte auch seyn möge für einen bloßen Sitz der Erziehung.

Das nächste Heilmittel, das wir zur Wiederbelebung der Wissenschaft in Vorschlag bringen, bezieht sich auf die Organisation unserer wissenschaftlichen Societäten; und wenn irgend etwas Erfolgreiches geschehen soll, so kann es nur durch eine solche Maßregel zu Stande gebracht werden. Getrieben von einem glühenden Eifer für die gute Sache der Wissenschaft, hat Herr Babbage mancherlei Gebröchen, sowohl in der Constitution als in der Leitung der königlichen Societät, zur Sprache gebracht: Gebröchen, welche ohne Zögern beseitigt werden müssen. Diejenigen, welche mit dem königlichen Societäten von Edinburgh und Dublin näher bekannt sind, werden ohne Zweifel eben so viele, wo nicht noch mehr in der Leitung ihrer Angelegenheiten herausfinden. Dergleichen Gebröchen sind wir jedoch mit Rücksicht zu behandeln geneigt. Personen, welche mit ihren eigenen Studien und Angelegenheiten stark beschäftigt sind, können nicht viel persönliche Aufmerksamkeit verwenden auf die Erhaltung von Societäten, deren einflussreichste Glieder sie persönlich sind. In der That, zum Vollen eines Instituts gereicht nicht selten, daß es seine eigenen Regeln verliert; und wenn ein solcher Akt aus unvorsichtlichen Absichten herflammt, so muß man darin bei weitem mehr eine Tugend

als ein Vorkurden sehen. Wir sind aus persönlicher Kennt-
niß überzeugt, daß Herr Davies Gilbert das größte In-
teresse an der Wohlfahrt der königlichen Societät hat, und
eine für die Verbesserung derselben notwendig gewordene
Reform bereitwillig beschreiben würde, und wir hegen das
Vertrauen, daß dieselbe Freisinnigkeit in den Beamten der
Oxford- und Dubliner Institute angetroffen ist.

Es giebt indess einen Tadel, dessen Herr Babbage
nicht gedacht hat, wiewohl er alle diese Institute, wie wir
glauben, gleich sehr trifft. Sie haben ihren Einfluß auf
die Regierung nicht angewendet, den gesärenden Arm der-
selben dadurch aufzuhalten, daß sie ihre ganze Kraft, Eifer
zu wirken, in Anspruch nehmen, noch ihre Güte für solche
Personen zu fordern, welche ganz besonders unter ihrem
Schutz gestellt sind. Hätten diese drei Societäten, welche
von so angesehenen Persönlichkeiten, wie Sir Walter Scott,
Dr. Whistock (Bischof von Ely) und Herr Davies Gil-
bert sind, repräsentirt werden, sich vereinigt zur Meinung
des Königs-Barrons: so hätte die Regierung ihrer An-
forderung durchaus nicht widerstehen können. Und hätte
die königliche Societät von London, der dies oblag, aus
eigenem Antriebe die hervorragenden Verdienste der Herrn
Dalton und Frey geltend gemacht: so würden diese gro-
ßen Männer eine bequeme Lage gefunden und in dem Ur-
theil ihrer Zeitgenossen höher gestanden haben.

Die Abänderungen, welche Herr Babbage für die kö-
nigliche Societät zu London in Vorschlag gebracht hat, sind
ganz sehr verständig, allein allzu leicht, ein entscheidendes
Resultate zu geben; und selbst wenn die Regierung, wie
es wohl in anderen Ländern der Fall ist, einer gewissen

Anzahl von ausgezeichneten Männern von Wissenschaft große Schätze geträget: so würde darauf noch immer keine wirksame Verbesserung hervorgehen. Zum Dank für diese Güte würde die Societät, wie bisher, der wissenschaftliche Rathgeber der Krone seyn. Sie würde öffentliche Experimente beaufsichtigen, über alle wissenschaftlichen Messregeln, so weit sie der Regierung untergeordnet sind, berichten; kurz, sie würde die mannichfaltigen und schätzbaren Pflichten erfüllen, welche von der Academie der Wissenschaften zu Paris auf eine so bewundernswürdige Weise erfüllt werden. Diese Veränderung in der Constitution der Societät könnte bewirkt werden, ohne die Lage ihrer übrigen Mitglieder zu ändern. Diese, bei weitem zahlreicher, würden eine Klasse bilden, welche den Academiens liberos der Pariser Academie entspreche, welche kein Gehalt beziehen und keine von den Anticipitäten der besoldeten Mitglieder zu erfüllen haben.

Wie nöthigendwerth jedoch diese Veränderungen unter allen Umständen seyn mögen: so wird ihr Einfluß doch begänzt und ihre Wirksamkeit gehindert bleiben, so lange unsere Literatoren und wissenschaftlichen Männer nicht berechtigt sind, gleich anderen Rangordnungen in der Gesellschaft, Anspruch zu machen auf Staatswürden. Zwar verfügt ihnen kein Statut die Annahme von Titeln, wodurch die Dignität anderer Männer beeinträchtigt werden: allein Gewohnheit, eben so mächtig als Statute, hat alle solche Hoffnungen aus ihrem Bereich verbannt; und trotzdem der müßige Krieger sich mit den allermännichfaltigsten Ehrenreichen bedeckt sieht, ist demjenigen, der die höchsten Geistesgaben vereinigt —

dem Manne, den der Mündchitzge erfleht hat, die Tüfze und Geheimniffe feiner Werke zu verftändigen — dem Manne, der feine Gefundheit und den Vortheil feiner Familie in den tiefften und edelften Erforschungen aufgeopfert hat — ihm, fage ich, ift geftattet in Armuth und Verdunkelung zu leben, und in's Grad zu ftehn ohne irgend ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit feines Vaterlandes.

„Unter den verfhiedenen Vorfchlägen zur Aufmunterung der Wißenfchaft, fagt unfer Vater, ift die Errichtung eines Verdienftordens aufs Tapet gebracht worden. Es ift ein wenig feltfam, daß, während in den meiften andern Königreichen Europa's dergleichen Orden vorhanden find, um durch ehrenvolle Aufzeichnungen die Erweiderer der Künfte oder die glücklichen Entdecker im Felde der Wißenfchaft zu belohnen, nichts dem Ähnlichen jemals in England anjutreffen gewesen ift. Unfre Ritter-Orden find bloß der militäriſchen Auszeichnung gänzlich. Als Argument für folche Inftitutionen ift angeführt worden, daß dies eine wohlthätige Art, Wißenfchaft zu belohnen, fei; während man, von der andern Seite, dagegen eingewendet hat, daß der Werth folcher Ehrenzeichen durch eine allzu freigebige Auspendung derfelben fehr verliert werde. Der letztere Einwand hat nur wenig Gewicht, weil die Zahl derer, die ſich mit Wißenfchaft befaßen, gering ift, und es wahrfcheinlich noch lange bleiben werden. Noch ein anderer Vorfchlag ähnlicher Art ift beſprochen worden: ein Vorfchlag, den man, ohne lächerlich zu werden, in England nicht machen könnte, den man aber in andern Ländern

weniger verworfen würde. Er läuft darauf hinaus, die größten wissenschaftlichen Vorkämpfer ihres Landes in den Adelsstand zu erheben. Der politischen Ursachen gar nicht zu gedenken, werden die Wüthen des Adels bei uns rekrutirt aus dem Heere, aus der Flotte und aus den Gerichtshöfen. Warum sollte denn nicht die Familie des Mannes, dessen Name auf eine untergängliche Weise an die Erfindung der Dampfmaschine geknüpft ist, in die Adelsliste des Landes aufgenommen werden? Hinsichtlich der Geschäftlichkeit und des Vortheils, nicht bloß für das Vaterland, sondern auch für das ganze menschliche Geschlecht, dürfen seine Thaten jede Vergleichung aushalten mit den glänzenden Thaten Derer, welche Klassen angehören, die an glänzenden Erinnerungen noch so reich sind."

Rachschrift des Herausgebers.

Wir bezeichnen diese Abhandlung hier als, weil der Uebersetz einem Gegenstande gewidmet ist, welcher für deutsche Leser minder anziehend sein dürfte; nämlich Betrachtungen über brittische Patentgesetze.

Wie viel Gutsarbeit das Raisonnement des Quarterly Reviewer's habe, darüber wollen wir uns kein Urtheil aussprechen. Doch glauben wir bemerken zu müssen, daß die Ueberschrift des Aufsatzes und dem Inhalte nicht angemessen scheint. Denn von Verfall kann nur da die

Nede sagt, was ein gesunder und kräftiger Zustand vorausgesetzt ist: ein Zustand, der sich nicht wohl auf England anwenden läßt, weil nicht erwiesen werden kann, daß seine wissenschaftlichen Institutionen schlechter geworden sind, als sie in früheren Zeiten waren.

Das Einzige, das sich mit Wahrheit behaupten läßt, ist, daß diese Institutionen vergleichungsweise minderen Werth haben, als die der übrigen mittel-europäischen Staaten. Der Entrostung und Erfindung hat dies jedoch in England nie den mindesten Abbruch gethan; für das Eine, wie für das Andere ist nämlich durch die Noth gesetzt, werin sich tausend und aber tausend Individuen in Großbritannien durch die Schwermuth befinden, das gesellschaftliche Problem auf irgend eine Weise zu lösen. Nicht mit Unrecht (wie wir glauben) bemerkt Adam Smith in seinem berühmten Werke über den National-Reichthum, „daß durch die starken Forderungen, welche die Regierung an die Erntefähigkeit der Untertanen macht, das Genie derselben vielfältig geweckt werde.“ Obwohl wir nun diesem Verfahren auf keine Weise das Wort reden wollen, so haben wir uns doch verpflichtet, zu bemerken, daß das Erfinden und Entdecken, bei welchem mehr die Sache darrt, als die, welche nicht haben, wo sie ihr Haupt hinlegen, als darrt, die über 1000 Pf. St. jährlicher Einkünfte zu verfügen haben. Wir bemerken außerdem, daß die in Vorschlag gebrachten Bestimmungen ihren Zweck leicht verfehlen können. Freilich ist es kein benachtheiligendes Loos, in öffentlicher Wärtigung mit Heiligkern und Wassertragem, wie unser Verfasser sich darüber ausdrückt, auf gleich

cher Linie zu stehen; allein hat sich das Selbstgefühl eines Mannes von Geiz und Herz wohl jemals mit einer solchen Herabwürdigung vertragen? Haben nicht alle Genies, welcher Klasse sie auch angehören mochten, mit Herz gesagt:

*Non omnis morior, multaque pars mei
Vivat Libitina?* . . .

Jedem das Seine, und die goldene Kette dem Rangler zu den übrigen Ketten, die er zu tragen hat!

Es scheint uns daher, als gehöre die vorstehende Abhandlung über den Verfall der Wissenschaft in England zu den übrigen Reformation-Entwürfen, womit man sich gegenseitig in diesem verführten Lande trägt. Die Wissenschaft wird nicht untergehen, weil sie in Großbritannien sehr wenig Aufmunterungen erhält. Sind überdies Universitäten und Akademien die einzigen Institute, wodurch sie gedeihen kann: so möchte man sich versucht fühlen, ihr Schicksal zu beklagen; denn diese Institute haben bei weitem mehr die Bestimmung, die Wissenschaft als Erhalter in sich aufzunehmen und fortzupflanzen, als sie zu erziehen und auszubilden. Was der, von uns mitgetheilten Abhandlung am meisten fehlt, ist eine deutliche Anschauung von dem, was im neunzehnten Jahrhundert Wissenschaft genannt zu werden verdient; doch ohne uns hierüber ausführlicher zu erklären, wollen wir mit der Bemerkung schließen, daß keine Regierung in der Welt, wie erleuchtet sie auch seyn möge, darüber zum Schiedsrichter bestellt ist. Daher denn die Erscheinung, daß die größten Wohlthäter der Gesellschaft nicht mehr sind, wenn man an-

singt, sie als Wohlthäter zu erkennen, und sie belohnen möchte. Sie haben ihren Lohn dahin, und dieser besteht darin, daß sie selbst sagen:

Sine superbia
 Quæstion meritis, et mihi Delphica
 Lauro cinge valeas, Hesperiae, canem.

Horat.

U e b e r das Geschehen nach Garantien.

*Servare non noceret libertas; nocere atque
Quadrupli potius bene vivere. Quid petis, hic est,
Est Ubieta, sedem si te non desistit argere.*

Horat.

Ein französisches Blatt (*le Messager des Chambres*) hatte, hinsichtlich der innern Verhältnisse Preussens, in einem höchst insolenten Artikel die Behauptung aufgestellt:

„Das Begehren nach einer Verfassung, d. h. nach einer, nicht bloß durch die Sitte, sondern auch durch die (Regierungs-) Form ausgesprochenen Bestimmung der Königlich-wachsvollenkommenheit, sei bei der unermesslichen Majorität des preussischen Volks lebhaft vorhanden, und werde nur durch den slavischen Zustand der Presse zurückgehalten sich Lust zu machen, würde dies aber bei der nächsten Gelegenheit thun, wenn die Befehle, den sehr geliebten König zu trösten, nicht vielleicht noch längere Zeit davon abhielten.“

Darauf wird in einem Artikel der Allgemeinen Preussischen Staatszeitung vom 13. März erwidert:

„Diese Behauptung trägt den Charakter des Uebertriebenen eben so gut, wie die übrigen Angaben des Artikels, und bedarf, um wahr zu seyn, wesentlicher Bestätigungen und Erklärungen. Freilich läßt sich annehmen, daß das

Land Garantien wünsche, um auf dem Wege der historischen Fortbildung weiter zu schreiten, auf welchem es bisher gegangen, und dem es seine Ruhe verdankt. Aber es wird dem Franzosen darum kein Preuss gegeben, sein Land habe keine Verfassung; er wird ihm sogar erwidern, daß es Vieles besitze, was wesentlich zu einer guten Verfassung gehöre, und was dem Franzosen mangle. Der Preuss wird höchstens zugeben, es mangle dem (politischen) Gebäude bei ihm noch jene oben erwähnte Stütze, dafür aber habe es dem französischen bis jetzt noch an aller soliden Unterlage gefehlt, so daß die Frage entstehe, wer von beiden am besten daran gewesen sei, und es auch künftig seyn werde. Wir sind daher in unserem Vorgehen von jeder übertriebenen Ueberschätzung um so mehr entfernt, als wir sehr gut wissen, daß die zu hoch getriebenen Forderungen nichts tugen. Wir hoffen dabei und vertrauen auf die Hand, welche unsere Angelegenheiten bisher geleitet hat; wir fürchten jede Uebereilung mehr, als ein Versprechen, und begehren nichts, als die Ueberzeugung haben zu können, es solle der wahrhaft zügelmässigen Entwicklung keine Gewalt angethan werden.“

Indem wir uns versehen diese Widerlegung zu commentiren, verfolgen wir keinen andern Zweck, als zu untersuchen, in wiefern der Wunsch unserer Handelsleute nach Garantien, welche in die Zukunft hineinreichen, gerechtfertigt ist, oder nicht. Wir bestreiten also diesen Wunsch keinesweges als eine vorhandene Thatfache, und machen folglich dem Urheber der Widerlegung gar nicht den Vorwurf, daß er falsch beobachtet habe; wir gehen bloß auf die Sache selbst ein, um, wo möglich, anzudeuten, was dem

Wünsche selbst zum Grunde liegt, und inwiefern er erfüllt werden kann oder nicht. Die Sache ist, wie wir glauben, von der höchsten Wichtigkeit für Volk und Dynastie: für beide, sofern es darauf ankommt, ob ein Verhältniß, dessen Grund-Charakter bisher ein fast unbedingtes Vertrauen war, fortdauern soll, oder nicht. Die besondere Veranlassung, welche es mit Persien hat, wodurch die Zukunft umfaßt werden soll, nöthigt uns überdies, von unserm Landelenten anzunehmen, daß sie von ihrer Vergangenheit schlecht unterrichtet sind, und daß man, um ihnen jeden häßlichen Vorwurf zu ersparen, auch in Beziehung auf sie aufpassen müsse: *o terque quaterque felices, si sua bona norint!*

Seht einfache Thatsachen werden die Grundlage unserer Raisonnements bilden; und wir gehen nun, ohne weitere Umschweife, auf die Sache selbst ein.

Der erste Kurfürst des hochmeyerischen Geschlechts hinterließ seinem Nachfolger ein Reichthum von 381 Quadrat-Meilen. Nehmen wir an, daß gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Friedrich der Erste starb, bei der in diesem Zeitra betrachteten geringen Theilung der gesellschaftlichen Arbeit, 500 Menschen auf die Quadrat-Meile gekommen sind: so erhalten wir für dies Reichthum eine Bevölkerung von 190,500 Menschen. Dies war dennoch der Keim, aus welchem sich in einem Zeitraum von etwa 400 Jahren die gegenwärtige preussische Monarchie entwickelt hat, deren Gebietsumfang das statistische Bureau für das Jahr 1875 auf 3040½ Quadrat-Meilen mit 12,356,951 Bewohner angegeben hat.

Wer dies Resultat einer fast vierhundertjährigen Ent-

nachgelangt unbedeutend nennen wollte, würde die Wahrheit um so weniger auf seiner Seite haben, da sich schonlich ein Ähnliches in der Weltgeschichte nachweisen läßt.

Wie aber ist es in die Erscheinung getreten?

Historisch hat es in dem Staate, welcher seit hundert und dreißig Jahren die preussische Monarchie genannt wird, nie einen Vertrag, Epacte, oder wie man sonst wohl genannt, gegeben, wodurch das Verhältniß der Regierten zur Regierung geregelt werden würde. Als der erste Anführer des heßengellerischen Geschlechtes zuerst in die Mark Brandenburg kam, versuchten usurpatorische Edelleute, welche sich unter der Wittelsbacherischen und Luxemburgischen Dynastie bis zur Uebermacht bereichert hatten, ihm einen solchen Vertrag aufzubringen; dies lag in ihrer Erklärung: „daß, wenn es auch, das ganze Jahr hindurch, Herzgrafen regieren sollte, dennoch keiner von ihnen in der Mark emporennehmen solle.“ Doch Friedrich, dieses Namens der Erste, anstatt auf irgend einen Vertrag einzugehen, ließ ein Wetzung herbeiführen, wodurch er die Unterwerfung des rebellischen Volks erzwang, der, wenn er im Felde geschlagen war, sich in seine festen Schlösser zurückzog. Dies Wetzung war die sogenannte „saule Brete,“ ein Lanzen von großer Unbehältslichkeit, wodurch er die festen Schlösser der Rebellen in Trümmer verwandelte. Auf diese Weise wurde die Grundmorale des Landesfürsten gegründet. Alle Nachfolger des Stifter des brandenburgischen Habsenhausees sind dem Grundsatze Friedrichs des Ersten getreu geblieben; und da nichts desto weniger aus ihrem Verhältniß zu ihren Unterthanen die glänzendsten Wirkungen hervorgegangen sind — Wirkungen, wie sie sich in den oben angeführten Zahlen-

verhältnissen verfallen: — so darf man denn wohl mit gutem Rechte schließen, „daß ein schriftlich abgefaßter Vertrag, der das Verhältniß der Regenten zur Regierung regeln soll, nicht eine Bedingung sine qua non des gesellschaftlichen Bestehens sei!

In der That, dies ist das Wenigste, was sich aus den Thatfachen folgern läßt, welche den Inhalt unserer Geschichte seit vier Jahrhunderten bilden.

Die Hauptsache ist, daß wir uns klar machen, was die Regenten unseres Fürstenhauses an die Stelle des gesellschaftlichen Vertrages gebracht haben, der bisher mit so vieler Konsequenz von ihnen verworfen ist.

Was können sie, als einzige Triebfeder der gesellschaftlichen Bewegung, wohl anders geben können, als eine gebieterische Persönlichkeit mit so viel Wohlwollen, Vertrauen und Intelligenz, als ihre erhabene Stellung mit sich brachte? Wie verschieden sie nun auch, ihrer Individualität nach, seyn mögen: so darf man doch behaupten, daß in der Regenten-Nähe unseres Fürstenhauses kein Einziger angetroffen ist, der hiervon eine Ausnahme gemacht hätte. Unstreitig sind Weltbegebenheiten ihnen zu Hülfe gekommen, um den Staat auf den Entwicklungspunkt zu führen, worauf er sich gegenwärtig befindet; allein, wie wenig würden sie ausgerichtet haben, wenn es jemals einen Privatiten Vortheil für sie gegeben — wenn sie durch ihr Verhalten nicht auch in denen, die sie ihrer Unterthanen zu nennen berechtigt waren, Wohlwollen, Vertrauen und Intelligenz geweckt hätten? Wie sehr fehlt es vor drei Jahrhunderten noch an Allen, wodurch das gesellschaftliche Leben auf der einen Seite gefördert, auf der andern verschönert wird!

Der Kurstaat hatte zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts noch keine Universität, und keine auf dieselbe vorbereitende Schule aufzuweisen; der gesammte Volkunterricht war vernachlässigt, außer in sofern es eine Priesterklasse gab, die kein anderes Ziel verfolgte, als einen einmal eingelernten Überglanten ewige Dauer zu geben. Die erste Universität erhielt der Kurstaat durch Joachim den Ersten; die erste auf dieselbe vorbereitende Schule durch Joachim Friedrich. Der erstere dieser Kurfürsten gab seinem Lande in dem noch jetzt bestehenden, wenn gleich seiner Organisation nach wesentlich veränderten Kammergerichte einen obersten Gerichtshof . . . Doch wir würden gegen den Zweck dieses Aufsatzes handeln, wenn wir uns in die Geschichte der Institutionen verlieren wollten, welche bis auf unsere Zeiten unseren gesellschaftlichen Zustand verbessert und verbessert haben. Es genüge also die Bemerkung: daß keine dieser Institutionen zu Stande gebracht ist, ohne ihre Entstehung und Wirksamkeit dem unmittelbaren Auftritte, oder wenigstens der ausdrücklichen Genehmigung unsrer Kurfürsten und Könige zu verdanken.

Was wir dennoch sind, das sind wir durch das Verhältniß, worin wir seit vier Jahrhunderten zu diesen Kurfürsten und Königen gestanden haben. Dasselbe aber läßt sich, im umgekehrten Sinne, von ihnen, als Heber des Verhältnisses aussagen. Nur weil ihnen nie durch irgend einen Vertrag die Hände gebunden waren, konnten sie sich so hoch ausbringen, als die meisten von ihnen sich wirklich ausgebracht haben. In Wahrheit, mit irgend einer Charité, deren Auslegung zum Streite geführt, und nicht bloß Parteilichkeit, sondern auch Faktionen ins Leben

gerufen hätte, würden wir keinen Joachim den Dritten, keinen großen Kurfürsten, am wenigsten aber einen Friedrich den Dritten kennen gelernt haben, der, seit fast einem halben Jahrhundert, nicht aufgehört hat, der Stolz der deutschen Nation zu seyn. Ich füge noch hinzu, daß der Inhalt unserer Geschichte nur dadurch frei geblieben ist von dem Schmutze der Empörungen, Thron-Unterdüngungen und ähnlichen Abscheulichkeiten, daß, in dem stücklichen Verhältnisse der Regierten zur Regierung, nie etwas vorhanden war, was zu dergleichen aufgefodert hätte. Nie sind unsere Kurfürsten und unsere Könige an ihrer Bestimmung irre geworden; nie ist einem von ihnen eingefallen, das Werk seiner Vorgänger, sofern es auf Verbesserungen abzwicke, vernichten zu wollen; nie hat einer von ihnen den kleinsten Versuch gemacht, aus der Zeit in die Vergangenheit zurückzutreten. Zufällig kann dies nicht seyn, weil es sonst nicht Regel seyn würde; hat aber der Zufall daran keinen Antheil, so muß sich die Ursache der Erscheinung aufsuchen lassen in dem Verhältnisse, worin diese Regenten zum Volk gestanden haben: in einem Verhältnisse, daß, weil es allen unnatürlichen Zwang aufschloß, ein gegenseitiges Vertrauen wie aus sich selbst wuchs. Selbst wenn hier und wieder Wäggriffe geschahen, konnten diese nicht von großem Nachtheil seyn, weil da, wo der Vortheil der Regierung mit dem der Regierten wesentlich identisch ist, kein anhaltendes Vertrauen des Wahren und Zweckmäßigen, kein Eigensinn, keine Erbitterung entstehen oder fortbauern kann . . .

Nichtes ist zwar natürlicher, nichts zugleich lobenswerther, als daß sich an die Erinnerung eines vierhundertjäh-

tigen Fortschritts im aller Möglichen und Wohlthätigen der Menschheit, daß Fortschreiten möge auch für die Zukunft gesichert sein. Sollte jedoch dieser Wunsch ein Verlangen nach Garantien nachsetzen, die nicht in der Sache selbst liegen? Nur allzu Viele behaupten dies. Wir versuchen wir also, was an dieser Behauptung wahr ist, und was nicht.

Ich habe gesagt: „Garantien, die nicht in der Sache selbst liegen.“ Was ist hier die Sache? Die Gesellschaft und der Zivilisations-Grad, den sie auf ihrer Entwicklungsbahn erreicht hat. Unstreitig sollen die Garantien dazu dienen, den leiteten, was nicht zu verstärken, doch zu beschützen? Wie nun, wenn der jetzige Zivilisations-Grad die Kraft hätte, sich selbst sowohl zu beschützen als zu verstärken? Wie, wenn die Gesellschaft ein Ding wäre, das dem Befehlgeber keine andere Wahl läßt, als der Richtung zu folgen, welche die Zivilisation genommen hat, ohne über den in der Zeit erreichten Grad derselben hinweg zu gehen, oder hinter denselben zurück zu bleiben? In diesem Falle würden alle hinzukommenden Garantien ganz handgreiflich vergeblich sein. Die Erfahrung nun lehrt, daß jede politische Entwicklung einen vollen und dauerhaften Effect nur dadurch hervorbringt, daß sie in der Richtung geschieht, welche die Zivilisations-Kraft genommen hat, daß sie also keine andere Veränderungen beabsichtigt, als welche diese Kraft in der Zeit gebietet. Der schlimmste Fall tritt unstreitig dann ein, wenn der Befehlgeber (er sei ein weltlicher oder ein geistlicher) absichtlich oder nicht, in entgegengekehrter Richtung wirkt; denn er stellt sich abdann in Opposition gegen alles, was seine Kraft

aufmachen kann. Doch so sehr ist der Zivilisations-Stad der Verächter politischer Einwirkung, daß diese selbst dann zu null wird, wenn sie rascher vorstreiten will, als der Stad es mit sich bringt. Vorgeblich ist also selbst das vorstrebende Streben, wenn es über das richtige Maß hinausgeht; die Erfahrung beweist, daß der Gesetzgeber, mit welcher Macht er auch besetzt seyn möge, nothwendig scheitert, wenn er Verbesserungen zu Stande bringen will, die zwar im Bereich der natürlichen Fortschritte der Zivilisation liegen, aber über ihren gegenwärtigen Zustand hinausgehen.

Eofern also die Bestimmung der Garantien keine andere ist, als einen gegebenen Entwicklungs-Stad zu beschützen, sind sie vollkommen überflüssig, um das Wenigste zu ihrem Nachtheil zu sagen. Der Glaube an die unbegrenzte Macht des Gesetzgebers, welcher dem Verlangen nach Garantien zum Grunde liegt, ist ein bloßer Aberglaube. Man kann, als Gesetzgeber, aufhalten, verzögern, vermindern sogar; mehr aber kann man nicht, und die Strafe für ein solches Verfahren stellt sich, aber kurz oder lang, dadurch ein, daß man, um dem Zustande der Abschreckung und Reflexivität ein Ende zu machen, gezwungen wird, bei weitem mehr zu betheiligen, als man verantworten zu können glaubt. Hierin haben die meisten Revolutionen ihren Charakter. Ohne irgend etwas von dem zu haben, was in unsern Zeiten als Garantie bezeichnet wird, hat der preussische Staat sich während der letzten vier Jahrhunderte von einer Bevölkerung von 190,000 zu mehr als 12,000,000 erhoben; und selbst darf man fragen, worin er hinter anderen Staaten Europa's zurück sei?

Kann man wohl diese Thatsache als gleichgültig betrachtet werden? und führt sie nicht geradezuweg zu der Frage: was aus diesem merkwürdigen Staate gesprochen seyn würde, wenn der erste Kurfürst und seine Nachfolger bis auf den jetzigen Augenblick sich in ein System von Begrenztheiten hätten verstricken lassen, d. h. wenn sie den Forderungen nachgegeben hätten, welche zu diesem Zeitpunkt von einer Zeit zu andern an sie gemacht wurden? Die Natur der Dinge würde alsdann freilich zuletzt den Ausschlag über alle berechneten Garantien gegeben haben; da man jedoch, um zum Ziele zu gelangen, seine Luste zu unterlegen als der Art hätte nehmen müssen, so würden alle Thatsachen, welche den Inhalt unserer Geschichte konstituiren, eine andere Farbe tragen, und das Schöne was in dem Verhältniß eines Volkes zu seiner Dynastie zum Vorschein kommen kann — ein gegenseitiges Vertrauen auf alle Zeiten — unmöglich geworden seyn.

Was fordert man denn, wenn man von einem Könige, dessen Regierung gekrönt wird, verlangt, daß er Garantien für die Zukunft schaffen solle?

Zunächst das Unmögliche.

Denn, was auch immer geschehen seyn möge, um den Frieden und die ständige Entwicklung der Gesellschaft zu sichern: so kann doch keine Verfassung einer ehren Wank versuchen werden, welche auch den Entzinnen trost, die von außen her kommen. Jeder europäische Staat, teils groß oder wie klein er seyn möge, ist integrierender Theiltheil einer Welt, welche sehr mannichfaltige Söhneungstoffe in sich schließt. Diese von einem gegebenen Punkte aus zu beherrschen, ist unmöglich. Daraus aber

folgt auf das Bestimmteste, daß man ihnen immer nur bis zu einem gewissen Grade widerstehen wird, daß man sich folglich die Abänderungen gefallen lassen muß, welche sie in der organischen und bürgerlichen Verfassung, d. h. in der Verfassung hervorbringen können: Veränderungen, die vielleicht höchst wesentlich sind, wenn es auf die Erhaltung eines gewissen Zustandes ankommt, den man gewohnt ist als den gesetzlichen zu bezeichnen. Garantien gegen solche Veränderungen zu verlangen, würde unsinnig seyn; denn Niemand würde sie geben können. Besteht aber auch, eine Gesellschaft habe die Kraft, jede gewaltsame Abänderung ihres Zustandes, sofern sie von außen her kommt, abzuwenden: würde es nichtzuthun seyn, immer auf demselben Punkt der Entwicklung zu beharren? Die Erfahrung spricht für das Gegentheil. Zu den übrigen Entwicklungs-Prinzipien gehört auch der Krieg, und was man durch denselben lernt, wird wenigstens so lange unverwundlich bleiben, als Europa's Staaten in dem Falle sind, sich unter einander zu messen. Unter ihnen ist kein, der nicht das Eine oder das Andere von seinem Nachbar (Feind oder Freund) angenommen hätte; und während dies in der Natur der Dinge liegt, ist kein Grund vorhanden zu Einrichtungen, wodurch es für die Zukunft verhindert werde. England, vermöge seiner Lage am meisten gegen gewaltsame Abänderungen seiner Verfassung geschützt, hat durch eine standhafte Bekämpfung der französischen Revolution (in welcher es nichts Anderes bebrochte, als Verschätzung seiner im Jahre 1688 festgestellten Eigenschämlichkeit) nichts weiter gewonnen, als daß es sich gewöhnlich genöthigt sieht, auf eine Reform einzugehen,

deren Ausgang schwerlich irgend ein erblicher Verstand vorher bestimmen kann.

Von Garantien dieser Art reicht man, glauben wir, leicht zugeben, daß sie nichts taugen, daß man folglich keine Ursache hat, darauf zu bestehen.

Sollte es sich aber anders verhalten mit denjenigen Garantien, welche nur dadurch möglich werden, daß ein Fürst (sein Ziel sei welches er wolle) einem Theile seiner Autorität entsagt?

Am leichtesten und sichersten beantwortet sich diese Frage, wenn man sich klar macht, worin die höchste gesellschaftliche Autokratie (die ständische) ihre Bestimmung hat.

Die Benennung selbst entscheidet in dieser Sache. Wenn würde die Benennung „höchste Autokratie“ jemals entstanden seyn, wenn die Bestimmung der letztern jemals eine andere getroffen wäre, als den ihr untergeordneten Autoritäten die Haltung und den Charakter zu geben, wodurch die gesellschaftliche Ordnung, und mit dieser der Fortgang der Entwicklung am reichsamsten gesichert wird? Hier nach hat man sich, von je her, die höchste Autokratie immer nur als den Schlussstein des gesellschaftlichen Gebäudes, d. h. als etwas denken können, das nicht fehlen dürfte, wenn die Gesellschaft sich nicht in ihrer Elemente auflösen soll. Die Sache selbst mag überigens entstanden seyn, wie sie wolle — denn, wer mit dem Inhalte der Geschichte des menschlichen Geschlechts nur einigermaßen vertraut ist, giebt bereitwillig zu, daß der gesellschaftliche Instinkt sehr häufig da eingetreten ist, wo es dem gesellschaftlichen Gedankens an der nöthigen Klarheit fehlte —: immer bleibt so viel aufgemacht, daß die höchste Autokratie, um ihre

Vestimmung zu erfüllen, sich nie auf Unterhandlungen einlassen konnte, welche den Zweck hatten, ihr Wesen dahin abzuändern, daß sie aufhöre höchste Autorität zu seyn. Daß dies wirklich auf dem einen und dem andern Punkte des von Menschen bewohnten Planeten geschehen sei — wer möchte dies läugnen? Welche Folgen aber hat ein solches Verfahren gehabt? Dies ist die einzige Frage, welche beantwortet werden muß; je unparteiischer aber diese Frage beantwortet wird, desto sicherer gelangt man zu der Entdeckung, daß alle Beschränkung der höchsten Autorität, weil sie einen Widerspruch in sich schloß, im Verlauf der Zeit das harte Gegentheil von dem bewirkte, was dabei beabsichtigt wurde.

In Wahrheit, es ist nur allzu oft der Fall gewesen, daß man durch dieselben Garantien, welche dem Despotismus des Einzelnen abzuwenden sollten, der ärgsten Tyrannei in die Arme gelassen ist, selbst mit dem Verlust der Hoffnung, jemals daraus befreit zu werden. Das schrecklichste Beispiel dieser Art stellt die Geschichte der Republik Venedig auf. Um eine Bürgschaft gegen den Despotismus des Doge zu gewinnen, hielten die Mitglieder des großen Rathes es für nöthig, eine Kommission zu ernennen, welche sich mit der Auffindung und Bestrafung der Staatsfeinde beschäftigen sollte. Sie bestand aus zehn Mitgliedern, welche sehr bald die Benennung des Rathes der Zehn (*consiglio de' dieci*) annahmen. Ursprünglich war die Dauer dieses Commissariats nur auf zwei Monate festgesetzt; allein es fand Mangel sich notwendig zu machen, oder vielmehr seine Nothwendigkeit ging aus seinem Daseyn selbst hervor, sofern dieses darauf abgeworfne, politische Ver-

brechen, wie diese sich im Anterikid-Konflikt nur allzu leicht erzeigen, nicht zur Reife kommen zu lassen. Da der Rath der Juhn die geheime Polizei von Venedig bildete: so hatte man ihn gleich Anfangs große Vorrechte einräumen müssen. Dahin gehörte die Befreiung von allen Formaliitäten und von aller Verantwortlichkeit. Diesen Vorrechten nun wußte er die nöthige Ausdehnung zu geben. Eingesetzt, um über Staatsverbrechen zu erkennen, ordnete er sich die ganz Verwaltung unter. Unter dem Vorwande, über die Sicherheit der Republik zu wachen, mischte er sich in die Frage über Frieden und Krieg, verfügte über die Finanzen und schloß Verträge mit dem Auslande. So beachte er es dahin, daß er die Verrechtshlagungen des großen Rathes kassirte, die Mitglieder desselben nach Wohlgefallen in die Klasse der Unterthanen zurückversetzte, und selbst den Doge entthronte. Und dies dauerte fort, bis er im Jahre 1454 die Entdeckung machte, daß seine Zahl das größte Hinderniß einer folgerechten Wirksamkeit sei.

Die Folge dieser Entdeckung war die Schöpfung der Staats-Inquisition, dieses aus drei Mitgliedern zusammengesetzten Tribunals, in welchem alles, was Gewalt genannt zu werden verdient, zusammengebracht war. Der Doge war für längere Zeit auf bloße Repräsentationen zurückgebracht. An seiner Stelle, als Oberhaupt des Staats — denn dies war er in früheren Zeiten gewesen — fungirten drei Staats-Inquisitoren, als eben so viele unsichtbare Oberhäupter, die sich alles erlaubten, was ihnen als staatsmäßig erschien. Ihre Statuten, Gesetze und Verordnungen, lange da Geheimniß, weil sie sich nur auf ihr eigenes Verfahren bezogen, sind nach dem Untergange der

berühmten Republik bekannt geworden. Wer nun, der jemals einen Blick in diese Statuten u. s. w. getroffen hat, kann ohne Schauer daran denken, wech ein System von Gegengewichten und sogenannten Bürgschaften führt, wenn es bis auf den höchsten Punkt getrieben wird, wie dies in Venedig auf eine ganz unerkennbare Weise der Fall war? Fast in jedem Statut findet er die Verurtheilung zu allem, was die menschliche Natur verabscheuen muß. Gift und Dolch, und Einkerkelung auf Lebenszeit und wüthliche Er-
 fassung sind die hergebrachten Regierungsmittel der Herrin Staats-Inquisitoren, und daran leidet sich dann ganz von selbst von Seiten der Regierten Mißtrauen, Furcht, ver-
 leumdete Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Wohlfahrt und unversäufte Inancessität. Nie ist ein Staat mit größerer Nothwendigkeit untergegangen, als die Republik Venedig; die Ursache dieses Unterganges aber ist nie eine andere ge-
 wesen, als sein bis an die äußerste Gränze getriebenes Garantien-System, das die ärgste Tyrannei in sich schloß.

Widern also doch alle Diejenigen, die in unsern Zeiten noch Garantien scheuen, die Erfahrungen der Vergangen-
 heit zu Rathe ziehen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Heil der Gesellschaft auf nichts weniger beruht, als auf künstlichen Gegengewichten; daß in der Monar-
 chie selbst, wenn sie den Charakter der Erblichkeit hat, eine Bürgschaft enthalten ist, die durch keine andere ersetzt wer-
 den kann, und daß jeder Versuch, der zu diesem Endzweck gemacht wird, immer nur auf Kosten des öffentlichen Ver-
 trauens und der allgemeinen Einsicht gelingen kann. In Wahrheit, welches wäre wohl das Hinderniß, das in der höchsten Murreinde liegt, wenn von einem Uebergange vom

Schlachten zum Besten, d. h. von Fortschritten im Guten und Möglichen die Rede ist? Ich besenne, daß ich unfähig bin ein solches Hinderniß zu entdecken; und die Erfahrung muß für meine Behauptung sprechen, weil Fortschritte nur da leicht sind, wo es eine unbefristete höchste Autorität giebt, die sich ihrer annehmen, die sie unterstützen kann. Eins ist durchaus zum Vortheil der erblichen Monarchie, das nämlich, daß sie sich vervollkommen kann, während die Anti-Monarchie, Republik genannt, ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen geht. Es kann nicht fehlen, daß in Folge fortschreitender Entwicklung, einzelne Institutionen auch in der Monarchie veralten und kraftlos werden. Wo aber wäre die Hilfe wohl näher, als da, wo es einen Einzelnen giebt, der, weil sein Vortheil notwendig der allgemeinste ist, nichts weiter zu thun hat, als die besseren Köpfe zu Reformen zu vereinigen, die, wenn sie seinen Befehl gefunden haben, von ihm sanctionirt werden? Justiz, Pöste und Finanzen, Verwaltung, diese beiden entscheidenden Einwirkungs-Arten, werden in einer Monarchie, welche dieses Namens würdig ist, nie in so tiefen Verfall gerathen, wie in einer Republik, wo das eine Interesse dem andern entgegen steht, und der Privat-Vortheil der Verwalter den Nachschlag über das Gemeinrecht giebt. Wie wesenslich unterscheidet sich das Vaterland, das wir vor dem Jahre 1807 gekannt haben, von demjenigen, das wir im Jahre 1831 kennen! Was aber hat die Veränderungen, welche in einem Zeitraum von etwa 24 Jahren bewirkt worden sind, in's Leben gerufen? Etwa das Dogma von Gegengewichten und Bürgschaften? Wir haben dergleichen nie gekannt; zum wenigsten nicht

in derjenigen Form, die man uns gegenseitig als die allein heilbringende empfehlen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daß es ihrer auch für die Zukunft nicht bedürfen wird! Fortschritte werden nur durch bereits gemachte Fortschritte verbürgt; und wer Preußens Zukunft, sofern sie allein von inneren Einrichtungen abhängt, gehörig würdigen will, hat nichts weiter zu thun, als die Gegenwart mit ihren verschiedenen Tendenzen in's Auge zu fassen. Verstehe er sich auch nur einigermaßen auf den Entwickelungsgang der europäischen Welt seit den drei letzten Jahrhunderten; so wird ihm keine Furcht antwandeln, als könnte das, worauf er unstreitig stolz ist, zurückgehen bis auf einen Grad, der uns in irgend ein früheres Jahrhundert zurückversetzen würde *).

*) Allen den Lesern, welche wegen Preussens Zukunft besorgt sind, empfehlen wir eine kleine Schrift, welche vor kurzem unter dem Titel erschienen ist:

„Preußen 1807 und jetzt, oder was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 angefallen, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erhalten.“

Ueber
die natürlichen Folgen
des
neuen französischen Wahlgesetzes.

Nächst dem Verfassungsgesetz hat in Frankreich kein Staatsgrundgesetz so wesentliche Veränderungen erlitten, als das Wahlgesetz, das seine Wirksamkeit dem Scharfsinne des Herrn Decazes verdankt.

Die demselben zum Grunde liegende Idee war keine andere, als — den Begriff der Volks-Exterritorialität in so enge Grenzen einzuschließen, als es nur möglich seyn würde. Zu diesem Endzweck wurde die Bevölkerung Frankreichs im Jahre 1817 auf etwa 30 Millionen angenommen. Von dieser Bevölkerung sezte man in allen Städten, Dörfern und Höfen die Zahl derjenigen Hausväter, welche dreihundert Francs Steuer bezahlen, auf 120,000. Diesen wurde die Wahl unter der Bedingung übertragen, daß sie ein Alter von 30 Jahren erreicht hätten. Wer in die Wahlkammer gelangen wollte, mußte nachweisen können, daß er 40 Jahre alt sei und tausend Francs Steuer bezahle. Die Zahl dieser Klasse von Hausvätern wurde für ganz Frankreich auf 16,000 angenommen; und da die Zahl der für die Deputirten-Kammer zu wählenden Mitglieder nur 233 betrug, so konnte es nie schwierig seyn, diese Zahl aus jener Klasse herauszufinden. Der Hauptgedanke bei dem,

von dem Herrn Decazes herrührenden Wahlgesetz war demnach: „daß 253 Abgeordnete, von 120,000 Wählern aus 16,000 der am höchsten Besteuernten in die Wahlkammer gebracht, den Vortheil der Nation vertreten, und folglich den eigentlichen Schwerpunkt derselben bilden würden.“ Dabei wurde die Gonapartische Einrichtung beibehalten, nach welcher alljährlich der fünfte Theil der in der Wahlkammer versammelten Abgeordneten aufzuheben sollte, um einem neuen getödteten Fünftel Platz zu machen; zu welchem Endzweck die Kammer in Serien abgetheilt war.

Bekanntlich hatte dies Wahlgesetz seine Veranlassung in der Beobachtung, daß sich mit einer aus strengen Royalisten zusammengesetzten Kammer nicht regieren lasse, weil eine solche Kammer nicht vermeiden könne, dem Königl. Willen überall entgegen zu kommen, und sich ihm nur da zu widersetzen, wo er noch mehr beabsichtige, als den eigenen Vortheil mit Einschluß des Vortheils der Bevoorzugten. Man nannte diese Kammer, nach einem von Ludwig dem Vierzehnten herrührenden Ausdruck, die unersündliche (*infaillible*).

Die natürliche Wirkung des von dem Herrn Decazes durchgeführten Wahlgesetzes war, daß sich die Wahlkammer mit Männern füllte, deren politische Ansichten nur allzu verschieden waren. Man theilte sie in Royalisten, in Konstitutionelle und in Ministerielle: Benennungen, welche sich sehr bald in die der Ultra, der Liberalen und der Gemäßigten verwandelten. Das sogenannte Schwebel-System nahm jetzt seinen Anfang. Die Thron und Ministerium darüber Berührung und Achtung einbüßten, braucht nicht gesagt zu werden. In nicht zu verstanden, bekämpften

sich rechte und linke Seite mit der vollen Festigkeit des Parteigeistes, und alle Siege, welche das Ministerium davon trug, sahen Niederlagen so ähnlich, daß der Grund-Charakter der konstitutionellen Monarchie kein anderer zu sein schien, als Hochgebigkeit aus Schwäche. Das Uebel vermehrte sich in demselben Maße, worin durch das jährliche Ausschreiben eines Häufels die Zahl der Konstitutionellen oder Liberalen in der Wahlkammer wuchs. Eine unaberrückliche Folge des auf die Charta gegründeten politischen Systems war die Ungeßirdeheit und Unruhe der Regierten; auch fehlte es nicht an Verschwörungen, und die Ermordung des Herzogs von Berry, obgleich nur das Werk eines Fanatikers, stand mit der öffentlichen Stimmung in einem unverkennbaren Zusammenhange.

Dem Grafen Decazes, welcher inzwischen zum Präsidenten des Minister-Raths erhoben war, leuchtete unter diesen Umständen die Nothwendigkeit eines verbesserten Wahlgesetzes ein. Sein Hauptzweck dabei war, der doppelten Opposition, welche sich durch die rechte und die linke Seite der Wahlkammer gebildet hatte, ein Ende zu machen, die Leidenschaften zu beschwichtigen, das Mißtrauen zu mäßigen und die Verwaltung sicher zu stellen. Zu diesem Zweck sollte die Zahl der Abgeordneten auf 430 gebracht werden, von welchen 258 ihrer Ernennung den Bezirks-Kollegien, die übrigen 172 die übrigen den Departements-Kollegien verdanken sollten. Diese letztern Kollegien sollten aus 100 bis 600 Wählern bestehen, von denen jeder wenigstens 1000 Fr. Steuer bezahlte, übrigens aber von den Bezirks-Wählern durch Stimmensmehrheit gewählt wurde. Im Falle die Kammer nicht aufgelöst würde, sollten alle

neu gewählten Abgeordneten fünf Jahre hindurch bleiben, so daß die Erneuerung der Kammer zu einem Fünftel erst nach Ablauf dieser Zeitfrist ansetzen sollte.

Dieser Vorschlag befriedigte weder die Liberalen, noch die Royalisten: jene nicht, weil von einem Ober-Wahlkollegium die Rede war; diese nicht, weil dem, was sie demokratischen Geists kannten, nicht ein bestimmter Krieg angeündigt war. Als nun das Ministerium nach Herrn De-
camps Aufschreiben einsah, daß es bei der vorhandenen Stimmung der Gemüther damit nicht durchbringen würde, nahm es seinen Entwurf zurück, und beachte an dessen Stelle einen zweiten, den der Minister Simonin zu empfehlen übernahm.

Der neue Entwurf bestand aus zwei Artikeln und unterschied sich von dem früheren dadurch, daß in jedem Departement (diejenigen ausgenommen, welche nur Einen Abgeordneten zu ernennen hatten) zwei verschiedene Wahlkollegia Statt finden sollten, nämlich Bezirks-Wahlkollegia, von denen jedes gerade so viele Kandidaten wählen sollte, als das Departement Abgeordnete zu ernennen hätte, und ein Departements-Wahlkollegium, zusammengesetzt aus dem fünften Theile der am meisten besteuerten Wähler. Diese sollten unter den, von den Bezirks-Wahlkollegien ernannten Kandidaten die Abgeordneten zur Deputirten-Kammer wählen. Andere Verfügungen waren entweder von frühem Gebrauch, oder von dem ersten Entwurfe entlehnt, und der Minister des Innern (Herr Simonin) war der Meinung, daß der Vorschlag in seiner gegenwärtigen Gestalt leichter zu erlangen seyn werde. Der unvertilgbare Zweck des neuen Wahlgesetzes war, den Eintritt der Liberalen in die Wahlkammer zu erschweren, und dadurch sowohl den

Gang der Erörterung, als die Abstimmung über gemachte Gesetz-Vorschläge zu erleichtern.

Es ist unnöthig zu sagen, wie heftig der Widerstand war, den die Annahme des neuen Wahlgesetzes fand. Dieser Widerstand wurde jedoch überwunden; und wenn das doppelte Votum, wodurch die Regierung ihre Stellung in der Wahlkammer zu verbessern glaubte, nicht leistete, was es zu leisten bestimmt war: so konnte diese Entscheidung immer nur darin gegründet seyn, daß der Begriff der Volks-Souveränität in sich selbst falsch ist, und daß alle Combinationen, welche darauf abzielen, ihm Wahrheit und Wohlthätigkeit zu geben, nothwendig fehlschlagen. Man wird sich also immer im Irrthum befinden, wenn man sich einbildet, durch eine mehr oder minder strenge Unterscheidung zwischen Demokratie und Aristokratie das Gesetzgebungsgeschäft sichern zu können. Da dieses immer nur durch ein höheres Maß von Einsicht und Leidenschaftlosigkeit gesichert werden kann: so verhält die mehr demokratische oder mehr aristokratische Verfassung, welcher dabei wirksam ist, so viel als gar nichts; in Wahrheit um so weniger, weil, wie man den Unterschied zwischen beiden auch auffassen möge, man sich doch zuletzt dahin erklären muß, daß die Aristokratie nichts weiter sei, als eine in's Enge gezeigte Demokratie, diese aber wiederum nichts weiter, als eine ausgedehnte Aristokratie, kurz, daß die Ordnung, welche beide von einander scheidet, gar nicht zu finden ist.

Nach der Einführung des doppelten Votums erfuhr das französische Wahlgesetz unter dem Ministerium Villèle noch eine neue Modifikation, welche darin bestand, daß die fünfjährige Dauer der Wahlkammer, nach dem Ausfluß des

brütiſchen Unterhauſes, in eine ſiebenjährige verwandelt wurde. Auch dieſe Abänderung hat nichts geleistet für die Verbeſſerung des Verhältniſſes zwiſchen der Regierung und den Regierten: das Miniſterium Villèle hat auscheiden müſſen, ehe und bevor der ausgebehnte Termin, durch welchen es ſich eine ſtrekte Wirksamkeit zu verſchaffen glaubte, abgelaufen war; und nach einer kurzen Zwiſchenhandlung, wodurch das Miniſterium Martignac die Dinge in eine angemäſſenere Bahn zu leiten verſuchte, iſt es, nach ſo vielſeitigen Verſuchen, der Volkssouveränität einen bleibenden Charakter zu geben, dahin gekommen, daß Volk und Dynaſtie auf eine entſcheidende Weiſe geſchieden ſind, und daß die letztere das Feld zu räumen genöthigt worden iſt.

Wie man auch die Begebenheiten des franzöſiſchen Reichs während des Zeitraums von 1814 bis 1830 auffaſſen möge: immer wird man eingestehen müſſen, daß ſie ihre letzte Erklärung theils in der von Ludwig dem Achzehnten herrſchenden Charta, theils in dem Mittel finden, welche man angewendet hat, dieſes Staatsgrundgeſetz — denn daſſelbe wollte die Charta gelten — in Thätigkeit zu bringen. Man darf alſo wohl ſagen, daß, wie gut auch die Abſichten ſeyn mochten, welche der eben genannte König mit ſeinem Verfaſſen verband, er und ſeine Rathgeber ſich doch in den Mitteln zur Erreichung deſſelben ſehr mangelhaft vergriffen haben.

Um ſo anſprechender nun iſt es, zu erſehen, welche Wirkungen das auf die veränderte Charta geimpfte neue Wahlgeſetz hervorbringen werde.

Einem Charakter hat dieſes Wahlgeſetz offenbar dadurch gewonnen, daß man von dem Gedanken ausgegangen iſt,

ein Wahl-System könne nur dadurch möglich werden, daß es den möglich-*ausgedehntesten* Spielraum erhalte, folglich — um die hergebrachte Bezeichnung beizubehalten — so demokratifcher Natur, als immer möglich, werde. Zu diesem Endzweck sind Wahl- und Wählbarkeit-Erfusß beträchtlich vermindert worden: jener hat man von 300 Fr. auf 200, diesen von 1000 Fr. auf 300 herabgesetzt. Dabei ist die Einrichtung getroffen worden, daß man mit dem Eintritt in das Mündigkeits-Alter die Fähigkeit, zu wählen, und mit dem Alter von dreißig Jahren das Recht, gewählt zu werden, erwirbt. Allerdings hat ein Wahl-System dieser Art in einem Reiche, das auf 10,120 Seviertausend eine Bevölkerung von 32 Millionen in sich schließt, einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis erhalten; allein die Frage ist, ob dadurch das Mindeste für die Wohlfahrt des Landes gewonnen wird, und ob das System selbst für seine Fortdauer die mindeste Wahrscheinlichkeit hat?

Ehe wir an die Beantwortung dieser wichtigen Fragen gehen, sei es uns erlaubt, das Urtheil eines Mannes anzuführen, dessen Kompetenz um so weniger bezweifelt werden darf, da er, als Urheber des ersten französischen Wahlgesetzes, gewiß nicht unterlassen hat, den Wirkungen seiner Schöpfung nachzudenken, und sich in dem Falle befindet, sein eigenes Werk vom Jahre 1817 zu verdammen. Wir bezeichnen hierdurch den Herzog Decazes, welcher als Mitglied einer zu diesem Endzweck ernannten Kommission, in der Sitzung der Pair-Kammer vom 28. März d. J. sich über das neue Wahlgesetz in nachfolgender Weise erklärte *):

*) S. d. Allg. Preuss. Staatszeitung vom 6. April d. J.

„Die ganze Wahrheit der Repräsentativ-Regierung beruht in den Wahlen. Ein Wahl-System, wemach die Wähler völlig frei, dem Betruge unzugänglich und der getreue Ausdruck der aufgeklärten öffentlichen Meinung sind, ist an und für sich schon eine ganze Verfassung. Wo dies nicht der Fall ist, da müßte die Gesetzgebung im Uebrigen ganz tadellos sein: immer würden dem Staate unvermeidliche und nahe bevorstehende Gefahren drohen. Diese Macht des Guten und des Bösen, die mit dem Wahl-Systeme verknüpft ist, macht sich bei irgend einer großen politischen Umdüsung, bei der Thronbesteigung einer neuen Dynastie doppelt fühlbar. In der That kam unter einer, viele Jahre bestandenen Regierung ein Wahl-System allmählig aufzarten, ohne gerade dem Staate selbst den Untergang zu bereiten, indem es diesem die nöthige Kraft läßt, sich selbst wieder empor zu schwingen. Ist aber die Regierung noch neu, so ist es notwendig, daß sie vonweg gerade auf das Ziel losgehe, und dasjenige System, das dem Lande die größte Freiheit, zugleich aber auch die größte Ordnung gewährt, in seinem ganzen Umsfange erfasse. Lassen Sie uns jetzt untersuchen, in. H., ob es dem Zwecke entspreche, den man dabei vor Augen hatte. . .“ Nach dieser Einleitung hebt der Redner die verschiedenen Bestimmungen heraus, wodurch der vorliegende Gesetzentwurf von dem bisherigen Wahlgesetz abweicht: die Herabsetzung des Wahl-Einfuß von 300 Fr. auf 200, und des Wählbarkeits-Einfuß von 1000 Fr. auf 500; die Ausschließung der Präfecten, Unter-Präfecten, General-Einsammler und Unter-Einsammler u. s. w. von der Wahlliste; die Wählbarkeit der Mitglieder des Instituts und der, mit mindestens 1200 Francs, pensionirten

Offiziere, wenn sie auch nur eine direkte Steuer von 100 Fr. entrichten = s. w. . . „Alle diese Meinungen,“ fuhr er fort, „verdienen in rathliche Erwägung gezogen zu werden. Die Herabsetzung des Wahl-Einfuß war schon oftmals und von verschiedenen Seiten verlangt worden. Dem gemäß hatte die Regierung darauf angetragen, ihn auf 240 Fr. festzusetzen; die Deputirten-Kammer aber hat ihn auf 300 Fr. ermäßigt, wodurch sich die Zahl der Wähler, ausschließlich der Abjurirungen, bis auf 230,000 erhöht, mithin mehr als verdoppelt. Mehrere aufgeklärte Köpfe sind der Meinung gewesen, daß ein solcher Versuch nicht ohne Gefahren seyn möchte. Hätte Ihre Kommission diese Besorgniß getheilt, so würde sie keinen Augenblick Anstand genommen haben, Ihnen eine Modification dieses Theils des Gesetz-Entwurfs vorzuschlagen. Dies war aber nicht der Fall. Ohne Zweifel würden auch die Wähler zu 300 Francs unter der Charta von 1830 die öffentliche Meinung eben so gut repräsentirt haben, als unter der von 1814; nach den bedenklichen Ereignissen des Juli wäre es aber ungerecht gewesen, wenn man nicht, gleichzeitig mit der Erneuerung der politischen Rechte, auch den Kreis derer, die sie ausüben haben, erweitert hätte. Wir pflichten demnach im Allgemeinen dem Principe bei, wonach der Wahl-Einfuß um ein Drittel reducirt werden ist, wünschen jedoch, um die Gesetz-Entsimmern auf dem Spiele zu bringen, eine Ermäßigung auf 150 Fr. . . Was dem Wahlberechtigten-Einfuß betrifft, so ist derselbe auf den Antrag der Regierung, von 1000 Fr. auf 500 reducirt worden, obgleich die Majorität der Kommission der Deputirten-Kammer sich für den Satz von 750 Fr. erklärt hatte. Und

denselben Gründen, die uns bewegen haben, für die Herabsetzung des Wahl-Einsatz von 200 auf 150 Fr. zu stimmen, tragen wir noch jetzt darauf an, den Wählbarkeits-Einsatz von 300 Francs auf 400 zu ermäßigen, und bei der Berechnung desselben bleib die Haupteinheit gelint zu lassen . . .⁴

So weit der Herrg Decapés als Berichterstatter.

Ein französisches Blatt (*Gazette de France*) macht folgende Bemerkung zu dem Vortrag dieses Herrgen:

„Der von Herrn Decapés in der Pairs-Kammer erstattete Bericht der Wahl-Kommission ist ein ächter Vortrag. Edmüdtliche Kombinationen haben keinen anderen Zweck, als diejenigen, welche man außerordentlich befeuert, von den Wahlkollegien entfernt zu halten. Die Revolution hat nie aufgehört, der Restauration einen Vorwurf aus ihren Erleichterungen (*dégrèvements*) zu machen, weil diese die Zahl der Wähler verminderten. Zudem die Revolution die Steuerpflichtigen mit einer Vermehrung der Steuern heimfucht, vermehrt sie zugleich ihre politische Unfähigkeit. Es ist merkwürdig, daß derselbe Mann, welcher die Restauration in Frankreich zum Scheitern gebracht hat, gegenwärtig so offen über die Revolution und den Ort, von welchem diese ausgegangen ist (das *Hotel de Ville*) spottet.“

Wenn diese Bemerkung der *Gazette de France* fassen wir nur die Schlußgedanken auf, wenigstens nicht um dem Urheber des ersten Wahlgesetzes den Proceß zu machen, sondern nur um zu zeigen, wie mißlich es um alle Wahlgesetze steht, die die Farbe der Aristokratie, oder die der Demokratie tragen.

Sehr zuverlässig hat Herr Decazes es in seinem Wahlsatz vom Jahre 1817 nicht auf eine Vertreibung des ältern Decazes der Bourbonen angelegt; man darf vielmehr behaupten, daß, wenn die Restauration gelingen sollte, das Wahlsatz des Herrn Decazes sehr wesentlich dazu beitragen konnte. An und für sich war dies Wahlsatz nur eine unabwendbare Folge der Charte, welche zu Stande gebracht war, ohne daß Herr Decazes auch nur auf das Entsetztse dazu mitgewirkt hatte. Wie die Dinge einmal lagen, blieb nichts Anderes übrig, als den Eigensinn der chambre introuvable dadurch zu brechen, daß man sie aufhob, und eine andere an ihre Stelle brachte. Da nun in der That, durch das Wahlsatz des Herrn Decazes gebildeten Kammer (mit den Ausnahm der französischen Pöbelisten behubehalten) Revolution und Gegen-Revolution an einander gebracht wurden: so mußte hieraus allerdings ein Parteikampf entstehen, der, nach mannichfaltigen Schwankungen, im Jahre 1830, mit der Vertreibung des ältern Decazes der Bourbonen gendigt hat. Allein man würde deshalb noch nicht die Wahrheit auf seiner Seite haben, wenn man behaupten wollte, das Wahlsatz des Herrn Decazes habe dies Resultat herbeigeführt; denn dies Wahlsatz hat, wie wir gesehen haben, im Verlaufe der Zeit die wesentlichen Veränderungen gestiftet — Veränderungen, von welchen jede darauf berechnet war, das Schicksal der Bourbonen zu sichern — ohne daß es möglich gewesen ist, das zu hintertreiben, was, in unserer Anschauung, der erste Grund in der Charte selbst gelegt war, sofern diese ein Wahlsatz nöthig machte.

Wenn der edle Pair, nach Aussage seines in der Pair-

Kammer abgestatteten Bericht, gegenseitig dem Wahne huldigt, daß in einem Wahlsysteme nur in diesem Rettung zu finden sei, als ob die Farbe der Demokratie trägt: so scheint der Grund kein anderer zu sein, als daß man sich gern in das entgegengesetzte Extrem wirft, wenn man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß ein gewähltes Ordnungsmittel kraftlos geblieben, oder wohl gar verderblich geworden ist. In der That zeigen alle Phrasen, welche dem abgestatteten Bericht zur Einkleitung dienen, daß dem Berichterstatter dergleichen begegnet sei. Dabin gehört die Phrase: „daß ein Wahlsystem, wonach die Wahlen völlig frei, dem Betrug unzugänglich und der getreue Ausdruck der öffentlichen Meinung sind, an und für sich schon eine ganze Verfassung sei.“ Man hat man einen deutlichen Begriff von dem, was, auf einer höhern Stufe der Civilisation und mit einem Volke von 32 Millionen, zu einer ganzen Verfassung gehört, so darf man fragen: „wo bleibt der gesunde Menschenverstand, wenn irgend ein Eins in der Redensart des Berichterstatters enthalten sein soll?“ Auf gleiche Weise verhält es sich mit der Behauptung des Herrn Dacaz: „daß bei einem mangelhaften Wahl-System die Gesetzgebung völlig tadellos sein könne, ohne daß deshalb der Staat minder von großen und nahestehenden Gefahren bedroht sei.“ Dadurch will Herr Dacaz diese Behauptung in Beweis verwandeln, da im Repräsentativ-System die Güte der Gesetze auf's Wesentlichste von den Wirkungen der Wahlen abhängt, und folglich ohne ein bestimmtes Wahl-System unmöglich ist? Wir können noch Manches hinzufügen, um den Ansinn — dieser Ausdruck ist wahrlich nicht zu hart — hervorzuheben, wenn Herr Dacaz

seine Kollegen in der Pair-Kammer bewirkt hat. Doch wir sehen es vor, eine kurze Untersuchung darüber anzu-
stellen, welche Wirkungen das neue Wahlgesetz, sofern es
den Charakter der Demokratie angenommen hat, hervorbrin-
gen werde.

Ganz offenbar ist in diesem Wahlgesetz die Forderung
enthalten, daß man, über die Privat-Kraft hinaus, es sei
als Wähler oder Gewählter, zur Regierung des Landes,
hauptsächlich bei Hervorbringung der öffentlichen Willen oder
der Gesetze, beitragen solle.

Ist dies möglich?

Seien wir 100 Francs gleich 25 Thalem, und neh-
men wir dabei an, daß die directe Steuer jedes französi-
schen Ultra-Bürgers den sechsten Theil seines reinen Ein-
kommens ausmache: so folgt daraus, nach dem für die
Wähler und die Wählbaren festgestellten Satze, daß,
wenn man ein reines Einkommen von 900 Francs hat,
davon nicht bloß eine Steuer von 150 Francs bezahlt,
sondern auch der Aufwand bestreiten werden muß, welchen
die Theilnahme an den Wahlen nöthig macht; und eben
so folgt daraus, daß, wenn man ein reines Einkommen
von 2400 Francs hat, davon nicht bloß 400 Francs als
Steuer bezahlt, sondern auch, vorausgesetzt, daß man das
glückliche Unglück hat, zum Abgeordneten der Wahlkammer
gewählt zu werden, die Ausgaben eines sechs, vielleicht
acht Monate langen Aufenthaltes in der Hauptstadt gedeckt
werden sollen. Die ganz einfache Frage hierbei ist: „Können
verunsicherte Menschen, denen an der Erhaltung ihrer bür-
gerlichen Tage das Mindeste gelegen ist, sich dazu herge-
ben?“ Es liegt, glauben wir, am Tage, daß sie es nicht

können; am wenigsten, wenn gefordert wird, daß sie das ihnen abgedrungene Opfer fünf bis sieben Mal hinter einander darbringen sollen; denn durch eine solche Wiederholung könnte ihr Ruin nur vollendet werden. Die Natur der Dinge bringt nicht so sehr mit sich, als daß nur Personen, die ein sehr großes Vermögen besitzen, dem Vaterlande, das zuletzt doch immer nur die Gesellschaft ist, worin man lebt und wecht, unentgeltliche Opfer darbringen können. Da sich nun keiner von denen, welche eine direkte Steuer von 400 Fr. bezahlen, in diesem Falle befindet: so darf man von ihm auch nicht verlangen, daß er, mehrer Jahre hindurch, ohne Remuneration sechs bis acht Monate als Gefügter fungiren solle. Ein Wahlgesetz, das diese Forderung macht, kann nicht ethisch gemeint seyn.

In der diesjährigen Sitzung der Deputirten-Kammer vom 8. März trug Herr Humbert darauf an, daß man den Abgeordneten für die Dauer der Session 20 Francs täglich bewilligen, und ihnen die Reisekosten, von ihrem Wohnorte nach der Hauptstadt und zurück, ersetzen solle. Nichts war der Billigkeit gemäßer, als dieser Antrag; denn, wenn es für die Vollzieher der Gesetze Remunerationen, zum Theil sogar sehr reichliche, giebt, so ist kein Grund vorhanden, daß es deren nicht auch für die Urheber der Gesetze geben solle, da sie, wie jene, ihre Kraft und ihre Zeit dem öffentlichen Wohl zum Opfer bringen. Herr Humbert war ausdrücklich genug, hinzuzufügen, daß man sich im Irrthum befinde, wenn man annähme, es habe seit dem Jahre 1815 keine Remuneration für die Mitglieder der Wahlkammer gegeben, wiewohl diese aus unbesoldeten Deputirten und aus großen Grundeigentümern be-

standen habe; nie habe es erkauflichere Kammern gegeben. Dies als Thatfache zu bestritten, wagte kein Mitglied der zahlreichen Versammlung. Des Einzige, worüber ein heftiges Gesehen entstand, war die Unziemlichkeit der Aeußerung, gerade als ob die Wahrheit auf Finessen beruhe, oder als ob eine Sache nur nicht wesentlich zur Sprache gebracht werden dürfe, um selbst für diejenigen ein Geheimniß zu bleiben, für welche es bloß der Addition und Subtraction bedarf, um auf's deutlichste zu erkennen, daß es unmöglich ist, einen großen Aufwand (wie jeder Deputirte einer Wahlkammer ihn zu machen hat) mit geringen Mitteln zu bestreiten, wenn es keine außerordentliche Unterstützungen giebt *).

Was ist demnach durch die Herabsetzung des Wahlbarteits-Einfusses auf 400 Fr. geschehen?

Man hat die Würde eines Gesetzgebers so tief herabgesetzt, als es vielleicht nur möglich war; denn, da die Würde des Gesetzgebers im Repräsentativ-System auf dem Glauben beruht, daß er, unzugänglich der Beschlichkeit,

*) Die Ansetzung, deren Gegenstand die Beschlüsse der Abgeordneten zur Deputirten-Kammer ist, läßt sich ohne Mühe machen. Da 30 Francs täglich gleich sind 600 Francs monatlich: so braucht man dies nur durch 6 zu multipliciren, um den Betrag einer sechswöchentlichen Sitzung gleich 3600 für den Einzelnen zu erhalten. Dabei sind die Unkosten nicht gerechnet. Diese 3600 Fr. monatlicher Vollen, multiplicirt durch 446 (als Zahl der Mitglieder der Deputirten-Kammer) geben 1,566,400 Fr. Dies mehr demnach der niedrigste Preis, um welchen Frankreich häufig seine Gesetze alljährlich erhalten wird. In der That, der niedrigste; denn Gesetzgebern, die nur 400 Fr. monatlich Einuern einbringen, muß man mit Vollen zu Schick kommen, wenn sie nicht, gleich unbegabten Arbeitern, sich an jedem andern ausbeutender laufen lassen.

nach seiner besten Einsicht zur Vereinfachung der Gesetzgebung beitrage: so hat man diesen Gedanken in seinem Fundamente zerstücket, welches die Meinung von seiner Nothwendigkeit, d. h. von seiner Wohlthatigkeit ist. Verdienen die Franzosen die gute Meinung, die man von ihrem Takte hat, so werden ihre Wähler, gleich den alten römischen Bürgern (die, nachdem sie das Recht erworben hatten, den einen ihrer Konsula unter den Plebejern zu wählen, gleichwohl fortzuführen, ihn aus dem Stande der Patricier zu entziehen), die Abgeordneten zur Wahlkammer nicht unter den mit 400 Fr. Besessenen, sondern in einer höhern Klasse, mit der Ueberzeugung suchen, daß sie dabei nur gewinnen können, indem das, was unbestimmten Abgeordneten zugestimmt werden muß, nur aus ihrem Beutel genommen werden kann. Dies im besten Falle. Haben sie weniger Takt, so wird zwar das Wahlgesetz erfüllt werden, die Achtung der Regierten für die Regierung aber wird sich je mehr und mehr vermindern, und daraus werden Aufstände hervorgehen, gegen welche nur die Pair-Kammer gleichgültig oder verblendet bleiben konnte, welche, weil sie selbst meistens aus Besoldeten zusammengesetzt ist, vor allen Dingen darüber zu machen hat, daß die Wahlkammer ihrem Ansehen keinen Abbruch thut.

Wiemohl nun ein, durch seine Schicksale berührt gewordener Pair, dem es durchaus nicht an Erfahrung fehlen kann, es sei aus Ueberzeugung oder aus Eitelkeit, dem neuen Wahlgesetze den Vorzug vor jenem früheren, das von ihm selbst aufgezogen war, zuerkennen hat: so darf dieser Umstand uns doch nicht irre führen. Beschaffen, um der Volk-Überdachtigkeit Gehalt und Wirksamkeit

zu geben, dient dieß Wahlgesetz nur zur gänzlichen Verwirklichung eines Repräsentativ-Systems, dessen Werth bisher noch zweifelhaft geblieben ist.

Nicht selten ist es der Fall gewesen, daß das Gute nur aus dem Uebermaße des Bösen hervorgehen konnte, was wohl nicht weiter sagt, als daß der Zustand der Gesundheit unter gewissen Umständen nur nach heftigen Krisen eintritt. Dürfte man nun annehmen, daß das gegenwärtige Ministerium Frankreich bei seiner gewissenlichen Herabsetzung des Wahl- und des Wählbarkeits-Erlasses keinen andern Zweck verfolgt habe, als dem Zustand politischer Gesundheit für Frankreich durch eine heftige Krise zurückzuführen: so würde man zugleich Ursache haben, ihm deshalb Hochachtung zu machen. Doch eine solche Voraussetzung ist schwerlich gestattet; man würde mit ihr die Nothwendigkeiten des Augenblicks verkennen. Sollte nun dieses Ministerium keine andere Absicht verfolgt haben, als sich im Verkehre mit den beiden Kammern jede seiner Operationen durch Besprechung zu erleichtern: so wird die Erfahrung lehren, daß nichts gefährlicher ist, als eine Volksgewaltmacht zu beschwören, die sich nur durch Widersprechlichkeiten aller Art zu erkennen geben kann. Wir mögen nicht läugnen, daß das Repräsentativ-System, so wie es bisher aufgefaßt worden ist, uns nie als empfehlenswerth dargeboten hat; von allen Wahlkammern, die es geben kann, ist jedoch diejenige die allerzweckmäßigste, weil sie, um in ihrem Euvilismus zu beharren, Forderungen machen muß, die auf die Dauer nicht erfüllt werden können. Sofern es also bei dem neuen Wahlgesetz auf eine zweite Kammer abgesehen ist, wird sich das Ministerium in allen

seinen Erwartungen von dem Augenblick an betrogen haben, wo die, dem Wahlgesetz entsprechende Kammer zusammengetreten sein wird. Die Rettung wird jedoch darin bestehen, daß man unumwunden erklärt: „die öffentliche Beschaffung oder der Verkehr mit Kammern, ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Tausch um das Budget, dieser Tausch aber ist allzu kostbar und für die Kräfte, selbst der stärksten Nation, allzu erschöpfend, als daß er noch länger fortgesetzt werden kann.“ Was diesen Ausgang höchst wahrscheinlich macht, ist die Parliaments-Reform, in welche England sich eingelassen hat, ohne vorher bestimmen zu können, wie und wo es hinein kommen werde. Jedem Falle wird die britische Parliaments-Reform, wie sie auch zu Stande kommen möge, sehr wichtige Aufschlüsse über die Gebrechen des Repräsentativ-Systems geben.

17. 3. Dieser Aufsatz wurde zu einer Zeit verfaßt, wo das von der Peers-Kammer amendirte Wahlgesetz noch nicht zur Wahlkammer zurückgekehrt war. Uebrigens bedeutet die dieser herabgesetzten Wahl- und Wähler-Zensus den Werth desselben weder vermehren noch vermindern.

B.

St. Simons Lehre.

Vorwort des Herausgebers.

Wir haben in früheren Jahrgängen dieser Monatschrift unsere Leser mit dem eigenthümlichen Geiste des Grafen von St. Simon bekannt zu machen versucht; namentlich ist dies in vier Artikeln geschehen, welche in dem 21 und 22ten Bande unserer Zeitschrift enthalten sind. Damals war von einer St. Simonischen Schule nur in sofern die Rede, als sich unter den französischen Gelehrten der Hauptstadt einige Männer nennen ließen, die sich zu den Grund-Anschauungen ihres Meisters bekannten. Dieser schwache Anfang hat sich in dem Laufe weniger Jahre so reichlich ausgebildet, daß uns die öffentlichen Blätter fast Tag für Tag von einer St. Simonischen Kirche unterhalten, welche von einer Zeit zur andern an Größe und Ausdehnung gewinnt. Unter diesen Umständen ist es nicht weniger als gleichgültig, gemauert zu erfahren, was man sich unter St. Simonischer Lehre zu denken hat. Da nun das Novemberheft der *Revue encyclopédique* vorigen Jahres eine offene Darlegung dieser Lehre enthält: so gereicht es uns zu einem besondern Vergnügen, unsern Lesern diese Ausdauerübersetzung mitzutheilen; wobei wir hoffen, daß die Vorurtheile, welche man in Deutschland gegen die St. Simonische Lehre als gefährlich für das Eigenthum gefaßt zu haben scheint, ganz von selbst verschwunden werden. Die

Abhandlung der *Revue encyclopédique* nach ihrem ganzen Umfange ins Deutsche zu übertragen, hat und um so überflüssiger geschienen, weil das, was darin von den Lebendumsständen und von dem eigenthümlichen Entwicklungsgange des Grafen von St. Simon ausgesetzt ist, weit vollständiger in jenen vier Artikeln enthalten ist, deren wir oben gedacht haben. Um also Bekanntes nicht zu wiederholen, haben wir da an, wo wir im Jahr 1826 stehen bleiben mußten, weil und die Materialien zu einer weiteren Entwickelung fehlten. Der Verfasser des die St. Simonische Lehre betreffenden Aufsatzes sagt Seite 346, indem er von ihrem Urförder spricht:

Was gegenwärtig unsern Lesern als die Eingebung eines, für die Umbildung der Gesellschaft berufenen Geistes erscheint, dasselbe erschien, bei Lebzeiten des Grafen, als Gedult scharfsinniger Bedauern. Daher die Verlaßlosigkeit, worin St. Simon sein Leben beschloß.

Dieser seltene Mann, der sein Vermögen nur erworben hatte, um es den Fortschritten der Wissenschaften zu widmen, der zu einer Zeit, wo Napoleon sich mit den berühmtesten Gelehrten des alten Frankreichs umgab, nichts vom Neide fühlte, der von der Restauration, wie feindselig sie auch seyn mochte gegen jene Geeser, welche, so wie er, der revolutionären Krisis und der kaiserlichen Regierung fremd geblieben waren, nichts annahm — dieser Mann opferte seine schwachen Geldquellen, welche in einer ihm von seiner Familie gerichteten Pension, und in kleinen

Verkäufen, so wie der stolze Reichthum sie zu machen pflegt, bestanden, so rücksichtslos auf, daß er mühsam sein Handgeräth und seine besten Sachen verkaufte, um junge Leute zu bezahlen, die Schreibendienste bei ihm verrichteten, oder um Werke drucken zu lassen, die er geschnitten vertheilte. Er selbst lebte in einer an Entblößung grenzenden Armut. Man urtheile über seine Lage nach folgenden von ihm herrührenden Zeilen: „Seit vierzehn Tagen genieße ich nur Brod und Wasser; ich arbeite in einem kalten Zimmer, und ich habe sogar meine Kleider verkauft um die Kosten für das Kopiren meiner Arbeiten zu decken. Meine Leidenschaft für Wissenschaft und Menschenglück, mein inneres Bestreben, ein Mittel zur Beendigung der furchtbaren Kriegt, worin die ganze europäische Welt befangen ist, aufzufinden, haben mich in diesen Zustand der Nothdringlichkeit versetzt. Ich kann also, ohne ermüden zu dürfen, mein Elend eingestehen und verlangen, daß man mir die zur Beendigung meines Werks erforderliche Hülfe leiste.“

Nur einen einzigen Tag stürzte diese furchterliche Lage, diese Verlassenheit, diese Veringskätzung von Menschen, denen er sein ganzes Leben hingeweiht, ihn in Muthlosigkeit und Verzweiflung. Er wurde hie an seinem Beruf und wollte seinen Leiden ein Ziel setzen. Glücklicherweise versagte sich ihm seine Hand, und diese harte Prüfung erfüllte ihn mit frischem Muth. Sein Werk sollte nicht unvollendet bleiben. Er hatte eine Philosophie der Wissenschaft, eine Philosophie der Betriebsamkeit geschaffen. Jetzt lebte er, um das Band zu finden, wodurch beide vereinigt werden sollten: die Religion. Er schrieb sein Neues

Christenthum, und starb, wenige Monate darauf, den 19. Mai 1825.

Woll der beglückenden Uebereyung, daß er sein Werk vollendet, daß er dem Standbilde, das seine Hände unter so viel Anstrengungen und Schmerzen errichtet hatten, ein Leben eingehaucht habe, so daß es fortbauern und Jahrhunderte bestehen werde, unterließ er seine, in geringer Zahl um sein Sterbelager versammelten Schüler nur von den Hoffnungen der Zukunft, welche er der Menschheit bereitet hatte. Der Tod des Schrates war bei weitem nicht so schön.

Die, welche erfahren möchten, was St. Simon in seinen Beziehungen zu Andern war, können dies aus nachfolgenden Zeilen entnehmen, welche von einem Manne berühren, der auf einem sehr vertrauten Fuß mit ihm gestanden hat:

„Alle seine Arbeiten haben das Wohl der Menschen zum Zweck gehabt: die Freiheit, die Betriebsamkeit, die Philosophie in dem, was erhaben an ihr ist, waren die beständigen Gegenstände seiner Trübselen. Hände würden erforderlich seyn, um alle die Ideen zu entwickeln, welche seine klare, lebhaft und glänzende Unterhaltungsgabe in wenigen Stunden süßler und handgreiflich zu machen verstand. Nie reißt er von sich. Es schien, als habe er seine Zukunft vergessen, um den Lark des Großen Blau nur einen Ecken-Abel, nur eine Denkmalsweise zu behaupten, die kein Andern erreichte. Wahrscheinlich würde er sich seiner Heiligkeit und der Tagesfeier, die er an den Tag gelegt hatte, nicht erinnert haben ohne die Erinnerung, welche er darüber empfand, daß auch er zur Freiheit bei-

getragen hatte. Alle Nachsichtungen, welche er der Natur verdankt, gründete er durch sich selbst. Dem Menschen in ihm mußte man keinen Haß man nur seine Grillewerke ins Auge, so muß es scheinen, als ob sein Daseyn nur intellectuell gewesen sei; nimmt man aber seine Handlungen zusammen, so ist man versucht, zu glauben, er sei nur gefühlvoll gewesen. War sein Genie erhaben, so übertraf sein Herz seinen Geist; alle Idem kamen aus seinem Herzen. Wie, dies glaube ich mit Wahrheit von ihm aussagen zu können, hat irgend ein menschliches Geschöpf Ursache gehabt, sich über ihn zu beklagen. Niemand ist undenkbar an ihm geworden; aber er hat auch dankbare Wesen kennen gelernt, und dies war der Zauber seines Lebens.⁴

Eine berühmte Frau hat gesagt: „man fürchte ohne allen Grund die Ueberlegenheit des Genies; denn alles fassen, alles empfinden macht ungemein nachsichtig.“ Wie wahr und richtig dieser Gedanke ist, beweist Niemand besser, als St. Simon. Mit einer unbegreiflichen Einfachheit mußte er sich zu dem Ton und dem Sprechemaßung desjenigen herablassen, der seiner Unterhaltung gewürde. So groß war die Vorsichtlichkeit dieses zwar überlegenen, dabei aber gütigen und vortheilhaften Geistes, daß, während die Einsichtsvollen mit dem Vorzuge von ihm schieden, den empfangenen Unterricht in wiederholten Besprechungen zu vertiefen, der Unwissende ihn mit dem Gedanken verließ, daß er (St. Simon) etwas von ihm gelernt habe. Seine einzige Leidenschaft war die allgemeine Wohlfahrt; diese suchte er mit einer Verleugnung seiner selbst, von welcher sich in allen Zeiten einige Jünger auffinden lassen.

Er, der nie einem fremden Gedanken zu dem seinigen gemacht hatte, spendete die seinigen mit einer Freigebigkeit, die seinen Freunden sehr zu Statten kam. Wenn jag er junge Männer (Menschen der Zukunft) an sich, um ihnen die Mittel zu reichen, sich durch ihre Arbeiten und ihre Scheitern eine ehrenvolle Laufbahn zu eröffnen. Ihm war schling es wenig, daß sie seine Gedanken gebrauchten; er schenkte sie ihnen ja, und es kam ja nur darauf an, daß sie verbreitet wurden. Nie besaßte die geringste Auswandlung von Selbstsucht seinen schönen Charakter. Wie mit den Angelegenheiten Anderer als mit den eigenen, die er sogar vernachlässigte, beschäftigte, ehe er nur das Vermögen, das durch Betriebsamkeit erworben war; und wiewohl er die Erwerbung der Reichthümer als ein nicht zu lösendes Problem betrachtete, und obgleich er selbst dies Problem mehr als einmal gelöst hatte; so bestimmte seine Sorglosigkeit ihn doch, sein Vermögen schneller, als er es erworben hatte, wieder unter die Lasten zu bringen. „Sage,“ so pflegte er zu sagen, „die Großmuth nicht im Herzen, so würde sie noch immer ein guter Rath sein.“ (Siehe das bairische Provinzial-Blatt vom 13. Okt. 1830.)

Nach St. Simons Tode würdigten seine Schüler die ihnen anvertraute Sendung nach ihrem ganzen Umfange. Vereinigt mit denjenigen unter ihnen, welchen ihr Meister immer vorzugsweise geliebt hatte, und der als der Depositar seiner letzten Gedanken und seiner letzten Arbeiten betrachtet wurde, erschlossen sie sich mühsam zur Herausgabe einer periodischen Sammlung, worin die Hauptpunkte der Lehre in einer wissenschaftlichen Form vorgetragen wurden; wobei ihnen nur daran gelegen war, die Denker für sich

zu gewinnen dadurch, daß sie ihnen das Allgemeine der neuen Philosophie verlegten. Sie erreichten ihrem Zweck. Der Producent konnte sich zwar nicht eines glänzenden Erfolges rühmen; allein einen solchen hatten die Herausgeber auch nicht erwartet. Nichts desto weniger beachte er Fundamental-Fragen, welche der gesellschaftlichen Ordnung angehören, in Gang. Unter den oberflächlichsten Lesern gab es immer einige, welche nach verächtlichen Epöken, worauf ein Neuerer sich stütz gefaßt halten muß, die eine oder die andere Idee, das eine oder das andere Stück werth anzugucken. Erstere Leser, aufmerksam gemacht durch das, was sie vernommen hatten, gingen mit den Vertretern der neuen Lehre zu Rathe, oder knüpften Briefwechsel mit ihnen an. So konsolidirte sich die St. Simonische Schule ganz von selbst; und als der Producent aufgehört hatte, wurde sie, anstatt sich aufzulösen, nur zahlreicher und inniger. Das lebendige Wort ersetzte die Presse. Es bildeten sich Vereine, worin die St. Simonische Philosophie gemeinschaftlich erörtert und erörtert wurde; jede Erörterung aber führte ihre neue Freunde zu. De ihre Zahl wuchs, und mit dieser die Hülfquellen der Schule zunahm, so konnte dieß zu einer zweiten Herausgabe schreiben, welche wohl geeignet war, die sich im Schoße der Schule je mehr und mehr entwickelnden und vervollständigenden Ideen in einen ausgedehnten Firtel zu beinagen. Der Organisator wurde im Jahre 1829 bezogenen, und erwarbte nicht die Aufmerksamkeit der, heutigen Tages sehr zahlreichen Klasse zu fesseln, welche die Erfahrung erzaubert hat über einen Zustand, worin der Kampf und das Mißtrauen unter den politischen Gassen und in den Verhältnissen

der Individuen systematisirt sind, wo die Anarchie in der Wissenschaft, die Konfession und der Krieg in der Betriedsamkeit, der Zweifel in dem Glaubensleben vorherrschen: jener Klasse von Menschen, welche, der Vergangenheit überdrüssig und von der Gegenwart ermüdet, eine Zukunft herbeiwünschen, die sie nicht kennen, an welche sie jedoch die Forderung stellen, daß sie die großen Probleme lösen soll, welche der Entwicklungsgang des menschlichen Geschlechtes mit sich führt. Nachdem nun die St. Simonische Schule, in ihrer Fahrt dem Beispiele ihres Existenz folgend, erst den wissenschaftlichen, sodann den industriellen Gesichtspunkt entwickelt hatte, fühlte sie, gleich ihrer, daß diesem Systeme das Leben fehle, d. h. das Band, welches die beiden Ordnungen von Arbeiten, welche bis dahin abgesondert durchlaufen waren, zu vereinigen bestimmt sei. Sie griff also zu dem letzten Gedanken des Meisters: zu dem Neuen Christenthume. Von nun an verlor die St. Simonische Lehre den rein philosophischen Charakter, der ihr ursprünglich eigen gewesen war: sie wurde Religion, und die Schule verandelte sich in eine Kirche. Sich mit der Predigt und mit der Beweisführung abwechselnd an das Gefühl und an die Vernunft wendend, verkündigten die Schüler des neuen Glaubens gegenwärtig ihre Anschauungen, oder setzen ihre Ideen logisch aufeinander; und die Menge steht dabei, sie zu betrachten.

Der Band, welchen wir ankündigen, enthält den mündlichen Unterricht, der im Laufe des Jahres 1829 erteilt worden ist. Ausgehend mit einem Gemälde des gegenwärtigen Zustandes der Gesellschaften, und die Nothwendigkeit einer neuen allgemeinen Lehre fühlend, welche der gesell-

den intellektuellen und materiellen Unerbeug eine Schlinge legen soll, untersucht man darin die wichtigsten Fragen: die Konstitution des Eigentums, die Erziehung und die Gesetzgebung, welche sich an die Spitze der gesellschaftlichen Beziehungen stellen sollen, endlich die Religion, welche alle Theile des Ganzen umfassen und verbinden soll. Ueber jedem Theil und über das Ganze hinüber man summarisch die Richtung an, in welcher die von St. Simon angeführte Wiederaufbauung erfolgen soll. Auf diesen ersten Band wird nächstens ein zweiter folgen, welcher den in diesem Jahre erhaltenen Unterricht enthalten, und die St. Simonische Institution als vollständig entwickelt darstellen wird, sowohl in religiöser als in wissenschaftlicher und in industrieller Ansicht.

Der erste Band enthält eine historische Einleitung über die Arbeiten der Lehre, ein Schreiben an einen Katholiken über das Leben und den Charakter St. Simons, und eine Zusammenfassung der sechs Sitzungen, welche wir jetzt durchlaufen wollen, mit Vorbehaltung der von der Schule gebrachten Ausdrücke, gerade wie wir es bisher gethan haben.

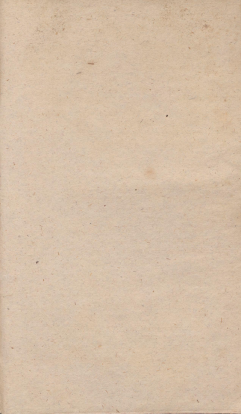
(Die Vorlesung folgt.)

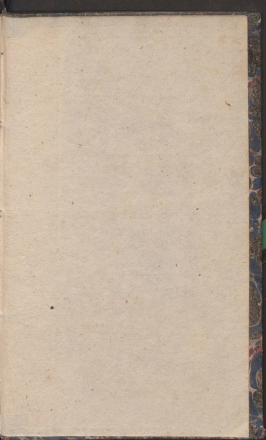


Verbesserung **im dritten Hefte dieses Jahrgangs.**

Seite 249 Zeile 13 von oben lies statt: dies nicht sehr anständig fand,
dies sehr anständig fand.







BIBLIOTEKA * * * *

UNIVERSYTECKA

010242/1831

* * * * W TORUNIU *